Ph. Sp. 929 Weishaupt

<36606919220011

<36606919220011

Bayer. Staatsbibliothek

Apologie des Misvergnügens und Uebels.

Von

Adam Weishaupt

Herzoglich Sachſen Gothaiſchen Hofrath.

Non ignara mali, miſeris ſuccurrere diſco.

Frankfurt und Leipzig,
1787.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Freund ſeines Herzens

dem

Hochwürdigen, Hochgebohrnen

Franz

des H. R. R. Grafen

von

Starhemberg

des

Hohen Domſtifts zu Eychſtädt

Domicellaren

widmet dieſe Blätter als ein Denkmal

ſeiner

innigſten Verehrung und Freundſchaft

der Verfaſſer.

Einleitung.

Wenn ich beym Tacitus die Rede des Suilius leſe, die Vorwürfe, die er einem der vorzüglichſten Schriftſteller der ſtoiſchen Philoſophie, einem Seneca macht: wie er ihn beſchuldiget, daß er mit Prinzeſſinen in einer ehebrecheriſchen Vertraulichkeit gelebt, durch eine vieriährige Fürſtengunſt ein Vermögen von zehen Millionen und 50000. Thalern erworben habe, daß er allen reichen Verlaſſenſchaften nachgeſtellet, der Univerſalerbe aller Reichen ohne Erben geworden, und Italien mit ſeinen Zinſen zu Grunde gerichtet habe, und dann die Schrif-

Schriften dieſes Mannes, ſeine Lehren mit ſeinen Thaten vergleiche, ſo weis ich nicht, was ich denken ſoll: ich muß zur Ehre der Weltweisheit vermuthen, daß dieſe Beſchuldigungen helle Verläumdungen ſeiner Feinde ſeyen. Aber wenn ich ſodann ſeine niederträchtige Troſtſchrift an einen der ſchändlichſten Menſchen ſeiner Zeit, an den freygelaſſenen Polibius, ſeine Lobeserhebungen, und kriechende Schmeicheleien gegen dieſen ſowohl als den elenden Claudius aufmerkſam durchleſe, ſo kann ich nicht mehr läugnen, ſo werden mir alle Beſchuldigungen glaubbar, und ich muß geſtehen, daß Seneca den Namen eines Weltweiſen in einem hohen Grad entehret habe. Ich finde ſogar, daß die Feinde der Philoſophie dadurch berechtiget werden, ihre Lehren und Grundſäze zu verſchreien.

Noch eine andere Beſchuldigung gegen die Weltweisheit kann aus der römiſchen Geſchichte des Dio Caſſius genommen werden. Dieſer erzählt im 47. B. 49. Cap. der iüngere Brutus, dieſer eifrige Anhänger und Verehrer der Weltweisheit habe nach der unglücklichen Schlacht bei Philippi, ſeine Geſinnungen in einer Rede geäuſert, die vermuthen lieſſe, er habe gänzlich an der Macht und dem Werth aller Tugend verzweifelt: Er habe mit dem Hercules ausgeruffen:

Ω τλημων αρετη, λογος αρ' ησθ'! Εγωγε σε ὡς εργον ησκουν· συ δ' αρ' εδουλευες τυχη.

O unglükliche Tugend! du wäreſt alſo ein leeres Wort; ich glaubte, du wäreſt ein würkliches Gut: und du biſt eine Buhlerin des Glüks.

Dieſe Rede in dem Munde eines ſolchen Mannes, der mit der Weltweisheit ſo vertraut war, an dem Rande ſeines untadelhaften Lebens, nach ſo vielen glük-lich ausgeſtrittenen Widerwärtigkeiten, fällt ſehr auf. Ein ſolches Beiſpiel muß würk-lich bei ſchwächern Menſchen, bei den Geg-nern der Philoſophie häufige Zweifel er-wecken, ob denn Weltweisheit im Unglük und anderen widrigen Vorfällen des Le-bens, wo man ihrer am meiſten benöthiget iſt, würklich den Nutzen gewähre, den ſie verſpricht; ob es wahr ſey, daß ſie das Gemüth über Unglüksfälle erhebe; ob der Fehler nicht mit gröſſerem Recht, in dem unbefriedigten und mangelhaften ihrer Leh-ren, als in dem Betragen ihrer Bekenner gefunden werde.

Dieſe Zweifel gegen die Macht der Tugend erhalten noch mehr Stärke, wenn ich auf das Betragen der Menſchen in unſeren heutigen Zeiten den Blik werfe, in dieſen Zeiten, wo die Vorſchriften der Vernunft noch überdieß durch die Gründe der Religion beſtärkt und unterſtüzt werden. Wenn ich dieſe Menſchen nach ihren Worten beurtheile, ſo wäre Tugend diejenige Eigenſchaft, die unter ihnen am häufigſten gefunden würde. Niemand iſt, der ſich nicht vollendet glaubt, der dieſes ſo oft ſinnleere Wort nicht unaufhörlich im Munde führt. Wir hören davon in den früheſten Jahren unſerer Kindheit. Tugend iſt das einzige und vorzügliche Geſchäft unſerer Erzieher. — Aber ſchaue ich ſodann, wie ſich Menſchen in entſcheidenden Gelegenheiten betragen, auf das, was ſie thun, auf ihre ſo allgemeine Klagen vom

 menſch-

menſchlichen Verderben und Elend, auf die Würkungen, die eine ſo allgemeine Tugend auf der Erde hervorbringen müſte, auf die Vollkommenheit, Zufriedenheit, Glükſeeligkeit der Menſchen, auf den Geiſt der Liebe, der ſie beſeelet, auf die Aufopferungen, deren ſie fähig ſind, auf die Macht und Herrſchaft ihrer Leidenſchaften, die ſie äuſern, auf die Uneigennüzigkeit, mit welcher ſie handeln, auf die Rechtmäſſigkeit ihrer Handlungen, auf die Reinigkeit ihrer Abſichten, auf die Schikſaale, welche dem Tugendfreunde zu Theil werden, auf die Achtung, die ihm widerfährt, auf die Entſchloſſenheit, auch in Widerwärtigkeiten die Tugend nicht zu verkennen, ihr unabänderlicher Bekenner troz aller Stürme und Gefahren zu bleiben — wenn, ſage ich, ich ſodann auf das alles ſchaue, wie es auch ſeyn muß: ſo finde ich gar keine Tugend, ſo

ist

iſt ſie ein Fremdling unter den Menſchen, ſo erſcheinet ſie als ein Traum der Schullen, als eine Forderung, die unſere Kräften überſteigt: Religion und Weltweisheit arbeiten ohne Erfolg: die Weltleute haben recht: gute Grundſäze fangen an zu wanken, und man ſteht im Begrif, ſich auf die entgegengeſezte Seite zu ſchlagen: Socrates erſcheint als ein Schwärmer, und Seneca verdient keinen Tadel.

Auch mich haben dieſe Zweifel beunruhigt. Ich war mehr als einmal in der ſehr nahen Gefahr, zu unterliegen, und ihre Uebermacht zu erkennen. Noch zu unverdorben, um auf einmal das Böſe zu erwählen, und oft zu ſchwach und unkräftig, die entgegengeſezte Reize aufzuwägen, habe ich mich oft in einer ſehr quälenden Gemüts-

müthslage befunden, die man ſelbſt fühlen muß, um darüber zu urtheilen. Aber der Vorſicht ſey es gedankt, ich habe mich noch immer aufrecht erhalten, ich kenne nun aus eigener Erfahrung die Schwierigkeit dieſes Kampfes: ich kenne die Waffen, und ich kenne die Stärke des Angriffs. Ich weis, wo unſere Schwäche liegt, und welcher Verſtärkungen ſie benöthiget iſt. Ich weis, was ich mir ſelbſt ſagen muſte, um mich aufzurichten, und zu ſtärken. Ich habe den wohlthätigen Erfolg erfahren: und zur Stärkung aller, die in gleicher Gefahr ſtehen, will ich es unternehmen, dieſe Grundſäze aus dunklen Gefühlen, ſo gut ich es vermag, zur Deutlichkeit zu erheben, und andern zum gefälligen Gebrauch darzuſtellen und vorzulegen.

legen. Ich wähle die Form eines Geſprächs, weil dieſe Gedanken ein würkliches Geſpräch im Inneren meiner Seele waren. — Das Geſpräch der Sinnlichkeit mit der Vernunft, der Philoſophie mit mir ſelbſt.

Dieſen Vorwürfen, die ich oben angeführt habe, ſuche ich durch dieſe Schrift zu begegnen. Ich will beweiſen, daß, wenn die Weltweisheit keine Seelenruhe gewährt, dieſer Mangel mehr in ihren vorgeblichen Bekennern, als in ihr ſelbſt liege; daß dieſe ſich ihre Lehren nicht ſo eigen gemacht haben, als ſie ſollten, um dieſe Früchte zu ärndten; daß nicht iede Erkenntnis dazu führe; daß dieſe Lehren nicht tief genug in ihre Seele gedrungen; daß Cato und Brutus in dem Augenblick ihrer

Selbſt-

Selbſtentleibung nichts weniger als Weltweiſe geweſen ſeyen. Der Leſer mag urtheilen, ob ich meinen Zweck erreicht habe, ob und in wie weit mir mein Vorhaben gelingen werde. Ich mache keinen Anſpruch auf neue Entdekungen: denn alle Säze, die ich hier vortrage, ſind ſehr alt, tauſend gröſſere und beſſere Menſchen haben ſie vor mir geſagt. Ich mache keine Anſprüche auf ſchriftſtelleriſchen Werth und Anſehen, denn ich weis, welche Hinderniſſe ſich dagegen vereinigen. Aber das glaube ich verſichern zu können, daß ſich ſchwerlich noch ein anderer Schriftſteller ſo viele Mühe gegeben, die wohlthätigen Abſichten verſchiedener Uebel zu erforſchen, und ſie unter einem einzigen allgemeinen Geſichtspunkt darzuſtellen. Dies ungeheuchelte

Zeug-

Zeugniß darf und kann ich mir ſelbſt geben, daß dieſe Schrift mehr aus dem Herzen als Kopf geſchrieben, daß die darinn vorgetragene Grundſäze mehr empfunden als gedacht ſeyen; daß ich ihre Wahrheit aus der Erfahrung kenne, und deren mehrere bei iedem Saz nahmhaft machen könnte, daß es mir ein leichtes ſeyn ſollte, die Originalien zu nennen, die mir dieſe Kopien und Reſultate geliefert haben. — Nach dieſen Geſichtspunkt wünſche ich beurtheilet zu werden, nach der Würkung, die dieſe Gedanken in den Gemüthern meiner Leſer hervorbringen. Sollte ich dadurch einem einzigen Leidenden nur eine einzige Stunde das unangenehme ſeiner Lage verſüſſen, bei ihm den Gedanken erwecken, daß ſein Leiden würklich zu etwas gut ſey, ihn da-

durch

durch ſtärken, und ſein Vertrauen auf die Vorſicht vermehren; O! dann bin ich hinlänglich belohnt; dann wäre es der Mühe werth, in den Lagen und Umſtänden zu leben, die dieſe Grundſätze erzeugen.

Erſtes Geſpräch.

Ich.

Wenn ſich von dem Aeuſſern auf das Innere ſchlieſſen läßt, wenn ſich die Bewegungen der Seele in unſern Mienen und Gebärden abdruken: ſo verkündigt dieſe deine Miene eine Niedergeſchlagenheit deines Geiſtes. Du liegſt im Streit mit dir ſelbſt, und ſchwarze Vorſtellungen haben ſich deiner Seele bemächtiget.

Der Leſer.

Du irreſt dich nicht. Ich werde ſeit einiger Zeit von düſtren Gedanken geplagt. Dieſe werfen etwas finſteres und ungeſelliges auf mein ganzes Betragen.

Ich.

Ich kenne dieſen Zuſtand aus eigener Erfahrung: man befindet ſich dabei ſehr übel.

Der Leſer.

Niemand ſo ſehr als ich.

Ich.

Warum ſäumſt du, dich davon zu befreien?

Der Leſer.

Wenn man das nur ſogleich könnte.

Ich.

Jeder kann das, wenn er will.

Der Leſer.

Ich will es, und kann es nicht.

Ich.

Und du willſt es ernſtlich? mit gehöriger Anſtrengung?

Der Leſer.

Wer ſoll ſich nicht alle Mühe geben, ſich vom Misvergnügen zu befreien?

Ich.

Und kömmſt mit aller Anſtrengung nicht damit zu Stand?

Der Leſer.

Wie du ſiehſt.

Ich.

Unmöglich! entweder vermögen alle Menſchen ohne Ausnahme gar nichts über ihre Leiden, über ihr Glück oder Unglück: ein unvermeidliches Schikſaal beſtimmet unſer Leiden: oder du haſt falſche unwürkſame Mittel ergriffen, um dich vom Schmerz zu befreien. Ich kenne keinen dritten Fall, der möglich wäre.

Der Leſer.

Kannſt du machen, daß das Feuer nicht brenne, dein verſtorbener Freund noch lebe, die Verachtung Ehre bringe, daß Beleidigungen Wohlthaten ſeyen, daß Armuth Ueberfluß gebe, daß ein bevorſtehendes nahes unvermeidliches Uebel nicht bevorſtehe, daß ich im Beſiz meiner verlohrnen Stelle bleibe? Kannſt du der Natur und der Ordnung des Ganzen gebieten, daß ihre Begebenheiten erfolgen, wie ich ſie wünſche?

Ich.

Du nimmſt alſo das erſte an, daß Gegenſtände auſſer uns alles über uns vermögen;

mögen; daß wir uns bloß allein leidend verhalten; daß wir gar keine eigene Kraft haben, um entgegen zu würken?

Der Leſer.

Das mus ich in den meiſten Fällen ſo lang annehmen, als meine Natur dieſe Einrichtung hat, die ich mir nicht ſelbſt gegeben habe; als Gegenſtände auſſer mir dieſe Eigenſchaften haben, wodurch ſie dieſe Veränderungen in mir hervorbringen.

Ich.

Wenn wir nichts über die Gegenſtände auſſer uns vermögen, ſo ſind wir elender als Thiere. Wir haben höhere Kräfte, um häufigere Uebel vorzuſehen, und wir ſind unvermögend, ſie von uns zu entfernen. Scheint es dir nicht, daß ſodann alle Beſſerungs-Anſtalten der Menſchen unnüz und überflüßig ſeyen? Wenn die Eindrüke der äuſſern Gegenſtände über Menſchen alles vermögen, was wollen wir ſodann mit unſrer Erziehung, Moral, Religion, Regierung? Scheint nicht die auſſerordentliche Thätig- und Geſchäftigkeit der Menſchen, um unangenehme Eindrüke zu vermindern,

mindern, der Erfolg ſelbſt, mit welchen ſie dieſes auf mancherlei Art bewürken, das Gegentheil zu beweiſen?

Der Leſer.

Es iſt eben nicht nothwendig, daß Menſchen in allen Vorfällen von den Eindrüken der äuſſeren Gegenſtände abhangen. Mir iſt es genug, daß ſolches bei den meiſten geſchehe.

Ich.

Dazu würde erfordert, daß es Gegenſtände gäbe, welche bei allen Menſchen zu allen Zeiten, unter allen Umſtänden dieſelbige unangenehme Würkung nothwendig hervorbringen müſten!

Der Leſer.

Solche Gegenſtände giebt es auch.

Ich.

Du ſollſt Recht haben, wenn du mir einige davon namhaft machen kannſt.

Der Leſer.

Der Tod.

Ich.

Iſt der Tod ebenfalls ein Uebel für den, dem das Leben unerträglich wird?

Der Leſer.

Dieſer ſehnt ſich darnach.

Ich.

Wird dein Tod deinem Feinde, dem, der auf deine Stelle lauert, Schmerz verurſachen?

Der Leſer.

Dieſer freut ſich darüber.

Ich.

Wird der Tod demienigen ein Uebel ſcheinen, der ihn als das Mittel zu einem beſſern Leben betrachtet?

Der Leſer.

Dieſem, iemehr er ſich von den Freuden der Zukunft überzeugen wird, muß die Verzögerung des Todes zur Qual werden.

Ich.

Wenn der Tod ein für alle Menſchen ſo empfindliches Uebel iſt, warum trinkt Socrates den Gift-

Giftbecher mit dieſer Gelaſſenheit? Warum fallen Cato und Brutus in ihre Schwerder? Warum ſehnt ſich der Krieger nach Schlachten und Gefahren? Warum wollen die Frauen der Hindoos den Tod ihres Mannes nicht überleben? — Der Tod iſt alſo nicht für alle Menſchen ein Uebel. Das unangenehme des Todes kann alſo nicht in dem Tod ſelbſt geſucht werden. Es muß einen andern Grund haben. Es muß darauf ankommen, wie man ſich ſolchen vorſtellt. — Nenne mir ein anderes Uebel, das allgemein zu allen Zeiten quälend wäre.

Der Leſer.

Phyſiſcher, körperlicher Schmerz. —

Ich.

Lies die Geſchichte der erſten Bekenner des Chriſtenthums, die Würkungen des Fanatismus, die Abtödtungen der Kloſterleute, den hohen Muth eines Mucius; und du wirſt finden, daß ſich die Seele über die Qualen des Körpers erheben könne. — Kennſt du noch ein drittes allgemeines Uebel?

Der Leſer.

Die Armuth.

Ich.

Kann man ärmer ſeyn, als die Wilden?

Der Leſer.

Man vermiſſet leicht, was man nie gekannt hat.

Ich.

So ſchau alſo auf den Ariſtides, Cincinnatus, Curius, Fabricius. Dieſe kannten die Reichthümer, ſchlugen ſie aus, und erwählten eine freiwillige Armuth. Was dieſen kein Uebel ſchien, kann unmöglich ein allgemeines von der menſchlichen Natur untrennbares Uebel ſeyn. Du kennſt alſo nichts, daß durchaus unter allen Umſtänden bös wäre?

Der Leſer.

Es würde dir abermal nicht ſchwer fallen, auch an dieſen eine gute Seite zu finden.

Ich.

Alles Böſe hat alſo auch ſeine gute Seite? — und wir haben das Vermögen uns dieſe oder iene

vor-

vorzuſtellen? Was muß wohl der Erfolg ſeyn, wenn wir uns die gute vorſtellen?

Der Leſer.

Wir werden den Gegenſtand begehren, ſein Beſiz wird uns vergnügen.

Ich.

Und wenn wir uns die böſe vorſtellen?

Der Leſer.

So werden wir ihn haſſen, verabſcheuen. Er wird uns Misvergnügen verurſachen.

Ich.

Die Gegenſtände auſſer uns ſind alſo eben ſo geſchickt, uns zu vergnügen, als Misvergnügen zu erweken?

Der Leſer.

Ich kann es nicht läugnen.

Ich.

Und wenn wir mehr misvergnügt, als vergnügt ſind?

Der Leſer.

So ſcheint es, wir ſtellen uns die böſe Seite öfter und häufiger vor als die Gute.

Ich.

Wenn wir uns nun beſtreben wollten, die gute eben ſo oft und lebhaft vorzuſtellen?

Der Leſer.

So würden wir vergnügter ſeyn.

Ich.

Das Misvergnügen liegt alſo nicht in den Gegenſtänden; wir ſind keine Sklaven derſelben. **Es liegt in der Art, uns die Gegenſtände vorzuſtellen, in unſrer Ideen Reihe, in der Stimmung unſeres Geiſtes, in uns ſelbſt.** Wir ſind die Quelle unſeres Glüks, ſo wie unſers Unglüks.

Der Leſer.

Es ſcheint ſo.

Ich.

Was müſſen wir alſo thun um glükſeeliger zu ſeyn?

Der

Der Leſer.

Unſern Geſichtspunkt verändern.

Ich.

Alles Misvergnügen entſteht alſo aus einem falſchen Geſichtspunkt, aus einem Irrthum; und alles Vergnügen aus einem wahren Geſichtspunkt, aus Wahrheit?

Der Leſer.

Aber können wir dieſen Geſichtspunkt verändern, wie wir wollen? Die ganze Frage, ob wir Urheber unſres Glüks ſind, ſcheint nun da hinaus zu gehen. Ich geſtehe nun gerne ein, daß wir von den Gegenſtänden auſſer uns nicht abhängen, daß vielmehr alles darauf ankomme, wie wir uns ſolche vorſtellen. Aber ob das in unſrer Gewalt ſtehe, ſie uns auf dieſe oder eine andere Art vorzuſtellen, dies iſt, woran ich zweifle.

Ich.

Auch dieß iſt in unſrer Gewalt. Wenn wir nicht vermögend ſind, uns die gute ſowohl als böſe Seite eines Gegenſtands vorzuſtellen, ſo iſt es eben ſo viel, als ob wir von den äuſſeren Ge-

genſtänden abhiengen. Alle Beſſerung und Bekehrung des Menſchen iſt unmöglich. Erziehung, Moral, Religion, und Regierung ſind eitle Thorheit. Denn alle dieſe gehen und arbeiten dahin, den Menſchen von Verirrungen abzuhalten, ihm unter den tauſend möglichen Geſichtspunkten den wahren zu zeigen, den Zug der Obiekte, und den Eindruk der ſinnlichen Gegenſtände dadurch zu vermindern, daß ſie andere beſſere Eigenſchaften erſcheinen machen, die Aufmerkſamkeit der Menſchen auf ſie richten; daß ſie, im Falle dieſe natürliche Eigenſchgften für einige zu ſchwach anziehen, ſinnlichere Bewegungsgründe, Strafen und Belohnungen damit verbinden. Und was heißt das anders, als auf die Vorſtellungskraft der Menſchen würken, ihren Geſichtspunkt verändern? — Du ſelbſt muſt dies ebenfalls aus eigener Erfahrung wiſſen. Wenn du auf dich Acht haben willſt, ſo wirſt du finden, daß du bei ieder Handlung mehr oder weniger Gründe und Gegengründe haſt: du findeſt dich im Stande, dieſe untereinander zu vergleichen, zu wählen, dich zu dem einen oder dem andern zu beſtimmen, die nähere oder die entferntere Folgen in Erwägung

zu

zu ziehen. Du wirſt finden, daß du vordem Sachen und Perſonen ſehr heftig gehaßt, die du nach genauerer Bekanntſchaft, nach veråndertem Intereſſe, folglich nach veråndertem Geſichtspunkt eben ſo lieb gewonnen; daß, wenn du andere zu deinen Abſichten gewinnen willſt, dein Beſtreben dahin gehe, durch Darſtellung eines neuen Geſichtspunktes die Vorſtellungskraft anderer zu verändern. Dieß kannſt du noch ieden Augenblik ſelbſt durch dieſe unſere Unterredung erfahren. — Du haſt einen lebhaften Durſt: hier ſteht ein Becher voll des ſchmakhafteſten Weins. Was wird nun geſchehen?

Der Leſer.

Ich werde trinken.

Ich.

Warum?

Der Leſer.

Ich ſehe in dieſem Wein das Mittel ein dringendes Bedürfniß zu ſtillen.

Ich.

Nun will ich verſuchen, ob dieſe Eigenſchaft und Vorſtellung für dich ſo viel anziehendes habe,

daß

daß du dir dieſe vorhergeſehene Luſt ſchlechterdings nicht verweigern kannſt.

Der Leſer.

Es wird ſchwer ſeyn, dieſes zu bewürken.

Ich.

Es iſt Gift in dieſem Becher. — Trinkſt du noch weiter.

Der Leſer.

Nimmermehr.

Ich.

Was hat nun auf einmal dieſen Objekt ſeinen Zug genommen? Durſtet dich weniger?

Der Leſer.

Die ſchädliche Eigenſchaft, die ich ſo eben gewahr werde, die Vorſtellung, wodurch mir dieſer Gegenſtand aufhört, als Mittel zu meinem Zweck zu erſcheinen. Mein Geſichtspunkt hat ſich geändert, und mit ihm meine Luſt.

Ich.

Hier ſiehſt du verſchiedene, dir gänzlich unbekannte Menſchen. Sind dieſe Menſchen gut

oder

oder böſe? Kannſt du ſie lieben oder haſſen? Sind ſie deine Feinde oder Freunde?

Der Leſer.

Es wird nöthig ſeyn, ſie näher zu kennen. Indeſſen ſind ſie mir gleichgültig.

Ich.

Aber dieſer dein Landsmann kann dir unmöglich gleichgültig ſeyn?

Der Leſer.

Ich wünſche durch dich mit ihm in Bekanntſchaft zu kommen.

Ich.

Weißt du aber, daß es K — — iſt?

Der Leſer.

Der Mann von dem man mich verſicherte, daß er das meiſte zu meinem Untergang beigetragen habe?

Ich.

Derſelbige. Du warſt im Begrif, dich ihm in meiner Geſellſchaft zu nähern. Warum tritſt du auf einmal zurük?

Der

Der Leſer.

Kannſt du verlangen, daß ich mich meinem Feinde nähere?

Ich.

Kennſt du dieſe Schrift?

Der Leſer.

Es iſt die Hand meines engſten Freundes. Ich kenne ſie genau.

Ich.

Lies, was er ſchreibt.

Der Leſer.

Soll es möglich ſeyn, daß ſich meine Lage ändern wird? Daß ich dieſe meine Wiederherſtellung dieſem K — — — zu verdanken habe? Es mus alſo falſch ſeyn, daß er meinen Sturz befördert habe?

Ich.

Deine Abneigung gegen ihn ſcheint ſich zu vermindern?

Der Leſer.

Willſt du, daß ich meinen Wohlthäter haſſe?

Ich.

Ich.

Wie aber, wenn dieſer Brief erdichtet, von deinem Freund zu dieſer beſtimmten Abſicht geſchrieben wäre?

Der Leſer.

Ich weiß nicht mehr, was ich glauben ſoll. Ich werde gewahr, daß man mich zum beſten hat.

Ich.

Nun bitte ich dich, geh in dich ſelbſt zurük. In derſelbigen Minute war dir dieſer Mann ſehr gleichgültig. Dann wurde er dir lieb. Durch ſeinen Namen wurd' er dir verhaßt: Der Brief deines Freundes hat dich für ihn eingenommen: Nun hätteſt du neue Luſt, ihn abermal zu haſſen, aber er wird dir gleichgültig werden, wie er vordem war, ſobald ich dir ſage, daß dieſer Mann nichts weniger als K — — ſey. Iſt es möglich, daß derſelbige Menſch in einem ſo kurzen Zeitraum in dir ſo entgegengeſezte Bewegungen hervorbringe?

Der Leſer.

Aber du haſt mir auch dieſen Mann aus ſehr entgegengeſezten Geſichtspunkten dargeſtellt?

 Ich.

Ich.

Dies iſt eben, was ich von dir hören wollte. Du ſollſt mir eingeſtehen, daß es in unſren Leiden und Freuden nicht ſo faſt auf die Sache ſelbſt ankomme, als auf das, was wir uns an ihr vorſtellen, welche Beziehung ſodann die vorgeſtellte Eigenſchaft auf unſre übrige Wünſche und Erwartungen habe.

So verhält es ſich mit allen übrigen Gegenſtänden deines Vergnügens oder Misvergnügens. Es kommt darauf an, von welcher Seite du dir ſolche vorſtellſt: und du wirſt ſie dir allzeit von der Seite vorſtellen, wo ein Intereſſe dich wekt, wo ſie ſich am eheſten mit deinen übrigen Wünſchen vertragen. So ſiehſt du an deinem Feinde keine Tugenden, und an deinem Freunde keine Mängel. Der Wandersmann in der Fabel ſchmähte auf den Wind, ſo lang er an ihm nichts weiter als ein Hinderniß ſeiner Reiſe gewahr wurde: aber er änderte ſogleich ſein Urtheil, ſobald er erfuhr, daß eben dieſer Wind die gegen ihn losgedrükte Pfeile abgewandt, und ihn vom Untergang

gang gerettet habe. Bei uns hat das Geld einen hohen Werth; denn es ſtellt Dinge vor, die wir ſuchen. Der Wilde kennt dieſe Eigenſchaft des Geldes nicht, und er iſt gleichgültig dagegen: mancher Fromme ſieht gar vollends in dem Geld Hinderniſſe ſeiner Seeligkeit, er ſucht ſich davon los zu machen, und erwählt freiwillige Armuth. — Worinn liegt alſo alle Stärke, um auf Menſchen zu würken? Nicht in der Veränderung der Obiekte: dieſe bleiben, wie ſie ſind. Sie liegt mehr in der Veränderung ihrer ſelbſt, in der Kunſt, ihre Aufmerkſamkeit auf andere Eigenſchaften dieſes Gegenſtandes zu lenken, ihre günſtige oder widrige Beziehung auf die Befriedigung unſrer Grundtriebe zu entwiklen. Dahin geht alle Kunſt des Lehrers, des Redners, des Staatsmannes, des Geſetzgebers. Die Geſichtspunkte, die Zwecke, das Intereſſe verändern, dies iſt, was die Gegenſtände verändert, was Leid mit Freude, was Vergnügen mit Misvergnügen verwechslen, was das Glük oder Unglük der Menſchen beſtimmen kann. Wenn dieſe ſo verſchiedene Vorſtellungsart nicht wäre, wie könnte es geſchehen, daß der eine ſich freuet,

wo der andere leidet, daß der eine begehrt, was der andere verabſcheut, daß der eine verehrt, was der andere verlacht? Nun vergleich einmal das ſo verſchiedene Betragen eines Spartaners und Sybariten, eines Atheiſten und Deiſten, eines Epikurers und Stoikers, eines Diogens und Ariſtipps, Heraclits und Democrits, eines Charteuſers und eines Weltmanns, eines Herrenhuters und eines Hofiunkers, eines Inſpirirten und eines Freigeiſtes; und wundere dich, wenn du kannſt.

Ich denke, dieſe Beiſpiele ſollen Dir beweiſen, daß wir Dinge ſuchen, oder fliehen, inſofern wir uns ſolche vorſtellen, daß unſre Handlungen durch den Willen, und dieſer durch die Vorſtellungs-Kraft beſtimmt werde; daß ſich die Dinge auſſer uns auf mancherlei Art vorſtellen laſſen, unter mancherlei Beziehungen zu ſehr verſchiedenen Zweken, durch Sinne, oder Vernunft, in ihren nähern oder entferntern Folgen; daß nicht iede dieſer Vorſtellungsarten gleich viel Vergnügen oder Misvergnügen hervorbringe; daß wir alſo nicht allein von den Gegenſtänden auſſer uns abhangen, daß ungleich mehr

auf

auf die Stimmung unſers Geiſtes ankomme: daß zum wahren und dauerhaften Vergnügen nöthig ſey, uns diejenige Stimmung zu geben, durch welche widrige Dinge begehrungswerth werden; daß die Dinge auſſer uns ſich in dem Maas verändern, als wir uns verändern; daß der, ſo häufiges Mißvergnügen empfindet, dieſe wohlthätige Stimmung des Geiſtes nicht habe; daß Menſchen verkehrt handeln, weil ihre Geſichtspunkte verkehrt ſind; daß endlich der einzige Weg ſey, um Menſchen zu beſſern, auf ihre Vorſtellungskraft zu würken, ihre Grundſäze zu erforſchen, ſchädliche zu untergraben, beſſere an ihre Stelle zu ſezen, und in dieſen eine Fertigkeit zu gründen. — Wir kommen, wie ich hoffe, in dieſen Säzen überein. Wenn nun die Ueberzeugung davon bei dir lebhaft und vollkommen iſt, welche Würkung müſſen dieſe Säze bei dir hervorbringen?

Der Leſer.

Ich denke, weil ich durchaus Vergnügen ſuche, und nun durch dich erfahren habe, daß die Quellen des Vergnügens innerhalb mir ſelbſt ſind, daß alles auf die Art ankomme, wie ich mir die Gegenſtände vorſtelle; ſo wird es nöthig ſeyn, daß ich mich ſelbſt, meine Grundſäze und Geſichtspunkte, nach welchen ich handle, genauer erforſche. Ich muß dir aber geſtehen, daß ich meine ſowohl als die verſchiedene Grundſäze der neuern und ältern Syſteme ſo zimlich kenne. Unter dieſen Vielen ſolte doch wohl eines das wahre ſeyn: aber weder das eine noch das andere gewährt mir was ich verlange, was du mir verheiſſen haſt.

Ich.

Wirſt du mir eingeſtehen, daß jede Urſache ihre beſtimmte ihr allein eigene Würkung habe: daß dieſe von ihr nicht könne getrennet werden; daß ich von dem Daſeyn der Würkung auf das Daſeyn der mit ihr verbundenen Urſache mit groſſer Zuverſicht ſchlieſſen könne, ob ich gleich die Urſache nicht deutlich gewahr werde?

Der Leſer.

Ich ſehe noch nicht, wo du hinaus willſt; ein Beiſpiel würde mir die Sache klar machen.

Ich.

Dis ſollſt du auch haben. Es war den Griechen darum zu thun, daß ſie mit Gewisheit erfahren, ob Uliſſes, der den Sand pflügte, würklich ſeine Vernunft verlohren habe, oder ob es bloſſer Vorwand wäre. Palamedes legte ihm ſeinen Sohn in den Weg. Uliſſes trieb den Pflug um ihn herum, und Palamedes ſchloß daraus, daß die Thorheit des Uliſſes eitle Verſtellung ſey. Er ſchloß dieß, weil er die Würkungen nicht ſahe, die der Verrükung eigen ſind. — Noch ein Beiſpiel. Die Griechen kannten den kriegeriſchen Geiſt des Achilles, ſie hörten, daß er in Scyrus in Weibskleidern verborgen ſey. Uliſſes kommt nach Scyrus als Kaufmann. Er legt ſeine Waaren aus: unter dieſen befinden ſich auch Waffen. Achilles greifft vor allen Waaren nach dieſen allein, und Uliſſes erkennt

den Achilles an den Waaren, die er ergreift. Er ſchließt von der Würkung auf die Urſache. — Verſtehſt du nun meinen obigen Saz? Es iſt dieſelbe Regel, derer ſich ieder Menſchen-Erforſcher bedienet.

Der Leſer.

Ich begreiſe ihn ſehr wohl, und ich mus mit dir einverſtanden ſeyn.

Ich.

Wir ſagten oben, es gäbe einen Geſichtspunkt, der Vergnügen zur Folge hätte. Wo dieſer Geſichtspunkt wäre, müſte nothwendig Vergnügen vorhanden ſeyn, und nicht iedes, ſondern dauerhaftes Vergnügen, denn von dieſem iſt hier ganz allein die Rede.

Der Leſer.

Das ſagten wir.

Ich.

Nun fühlſt du aber Misvergnügen.

Der Leſer.

Das fühle ich.

Ich.

Kann Misvergnügen die Folge dieſes Geſichtspunktes ſeyn, von dem wir ſo eben geſprochen haben?

Der Leſer.

Deinem obigen Unterrichte zufolge iſt es die Folge eines andern, eines falſchen Geſichtspunktes, denn aus der Würkung erkenne ich die Urſache. Dieſe läſt ſich nicht verläugnen, ſie iſt ihrer Würkung durchaus ähnlich.

Ich.

Alſo ein vergnügender Geſichtspunkt kann unmöglich Misvergnügen hervorbringen? und wo Misvergnügen als Würkung ſichtbar iſt, da mus in der Seele eine Stimmung als die erzeugende Urſache vorhanden ſeyn, die nur Misvergnügen hervorbringt: und dieſes Misvergnügen kann nur darum vorhanden ſeyn, weil dieſe Urſache vorhanden iſt? mit dieſer Urſache muß es verſchwinden?

Der Leſer.

Ich fühle mich in der Enge. Es iſt ſchwer, dieſe Folgen zu läugnen.

Ich.

Weiſt du noch einen andern Ausweg, um dieſen Vortrag zu entkräften?

Der Leſer.

Wenn es wahr iſt, daß die Würkung nach der Urſache ſich richte; daß die Urſache unſres Leidens der Geſichtspunkt ſey, den wir haben, daß mit einem andern Geſichtspunkt das Vergnügen eben ſo weſentlich verbunden ſey, als mit dieſen das Misvergnügen, wie ich dir ſchon eingeſtanden habe, ſo giebt es keinen weitern Ausweg.

Ich.

So ziehe auch ohne Scheu die Folge, die ſich daraus ergiebt. — So darfſt du alſo auch ſicher glauben, daß du noch nicht ſeyeſt, was man ſeyn mus, um dieſe Würkung an dir gewahr zu werden. Du darfſt ſicher glauben, daß in iedem Augenblik deines Misvergnügens ſich ſolche Grundſäze deiner Seele bemächtiget haben, und darinn die herrſchende geworden ſind, die keine Lehren der Vernunft ſind. Engere Zwecke und Leidenſchaften erfüllen ſodann deine Seele. Dieſe bringen dieſe Würkungen hervor. Du kennſt alſo entweder die

wahre Grundſäze gar nicht, oder nur zum Theil, oder du kennſt ſie ſehr ſchwach. Das eine ſowohl als das andere iſt ſo viel als nicht wiſſen. Jede Erkenntnis, welche nicht zur Beſſerung deines Karakters beiträgt, welche nicht deine Seelenruhe vermehrt, iſt falſche oder todte Erkenntnis. Sie hat Eitelkeit, Begierde zu glänzen, andere zu übertreffen, Vorwiz, oder Sorge für deinen Unterhalt zum Grunde, und ſie wird dich quälen, ſobald dieſe Zwecke nicht erreicht werden; ſobald ſie dich quält war einer dieſer Zwecke die geheime Abſicht deines Wiſſens. Deine Wiſſenſchaft kann alſo gar leicht die Welt in Erſtaunen ſezen, und du kannſt dabey gar wohl ein unwiſſender, ein Thor ſeyn. Denn du weiſt dieſes erkennbare nicht, wie und warum man es wiſſen ſollte, wie es ſeine ihm ſo eigene Würkung hervorbringt. Dein Wiſſen iſt Rauch, kein Feuer, das die Seele zu guten und groſſen Thaten entzündet. Erkläre mir die Urſachen deines Misvergnügens näher, und du ſollſt ſehen, daß ich Recht habe: daß deine Urtheile keine Ausſprüche der kalten und ruhigen Vernunft ſind, daß Leidenſchaften, falſche Grundſäze, und engere Zwecke, dieſe Art zu ſehen

bey

bei dir hervorbringen. Sage alſo, welche Beſchwerden haſt du gegen die Vorſchriften der Weisheit?

Der Leſer.

Du ſollſt ſie vernehmen. Ich hoffe, du wirſt mir eingeſtehen, daß meine Klagen nicht ohne Grund ſeyen. Ich kann diß um ſo gewiſſer hoffen, denn ich weis, daß meine Abſichten lauter und rein ſind.

Ich.

Du hätteſt den lezten Zuſaz beſſer hinweggelaſſen. Denn ich förchte, hier iſt es eben, wo du dich am meiſten täuſcheſt, ohne es zu wiſſen, wo der eigentliche Siz deines Uebels iſt. Es giebt einen feinern entferntern Eigennuz, ſo wie einen gröbern und nähern. Wir befolgen oft mit groſſer Hize engere Zwecke, und wir glauben, der Gemeingeiſt beſeele unſere Handlungen. Wir thun und wollen gutes, aber nicht allzeit aus guten, aus den beſten Abſichten. Wir unternehmen weit häufiger gute Handlungen, weil Glük, Ehre, Beifall damit verbunden ſind. Diese Tugend iſt ſodann unvollkommen, weil ihre Quelle unrein

unrein iſt, und die Früchte, die ſie hervorbringt, ſind es nicht minder. Beobachte die Handlungen derer, ſo um dich ſind, du wirſt finden, daß die meiſten aus dieſem Antriebe gutes thun: daß ſie alſo unter dem vielen Guten nur dasjenige thun, was dieſe engere Abſichten gewährt, daß ſie alles übrige oft gröſſere Gute unterlaſſen, daß ſie ſelbſt das, was ſie bisher gethan, nicht weiter thun, ſobald ſich dieſe Ausſichten vermindern, daß ſie ſodann ſogar das Gegentheil thun. Nennſt du nun das Tugend, ſich der Tugend als Mittel zu bedienen, um andere niedrigere Zwecke zu erreichen? Glaube mir, lieber Leſer! denn du kannſt dich ſelbſt aus täglicher Erfahrung davon überzeugen, dieſe und keine andere Tugend iſt die Tugend der heutigen Menſchen. Jede Regierung kann dir zum Beweiſe dienen. Gute Thaten werden dort in dem Maas zum Vorſchein kommen, als ſinnliche Vortheile damit verbunden, als ſie von oben begünſtiget, als ſie Mittel ſind, zu Ehre, zu Macht, zu hohen Stellen zu gelangen. Es fehlt noch immer an der Gröſſe, Hoheit und Lauterkeit der Bewegungs-Gründe. Menſchen brauchen noch immer ſehr viele ſinnliche Auffor-

derungen

derungen und Belohnungen, und ich vermiſſe die Regierung, welche die Kunſt verſteht, oder den Willen und das Intereſſe hat, ſie gehörig zu vertheilen. Der Staat hat ebenfalls ſeine Leidenſchaften, die ihn bewegen, ſeine Zwecke, die er verfolgt. Dieſe liegen ihm näher. Er macht alſo die Menſchen, wie er ſie braucht, nicht wie ſie ſeyn ſollen. Seine Abſichten können gar oft mit einem mindern Grad der Moralität erreicht werden, darum iſt Sittlichkeit nicht nothwendig der Zweck von jeder Regierung. So iſt Eitelkeit ganz gewis ein groſſer ſittlicher Mangel: Luxus und Schwelgerei ſind es nicht minder. Sie ſind aber gar oft das Mittel, andere Völker von ſich abhängig zu erhalten, und fremden Geldzufluß zu vermehren. Welche Regierung kann ſich entſchlieſſen, dieſen Vortheilen zu entſagen, ſie der Sittlichkeit aufzuopfern? und wenn ſie das nicht kann, erhalten ſodann nicht alle Folgen der Eitelkeit und des Luxus eine ſtillſchweigende Sanktion? wird dieſer Staatsvortheil nicht verurſachen, daß die Geſeze ſich widerſprechen? daß man von der einen Seite begünſtiget, was man auf einer anderen verbietet? daß auch die übrigen Anſtalten dahin

gehen,

gehen, den Hang zur Eitelkeit und Luxus zu ernähren, zu ermuntern, und die Aufforderungen zu den entgegengeſezten Tugenden zu vermindern?

Der Leſer.

Ich will das eingeſtehen, und kann es nicht läugnen. Aber mich wirſt du doch nicht eher verdammen, als bis du mich gehört haſt?

Ich.

Laß ſehen, ob du ſo rein biſt.

Der Leſer.

Wenn ein fühlbares Herz, voll von Idealen einer beſſeren Welt —

Ich.

Ohe! jam ſatis eſt.

Der Leſer.

Höre mich ganz.

Ich.

Unſere Unterſuchung wird mehr an Warheit gewinnen, wenn du mir erlauben wirſt, einige meiner Erinnerungen ſogleich beizufügen. Diß ſoll dich nicht hindern, deinen Vortrag fortzuſezen.

Der

Der Leſer.

Wenn ein fühlbares Herz —

Ich.

Wie ſelten vereiniget ſich mit dieſem ein kalter, durchaus helliſehender Verſtand!

Der Leſer.

Voll von Idealen einer beſſeren Welt —

Ich.

Warum iſt dieſe beſſere Welt nicht vorhanden, wenn ſie kein Traum iſt?

Der Leſer.

Warm von den heiſſeſten Wünſchen für die Verbeſſerung der gegenwärtigen Welt —

Ich.

Sage vielmehr für die Verbeſſerung deines Zuſtandes und deiner Lage.

Der Leſer.

Unermüdet in Erfindung der hiezu nöthigen Entwürfe und Anſtalten —

Ich.

Ich.

Die in dieſe Weltordnung gar nicht paſſen, und wenn ſie zu Stande kommen, mehr verderben, als nüzen.

Der Leſer.

Wenn ein ſolcher Menſch dieſe ſeine wohlmeinende Entwürfe ſcheitern, ſich von allen Seiten hintergangen und betrogen, und gar nichts von dem allen ſieht, was er ſo ſchön gedacht und entworfen hat —

Ich.

Wer nichts will, als was die Natur will, deſſen Entwürfe ſcheitern nicht.

Der Leſer.

Wenn mein wohlmeinender Rath verlacht, mein Verdienſt verkannt wird —

Ich.

Sagte ich nicht, daß dir dieſe Welt misfällt, weil du weniger geehret wirſt. Der Maasſtab, nach welchem du die Vollkommenheit der Welt beſtimmeſt, iſt der Grad der Ehre, die dir darinn zu Theile wird. Dahin gehen alſo deine Verbeſſerungen und Anſtalten?

Der Leſer.

Wenn ich ſehe, daß ſich alles verſchlimmert, die Güter der Erde denen zugetheilet ſind, die ſie am wenigſten verdienen, und am häufigſten misbrauchen —

Ich.

Du traueſt dir zu, du würdeſt ſie vernünftiger gebrauchen, und wünſcheſt ſie zu dieſem Ende für dich?

Der Leſer.

Wenn Verfolgung und Verleumdung mein Antheil werden, und Hinderniſſe von allen Seiten zu meiner Quaal ſich vereinigen: wenn ich gewahr werde, wie Gewaltthätigkeit beinahe das einzige Geſez, Eigennuz die herrſchende Triebfeder aller Menſchen, Unglük das beſchiedene Loos aller Edlen, Verachtung der Lohn aller Bemühungen, und Niederträchtigkeit der Weg iſt, um ſich zu ſchwingen: dann, dann wankt bei mir aller Glaube an Tugend, an den Werth guter Grundſäze, an die Würde des Menſchen, an die Vervollkomnung der Welt, an die mögliche Verminderung des Uebels. Dann fange ich an, meine

bis-

bisherige Grundſäze zu bezweifeln, ich halte ſie für wohlmeinende Träume, finde wahr, was andere dagegen ſagen, kann dem Spott und der ewigen Misbilligung nicht länger widerſtehen, finde, daß ich ein unvermögender Einziger bin, gegen die Millionen, die mich verlachen: ich finde mich ſodann weiſer, wenn ich meine Grundſäze, die mich quälen, mit den ihrigen verwechsle: oder ich verzweifle vollends an aller Tugend, und werde ein Haſſer der Vernunft und der Menſchen.

Ich.

Dieſe Würkung muß erfolgen, ſobald ſolche Urſachen, ſolche Grundſäze vorausgehen. Wer ſo denkt, mus auch nothwendig mit dir ein gleiches empfinden.

Der Leſer.

Verdamme mich nun, wenn du kannſt.

Ich.

Das kann ich. Welch eine Sammlung von überſpannten halbwahren und ganz falſchen Säzen bewahrſt du in deinem Gehirn? Und du bei dieſer falſchen Stimmung deines Geiſtes! kannſt

du dich noch wundern, daß die Welt ſo wenig anziehendes für dich habe? Wie kannſt du dann auf dieſe Grundſäze vertrauen, wenn ſie dich quälen? Und wenn ſie das thun, warum veränderſt du ſie nicht mit andern? Warum verſuchſt du nicht wenigſtens, welches ſodann der Erfolg für deine Seelenruhe ſeyn werde? Laß uns dieſes verſuchen.

Du biſt, wie du ſagſt, voll von Idealen einer beſſeren Welt.

Der Leſer.

Iſt vielleicht keine Welt möglich, worinn weniger Ungerechtigkeiten geſchehen, wo die Menſchen weniger verderbt ſind?

Ich.

Wenn ſie möglich wäre, ſo wäre ſie auch vorhanden. Woher weißt du denn, daß das Verderben der Menſchen ſo gros ſey?

Der Leſer.

Ich glaube ihre Thaten beweiſen es.

Ich.

Ich.

Und du glaubſt, die Welt werde beſſer ſeyn, wenn dermalen weniger Uebel geſchähe?

Der Leſer.

Das glaube ich.

Ich.

Glaubſt du denn nicht auch, daß dieſes anſcheinende Verderben ſeinen Zweck habe? In deiner Welt würde alſo gar kein Verderben ſeyn?

Der Leſer.

Eine ſolche Welt wäre ganz gewis vollkommen.

Ich.

Deine Menſchen würden alſo nie irren, nie das Falſche mit dem Wahren verwechslen?

Der Leſer.

Das müſte ſo ſeyn.

Ich.

Haſt du aber vorher bedacht, ob das möglich ſey?

Der Leſer.

Warum nicht?

Ich.

Deine Menſchen bleiben doch endliche Weſen?

Der Leſer.

Das bleiben ſie.

Ich.

Sie haben alſo auch endliche Kräften, einen endlichen Verſtand?

Der Leſer.

Es würde ſchwer halten, alle Schranken unſrer Kräfte aufzuheben.

Ich.

Deine Menſchen würden alſo auch irren, und handeln, wie die Menſchen, die dir ſo groſſen Unwillen erwecken?

Der Leſer.

Ich dächte der Lauf der Welt lieſſe ſich doch wenigſtens auf eine unſchädlichere Art ordnen?

Ich.

Ich.

So biſt du weiſer als Gott — glaubſt du, daß nicht jeder andere ſich ein gleiches zutraue? Glaubſt du, daß jeder andere die Welt nach deinen, oder vielmehr nach ſeinen Ideen ordnen werde? Würden dieſe tauſend Welten, die auf dieſe Art in dem Gehirn von tauſend ſo verſchiedenen Menſchen ihren Urſprung haben, gleich gut ſeyn, wenn ſie würklich würden? Woher weiſt du, daß deine Welt unter den Vielen die beſte wäre? Welcher andere glaubt das nicht eben ſo gut? Welchen Beweis kannſt du für dich allein anführen, der nicht zugleich für alle übrige Welten-Schöpfer beweiſt? Wars alſo nicht viel beſſer, daß der unendliche Geiſt bei Anordnung dieſes Weltalls keinen von uns befragt hat? Daß er die Welt ſo geordnet, daß wir alle zum Ziel kommen, daß er das Vergnügen unter der ungeheuren Zahl der Mitwerber ſo getheilt, daß keiner zu Schaden komme? Daß Er das unvermeidliche Misvergnügen unwürkſamer, und zum Mittel unſers Wohlergehens gemacht? — Und das alles hätteſt du beſſer geordnet? Du? Der du nur einen ſehr kleinen Theil eines unermäßlichen Gan-

zen überſiehſt: der du in dieſem kleinen Theil alles auf dich beziehſt? Sage alſo lieber, du hätteſt eine Welt gebaut, dich zum Herrn, und alle übrige zum Ballen gemacht, mit welchem deine Leidenſchaften nach Gefallen ſpielen. Du wünſcheſt das Vergnügen der Ruhe ohne Ermüdung, des Eſſens ohne Hunger, des Trinkens ohne Durſt: oder kürzer zu ſagen, du wünſcheſt unmögliche Dinge, Dinge, die ſich ſelbſt zernichten; dieſe ſind die Beſtandtheile deiner Welt.

Der Leſer.

Wenn dieſe Welt ſchon ſo gut iſt, ſo ſind alſo alle Anſtalten zu ihrer Verbeſſerung überflüſſig?

Ich.

Dieſe ſind immer nothwendig: aber ſie müſſen in die Welt paſſen: ſie müſſen nicht mehr verändern wollen, als nach der Lage der Umſtände, und der Stimmung der Menſchen geſchehen kann. Sie müſſen nicht heute ſchon zu Stande bringen wollen, was erſt nach Jahrtauſenden möglich iſt. Auf ſolche Anſtalten führt uns die Natur und Ordnung der Welt von ſelbſten durch die

Bedürfniſſe, die ſie in uns erweckt. Dieſe allein ſind möglich; dieſe allein ſcheitern nicht; dieſe allein ſind keine Quelle des Misvergnügens. Und die Welt iſt eben darum gut, weil ſie Anſtalten zu ihrer Beſſerung bedarf.

Nun laß uns verſuchen, ob es nicht möglich ſey, ſo viel Vergnügen zu genüſſen, als du Misvergnügen empfindeſt. Und wie glaubſt du, daß wir uns dazu anſchiken müſten?

Der Leſer.

Du müſteſt meinen bisherigen Geſichtspunkt verändern.

Ich.

Du haſt meinen obigen Vortrag wohl behalten. Was müſte ich weiter thun, um dazu zu gelangen?

Der Leſer.

Ich denke, du müſteſt mir den Ungrund meiner bisherigen Vorſtellungsart anſchaulich machen, das Falſche davon auf eine einleuchtende Art beweiſen; ſodann andere Grundſäze aufſtellen, von denen ich eingeſtehen müſte, daß von ihrer Ueber-

zeugung das Vergnügen eine unzertrennbare Folge wäre.

Ich.

Das bloſſe Eingeſtändniß würde dieſe Würkung nur auf einen Augenblick hervorbringen. Soll das Vergnügen anhaltend werden, ſo wird nöthig ſeyn, daß du ſelbſt mitwürkeſt, daß du dir alle Mühe giebſt, dieſe Denkungsart zur Fertigkeit zu bringen, ſie in deiner Seele zur herrſchenden zu machen. Diß hängt ſodann von Dir ab, und iſt dein Werk. Mir liegt es ob, die Möglichkeit zu zeigen. Und auch da iſt ſchon viel gewonnen, denn Viele leiden, weil ſie an dieſer Möglichkeit verzweiflen.

Nun höre mich alſo. Dein Beifall ſoll nicht unbedingt ſeyn. Ich ſeze folgenden Fall: von der Möglichkeit dieſes Falles, von der Ausführbarkeit werde ich ſogleich ſprechen.

Wenn ein Menſch den überſpannten Forderungen ſeiner Einbildungskraft weniger Gehör gäbe: wenn er ſtatt deſſen ſeine höhere Kräfte, Verſtand und Vernunft dahin übte, ſich weniger in Idealiſche, aber um ſo mehr in die würkliche Verhältniſſe, in welchen er lebt,

hineinzudenken: wenn er bedächte, warum dieſe vorhanden ſind, wie ſie ſich mit den allgemeinen Weltzwecken vereinigen, und anſchlieſſen: wenn er ſodann genau erforſchte, was dermalen durch dieſe möglich iſt; und auf dieſe Art die Hinderniſſe vorherſähe, die den Entwürfen ſeiner Einbildungskraft entgegen ſtehen; wenn er bedächte, ehe er zu würklichen Anſtalten ſchreitet, was er dadurch ſuche, ob er die zur Ausführung nöthige Eigenſchaften habe; wenn er vorher genau und ohne Vorliebe ſeine Kräften berechnete, um die ungehindertere Sphäre ſeiner Würkſamkeit zu beſtimmen: wenn er ſich überzeugte, daß er ein ſehr kleiner Theil eines ungeheuren Ganzen iſt, daß eine allwaltende Vorſicht alles zu ſeinem Guten, zu ſeinem wahren Beſten geordnet habe; wenn ein Menſch, ſage ich, dieſes könnte, könnte ſodann dieſer Menſch etwas unmögliches begehren, falſche Entwürfe machen, dieſe Entwürfe ſcheitern ſehen, würde er ſo viele unerfüllte Wünſche zählen, und das Misvergnügen empfinden, das mislungene Entwürfe, überſpannte Forderungen, und unerfüllte Wünſche, das Gefühl eigener Schwäche ſo häufig hervorbringen?

Der Leſer.

Ganz gewis nicht, aber ob er das kann?

Ich.

Von der Möglichkeit nachher. Wenn dieſer Menſch weiters in allen ſeinen Handlungen ſorgfältig bedächte, daß man die Menſchen nehmen müſſe, ſo wie ſie ſind: daß Diſteln keine Trauben hervorbringen: daß Menſchen zu ieder Zeit, und in ieder Lage das ſind, was ſie unter dieſen Umſtänden ſeyn müſſen, um erſt die Lagen zu veranlaſſen und herbeizuführen, in welchen ſie beſſer ſeyn werden: wenn er folglich von ihnen nicht mehr erwartete, als ſich erwarten läſt, iedesmal nur ſo viel thäte, als Kräfte und Umſtände erlauben, ſich ſodann mit ſeinem guten Willen und reinen Abſichten ſo wie mit dem Bewuſtſeyn begnügte, daß nicht ieder Erfolg von ihm abhange, daß keine Pflicht zu Unmöglichkeiten verbinde, daß in ſolchen Fällen der bloſſe ernſthafte Wille ſo viel als die That gelte, daß er dieſen Willen allzeit habe, und daß dieſer ernſthafte Wille die vorzügliche Vollkommenheit ſeines Geiſtes ſey, die er allzeit erreichen wird: daß dieſe Vollkommenheit

heit ſeines Geiſtes die Beſtimmung ſeiner Natur ſey: daß dieſe durch den Beifall der Menſchen, oder durch Anerkennung ſeines Verdienſtes ſo wenig Zuwachs erhalte, daß ſie vielmehr durch das Gegentheil, durch Tadel, Verachtung, Unglük und Verfolgung vorzüglich befördert werde, weil dieſe Gelegenheit geben, Muth zu äuſſern, und Kräfte zu üben; daß alſo alle widrige Vorfälle dahin abzweken, dieſe Vollkommenheit in einen hohen Grad zu befördern; das derjenige Geiſt der vollkommenſte ſey, deſſen gute Handlungen aus den reineſten höchſten und lauterſten Bewegungsgründen geſchehen: daß endlich Beifall der Menſchen, Geld, Ehre, ſinnlicher Genus nicht von dieſer Art ſind — wenn ſage ich ein Menſch, dieſe Grundſäze ſtatt der Deinigen in ſeinen Handlungen vor Augen hätte, wenn ſie ihm geläufig und zur Fertigkeit würden, könnte oder würde ein ſolcher Menſch deine Klagen führen, ſo viel Misvergnügen äuſſern, als du ſo eben geäuſſert haſt? Welches müſten die Folgen dieſer Denkungsart ſeyn, wenn er ſie hätte?

Der Leſer.

Wer hat ſie?

Ich.

Ich.

Dafür und darum leiden aber auch alle, die ſie nicht haben. Den Grund unſeres Leidens zu unterſuchen, davon war ia unſre Rede. Ich ſollte Mittel angeben, um weniger zu leiden? Hier ſind ſie.

Der Leſer.

Aber ſolche, die keinen Menſchen, ſondern ein Weſen von ungleich höherer Natur vorausſezen. Es ſind Forderungen, die unſre Kräften übertreffen.

Ich.

Ich frage hier nicht, ob dieſe Mittel uns angemeſſen ſind, ich frage, ob ſie Weſen, die im Stande wären, dieſe Mittel zu ergreifen, zum Vergnügen fähiger und aufgelegter machen? Ob Vergnügen und Seelenruhe eine Folge dieſer Denkungsart ſeyn müſte? Das kannſt du doch nicht läugnen, dieſe Grundſäze ſind gros und erhaben? Der Geiſt, der ſich darnach ſtimmt, hat deinen Beifall und Bewunderung? Der Menſch, der in allen Fällen darnach handeln, ſich nie davon

von entfernen würde, wäre von allem Misvergnügen frei?

Der Leſer.

Ich wünſchte, daß ich es läugnen könnte, aber —

Ich.

Nun laß uns auf deine Bedenklichkeiten Rükſicht nehmen. Die Würkung dieſer Grundſäze iſt von dir eingeſtanden, aber du bezweifleſt nur allein die Möglichkeit, ob es ein Menſch iemalen dazu bringen werde. Von dieſer Möglichkeit iſt nun die Frage. Zu dieſem Ende laß uns von dem höchſten Ideal, von dem, was geſchehen konnte zum Menſchen herabſteigen, zu dem was würklich geſchieht. Ich geſtehe dir ein, kein Menſch wird es hier unten ſo weit bringen, daß er ganz darnach handle. Kein Menſch wird alſo hier unten aus derſelbigen Urſache von allem Misvergnügen befreit werden; und diß mus auch ſo ſeyn, wie ich dir ſpäter zeigen werde. Nun wirſt du aber doch eingeſtehen, daß ieder einzelne Menſch einer Vervollkomnung fähig ſey?

Der Leſer.

Dafür verbürgt ſich die tägliche Erfahrung.

Ich.

Ich.

Du wirſt nicht minder eingeſtehen, daß er auch ſeinen Verſtand und Willen vervollkomnen könne?

Der Leſer.

Auch dieſes geſtehe ich ein.

Ich.

Daß die Vollkommenheit ſeines Verſtandes in der Menge und Richtigkeit und Deutlichkeit ſeiner Vorſtellungen, in der Gröſſe und Allgemeinheit ſeines Geſichtspunktes; und die Vollkommenheit ſeines Willens in der Höhe und Lauterkeit ſeiner Bewegungsgründe beſtehe? Auch das wirſt du nicht läugnen?

Der Leſer.

Ich läugne es auf keine Art.

Ich.

Du wirſt eben ſo wenig läugnen, daß die oben von mir angeführten Grundſäze von der Art ſind, daß ſie die Vollkommenheit des Verſtandes ſowohl als des Herzens vorausſezen? Daß man folglich ſich ihnen nähern, ſich ſolche mehr oder weniger eigen machen könne?

Der

Der Leſer.

Eben ſo wenig.

Ich.

Welche mus nun die Folge einer ſolchen Annäherung ſeyn? Warum machſt du ſie nicht von ſelbſt?

Der Leſer.

In dem Maas, als ſich iemand dieſer Denkungsart nähert, wird er weniger Misvergnügen empfinden. Denn die Urſache kann nie ohne Würkung ſeyn.

Ich.

Nun ſage weiter, was iſt beſſer, weniger oder alles leiden?

Der Leſer.

Wenn das Leiden von unſrer Natur unzertrennlich iſt, ſo iſt das ſchon groſſer Vortheil, weniger zu leiden, daß es Mittel gibt, und wir die Fähigkeit haben, das Leiden, und das Misvergnügen zu vermindern.

Ich.

Warum leideſt du alſo mehr, als nothwendig iſt? Wo liegt die Schuld, daß du dich weniger freuſt?

Der Leſer.

Mir ſcheint es, weil ich die Mittel nicht brauche, weil ich die Grundſäze, ſo dazu führen, nicht oft, nicht lebhaft genug denke.

Ich.

Es iſt alſo möglich, ſich mehr zu freuen, weniger Misvergnügen zu empfinden? Es giebt Wege, welche dazu führen? Welche ſind nun dieſe Wege?

Der Leſer.

Andere Grundſäze, ein veränderter Geſichtspunkt.

Ich.

Gewähren dir das deine Grundſäze, dein Geſichtspunkt?

Der Leſer.

Ich würde nicht klagen, wenn dieß mein Fall wäre.

Ich.

Ich.

Warum bleibſt du nun dabei, warum veränderſt du ihn nicht?

Der Leſer.

Ich fühle mich zu ſchwach.

Ich.

Zu träge, wollteſt du ſagen. Du fühlſt dich zu ſchwach zum Vergnügen? Das klingt ſonderbar. Das wahre an der Sache iſt, du ſcheueſt Anſtrengung; der Abſcheu von dieſer Anſtrengung überwiegt deine übrige Leiden. Arbeitſamkeit, Aufmerkſamkeit auf dich ſelbſt ſcheint dir ein ungleich empfindlicheres Uebel, als iene, worüber du klagſt. Eine lange Gewohnheit hat dir deine ſehr mäſſige Uebel erträglicher gemacht, als dieſe ungewohnte Anſtrengung deiner Kräfte. Das Misvergnügen der Arbeit iſt dir näher, als die gute Folgen, die dieſe Arbeit in einiger Entfernung hervorbringen wird. Du biſt zu faul, einen groſſen aber entfernten Zweck gegen das Spiel deiner Leidenſchaften, und gegen die Macht der ſinnlichen und unmittelbaren Eindrüke und Vortheile anhaltend zu verfolgen. Der Genus und

das Vergnügen ſollen ſich dir von ſelbſt darbieten; du magſt nichts unternehmen, aufopfern, um ſolches zu erhalten. Deine Uebel ſind dir lieber, als du glaubſt.

Der Leſer.

Wie könnten ſie mir das ſeyn?

Ich.

Sie ſind dir das, ſolang ſie dir als Mittel erſcheinen, einem gröſſern Uebel zu entgehen.

Der Leſer.

Welches wäre dieſes gröſſere Uebel?

Ich.

Ich habe es ſchon geſagt: — Anſtrengung, unterbrochene Gewohnheit und Fertigkeit, Aufopferung gewiſſer Vortheile, die dir lieb ſind, kurz — Ueberwindung deiner Trägheit.

Der Leſer.

Nach deiner Meinung liegen alle Hinderniſſe in der Trägheit, glaubſt du nicht, daß man ſie mit gröſſerem Grunde in den verſchiedenen Temperamenten ſuchen könne?

Ich.

Ich.

O! die Temperamente!

Der Leſer.

Du ſcheinſt ihnen gar keine Wůrkung zuzuſchreiben.

Ich.

Nicht ſoviel, als du gerne wollteſt. Eben dieſe Trägheit, die ich hier bekämpfe, flůchtet ſich gar gerne hinter dieſe Verſchanzungen.

Der Leſer.

Glaubſt du nicht, daß die Folge eines phlegmatiſchen Temperaments Unthätigkeit, ſo wie jene eines choleriſchen und ſanquiniſchen Thätigkeit ſey?

Ich.

Können die Temperamente nicht eben ſo gut nach den Triebfedern der Seele als nach dem Nervenbau oder Miſchung der Säfte eingetheilet werden? Kann ich ſodann nicht mit beſſerem Grund ſagen, dieſer Menſch ſey thätig, weil er dieſe Triebfeder, er ſey unthätig, weil er keine Triebfeder hat?

Der Leſer.

Wie das?

Ich.

Kann ich nicht das alles eben ſo gut erklären, wenn ich ſage, der Menſch, der durch die Vorſtellung von Ruhe beſtimmet werde, ſey ein Phlegmatiker, durch die ſinnliche Luſt ein Sanquineus, durch die Ehre und Ehrgeiz choleriſch, durch die Furcht melankoliſch?

Der Leſer.

Das kann man ſagen, und man erklärt vieles. Aber warum wird dieſer Menſch mehr durch Furcht, ein anderer mehr durch Ehre, ein dritter mehr durch Liebe zur Ruhe beſtimmt? Davon kann der lezte Grund im Körper liegen.

Ich.

Was davon im Körper liegt, mag der Arzt heilen; wenn du Recht haſt, ſo ſind die Aerzte unſere einzige und beſte Moraliſten. In ihren Händen iſt unſre Tugend, und unſre Seele iſt der Sklav, und dein Körper ihr Herr. Aber der ungleich gröſſere und ſtärkere Grund liegt gewis in der Seele. Ein Menſch wird durch Furcht beſtimmt,

ſtimmt, nicht ſo faſt weil er dieſen Körper hat, ſondern weil ihn lange Erfahrungen des Uebels gewöhnt haben, ſich alle Gegenſtände mehr auf der böſen als guten Seite vorzuſtellen. Er liebt die Ruhe, weil er Zeit ſeines Lebens kein lebhaftes und anhaltendes Intereſſe zur Thätigkeit gefunden hat.

Der Leſer.

Man ſieht doch, daß die Jugend weit lebhafter und thätiger ſey, als das Alter. Liegt hier nicht der offenbare Grund in der gröſſern Lebhaftigkeit des Körpers.

Ich.

Man ſagt aber auch, daß in den dreißiger Jahren das ſanquiniſche Temperament ſehr häufig in das melankoliſche ausarte. Soll hier nicht der Grund darinn liegen, daß man durch die Lebhaftigkeit, ich wollte lieber ſagen, durch die Unerfahrenheit der Jugend ſo viele unangenehme Auftritte erfahren hat, die iunge Leute nöthigen, auf ihrer Hut zu ſeyn, um nicht fernerhin noch mehr zu erfahren?

Der Leſer.

Aber warum ſind Kinder ſo lebhaft?

Ich.

Weil ſie noch wenige widrige Erfahrungen gemacht haben. Die erſten Erfahrungen legen die Grundlage zu dieſer Idee, warum dieſe in allen andern in ſpäteren Jahren herrſchend wird. Und nach dieſer herrſchenden Vorſtellung beweiſt ſich das Temperament.

Der Leſer.

Der Körper und das phyſiſche Temperament haben alſo gar keinen Einfluß?

Ich.

Wenigſtens erfordert es das Intereſſe der Moral, daß wir dieſen Einfluß nicht ſtärker annehmen, als er iſt. Wir ſuchen ſodann in unſerem Körper, was in unſrer Seele liegt, und wir verſäumen, und verzweiflen an unſrer Beſſerung.

Der Leſer.

Sag, was du willſt, ich fühle die Macht des Körpers an mir.

Ich.

Ich.

Um eine Entſchuldigung für deine Fehler zu finden, die auſſer dir liegt, um ohne Tadel und Vorwurf zu bleiben, wie du biſt. — Glaubſt du denn nicht, daß andere mit dir eben dieſen Nervenbau, eben dieſe Miſchung haben, und wie verſchieden ſind ihre Neigungen von den deinigen? Wenn die Temperamente ſo viel auf unſre Moralität vermögen, ſo haben auch die Sterndeuter und Aſtrologen recht. Es kann eben ſo gut darauf ankommen, in welchem Planeten oder Zeichen des Thierkreiſes ein Menſch gebohren ſey; und ich denke, die Aſtronomie hat dieſe Ungereimtheit auf eine unwiederlegliche Art dargethan.

Der Leſer.

Wie das?

Ich.

So viel den Einfluß der Zeichen des Thierkreiſes betrift; durch dies Vorrüken der Tag Nachtgleichen.

Der Leſer.

Und was können dieſe wiederlegen?

Ich.

Du nimmſt an nach deinen Kalendern und aſtrologiſchen Berechnungen, daß die Taggleiche des Frühiahrs im Zeichen des Widders geſchehe; daß alſo alle Menſchen, die in dieſem Monat gebohren werden, den Karakter erhalten, der dem Einfluß des Widders eigen iſt.

Der Leſer.

Das muß man annehmen.

Ich.

Und nach aſtronomiſchen unfehlbaren Erfahrungen geſchieht ſolche in dem Zeichen der Fiſche. Was hilft nun dein Urtheil, das du nach dem Einfluße des Widders gefällt haſt? Bringt der Einfluß des Widders und der Fiſche einerlei Karakter hervor? das iſt ia gegen deine eigene Bemerkungen?

Der Leſer.

Aber der Einfluß der Planeten?

Ich.

Dieſer nimmſt du ſieben an: und nun kennen wir den achten. Warum giebſt du dieſem

gar

gar keinen Einfluß? Hat er darum gar nicht gewürkt, weil er unbekannt war, weil ihm auf deinen aſtronomiſchen Tafeln kein Jahr zugetheilt war, dem er vorſtehen ſoll? Nicht genug; wer ſichert uns vor Bekanntwerdung eines neunten und zehnten? Laß alſo dieſe Thorheiten, ſuche die Gründe deiner Mängel in dir ſelbſt auf, und geſtehe aufrichtig, du biſt zu ſchwach deine Trägheit zu überwinden.

Der Leſer.

Ich geſtehe es, ich bin noch weiterer Aufforderungen benöthiget, um meine Kräfte anzuſtrengen. Das Intereſſe iſt noch nicht lebhaft genug.

Ich.

Das Intereſſe iſt noch nicht lebhaft genug? Daran mangelt es dir? — und du fühlſt Misvergnügen? — So leide. Deine Qualen ſind Dir lieb: ſie müſſen noch nicht dringend und anhaltend genug ſeyn, oder du würdeſt nach iedem Schatten greifen, um Hülfe und Linderung zu finden: dieſe Würkung kann nicht eher erfolgen, als die Urſache verſtärkt wird. Wenn bei Menſchen eine Anſtrengung ihrer

Kräfte erfolgen ſoll, ſo muß die Lage, in der ſie ſich würklich befinden, drükend und unangenehm ſeyn: ſie müſſen einen groſſen Wohlſtand für ſich ſehen, den dieſe Anſtrengung bewürken ſoll: ſie müſſen vorher ſehen, daß es nicht unmöglich ſey, durch dieſe Anſtrengung ihrer Kräfte dieſen Wohlſtand zu erhalten. Dieſe Anſtrengung wird gröſſer ſeyn, ie gröſſer der dermalige Druk iſt, ie gröſſer das Gute, ſo wir vorher ſehen, ie gröſſere Möglichkeit dazu zu gelangen. Wo ſoll es nun bei dir fehlen? Du klagſt über deine Umſtände? Ich habe dir gezeigt, wie du ſolche ins beſſere zu deinem Vergnügen verändern kannſt; dieſes Vergnügen iſt das Ziel deines Beſtrebens? Und es iſt möglich, ſolches zu erreichen? Entweder iſt das erſte falſch, wie ich vermuthe, oder deine Ueberzeugung von beiden leztern iſt zu ſchwach.

Der Leſer.

Die Möglichkeit, die Gewißheit des Erfolgs dieß iſt, was ich am meiſten bezweifle.

Ich.

Es ſoll alſo unmöglich ſeyn, ſich dieſer Denkungsart zu nähern? Unmöglich ſich zu vervollkomnen?

kommen? O! dann hat Gott dem Menſchen Unmöglichkeiten zur Pflicht gemacht und mit ihrer Vernachläſſigung ſeine Verwerfung verbunden: dann hat er dem Menſchen das Vergnügen zum Ziel ausgeſtekt, und die Kräfte verweigert, um zu dieſem Ziel zu gelangen? Diejenige Menſchen, welche lehren, Menſchen ſeyen zur Quaal geſchaffen, ſie und die Welt ſeyen keiner weiteren Vervollkomnung fähig, die Menſchen ſelbſt werden nie beſſer und weiſer als ſie ſind, dieſe Menſchen ſcheinen mir, nebſt dem, daß ſie Gott läſtern, eine groſſe Ungereimtheit zu lehren. Sie müſſen annehmen, daß Gott eine Welt geſchaffen, in welcher ohne allen Zweck bloß allein Laſter, Thorheiten, Fehltritte möglich und würklich ſind: in welcher Weißheit, Vollkommenheit und Tugend die einzigen unmöglichen Dinge ſind. Glaubſt du nicht, daß es Gott angemeſſener, ſeiner würdiger, und zu unſrer Glükſeeligkeit zweckmäſſiger ſey, eine Welt zu ſchaffen, in welcher dieſe Thorheiten einen Zweck haben, wo ſie die nöthige Erfahrungen geben, um zur Weisheit zu gelangen?

Der

Der Leſer.

Ich kann die Wichtigkeit dieſer Grundſätze immer weniger leugnen. Ich denke ſogar, ſolche Ideen, die das einzige und alles gewähren, was ein Menſch wünſchen und begehren kann, müſten Kraft ihrer Wichtigkeit, alle Menſchen unaufhörlich beſchäftigen? keine Unterſuchung müſte mehr anziehendes für ſie haben. Und aus der Erfahrung werde ich gewahr, daß iede Familie, iede Stadtangelegenheit, um ſo mehr die Schikſaale ganzer Nationen, die Anekdoten und Politik der Höfe, ia ſogar ieder phyſikaliſche Verſuch ungleich mehr und lebhafteres Intereſſe erweken. Predige dieſe Grundſäze wann und wo du willſt, beweiſe ſie ſo einleuchtend als du kannſt, du wirſt wenige finden, die dir Beyfall geben, und ſelbſt dieſe werden von dir gehen, und eine Stunde ſpäter handeln, als ob ſie dich nicht gehört hätten. Ich im Gegentheil will dergleichen thun, als ob ich mit höheren Weſen Umgang hätte, oder die Kunſt verſtünde Metalle zu verwandeln, und — ich will ganz Europa um mich verſammeln.

Ich.

Das hat mancherlei und ſehr natürliche Urſachen, die ſich im Grunde alle auf die Trägheit und Sinnlichkeit der Menſchen zurük führen laſſen. Zum Theil hat ſich ieder Menſch über dieſen Gegenſtand ſchon ein eigenes Syſtem gemacht, durch welches ihm ein weiterer Unterricht entbehrlich wird, der ihm im Grund zu nichts dienen kann, als ſeine Ideen zu beſtärken, oder ihn von dem Ungrund derſelben zu überzeugen: und ich kenne wenige, die dieſes wünſchen. Durch den Religions Unterricht glauben ſich ebenfalls ſehr viele Menſchen in den Stand geſezt, daß ſie Unterſuchungen dieſer Art ſehr leicht entbehren können: ſie würden auch recht haben, wenn dieſer Unterricht allzeit wäre, wie er ſeyn ſollte; er würde ihnen zuverläßig das nemliche gewähren, denn die Ideen ſind von derſelbigen Art, und führen zu demſelbigen Ziel. Aber aus ihrem Betragen und Handlungen läßt ſich beſtimmen, daß dieſer Unterricht die ihm ſo eigene Folgen auf keine Art gewürkt habe. Indeßen beruhigen ſich dieſe Leute dabei, glauben ſich für die Zukunft hinlänglich gerüſtet, und verſchmähen alle

weitere

weitere Belehrung als eine ihnen unnüze ekelhafte Wiederholung des alten. Dabei gelingt es ſelten einem Redner oder Schriftſteller unter dieſer Menge ſeiner vortreflichen Mitwerber, daß er einem ſchon ſo abgenuzten Gegenſtande neues Intereſſe verſchaffe, näher an das Herz ſpreche, die Aufmerkſamkeit der Menſchen durch die Neuheit und Wichtigkeit ſeiner Lehren vor allen anderen an ſich reiſſe. Eine Schrift mag ſehr gut ſeyn, aber ſie iſt immer eine Wiederholung deſſen, was andere geſagt haben. Die Denkwürdigkeiten des Socrates bleiben immer ein vortrefliches Buch: aber ich zweifle ſehr, wenn ſie in unſren Zeiten, unter dieſer Menge von Konkurrenten geſchrieben würden, ob ſie dieſen ausſchlüſſenden Ruhm würden erhalten haben: denn die Menge des Guten vermindert ſeinen Werth, und der Beyfall wird getheilt. — Ein weiteres nicht unbedeutendes Hinderniß liegt in dem, der ſie vorträgt. Dieſe Säze kommen meiſtens aus der Schule des Unglüks, weil dieſes allein fähig iſt, das Bedürfniß darnach zu erweken. Das Zeugniß eines Unglüklichen iſt dem Glük verdächtig. Eine verwandte Idee führt ſehr leicht zu einer anderen,

ren. Die Verachtung, welche äuſſere Umſtände hervorbringen, erſtrekt ſich bis auf das Innere des Menſchen. Man kann glauben, und glaubt es ſehr häufig, daß ein elender Bettler Gold machen könne, denn man wünſcht zu ſehr dieſes Geheimnis zu erfahren, die Leidenſchaften miſchen ſich in das Spiel: aber man hat Mühe zu glauben, daß ein Unglüklicher weiſe ſeyn könne, daß er Wahrheiten erfinden könne, die beweiſen, daß wir Thoren ſind. Wenn Reichthum und Macht zu etwas gut ſind, ſo wäre es, um groſſen Wahrheiten bei ſchwachen Menſchen eine günſtigere Aufnahme zu verſchaffen. Wenn ich reich und mächtig genug wäre, wenn ich mit meinem Vortrag ſinnliche Vortheile verbinden könnte, die meiſten Menſchen, ſo um mich ſind, ſollten glauben, was ich will; und wenn ich lang genug lebte, die Gewohnheit ſollte ſodann auch bei ihren Nachkommen allen Forſchungsgeiſt verbannen. Was ein Mächtiger ſagt, und wenn es auch der platteſte alltägliche Einfall wäre, hat ein ganz eigenes Intereſſe; bei ihnen wird nichts, in dem Unglük alles überſehen. An Groſſen iſt alles gros, und an Kleinen und Schwachen alles klein und

 ſchwach.

ſchwach. Wir lachen über die Wilde, daß ſie nach dem greifen, was glänzt; und was thun wir? Wer ſchadet mehr? Der ein Stük Glas oder eine Handlung bewundert, die noch weniger als Glas iſt?

Du ſagteſt, wenn ich mich recht erinnere, daß iede Stadtneuigkeit, ſogar ieder phyſikaliſche Verſuch, um ſo mehr das Schikſal ganzer Nationen bei Menſchen ungleich mehr Intereſſe erweke, als die gröſten Lehren der Weisheit?

Der Leſer.

Das ſagte ich. Aus obigem kann ich die weiteren Urſachen vermuthen. Und doch wünſche ich ſie von dir zu hören.

Ich.

Haſt du iemahlen erfahren, daß Menſchen ohne alle Abſicht handeln?

Der Leſer.

Niemalen. Dieſe Abſichten können ſehr verborgen, ſelbſt dem, der darnach handelt, unbekannt ſeyn, aber ſie ſind allzeit vorhanden. Auch ein Thor handelt darnach, obgleich nach thörichten

Ab-

Abſichten. Könnte iemand ohne alle Abſichten handeln, ſo wäre kein Grund vorhanden, warum ſeine Handlung eher würklich als nicht würklich geworden.

Ich.

Haſt du auch gefunden, daß hohe Weisheits-Lehren unmittelbare ſinnliche Vortheile gewähren, Ehre, Macht, Beifall, Reichthum, Bequemlichkeit, ſinnlichen Genus?

Der Leſer.

Selten oder nie.

Ich.

Aber du weiſt doch, daß ſie ihren Werth herabſezen, daß es oft nothwendig wird, um dazu zu gelangen, ſich dieſer Vortheile zu entſchlagen?

Der Leſer.

Diß ſcheint allerdings nothwendig.

Ich.

Haſt du nicht erfahren daß die obengenannte die häufigſte allgemeinſte und kräftigſte Triebfedern

dern menſchlicher Handlungen ſind? Daß ſich beinahe alle darauf zurük führen laſſen?

Der Leſer.

Auch dieſes habe ich ſehr häufig erfahren, und erfahre es noch.

Ich.

Und du wunderſt dich, daß ſo wenige Menſchen dafür Empfänglichkeit haben? Wiſſe alſo: die Vortheile der Weisheit liegen zu ſehr in der Ferne: andere Gegenſtände, und ſinnlichere Vortheile liegen dem Menſchen näher. Erſtere erfordern Anſtrengung und Aufopferung: bei lezten iſt dies nicht nöthig. Der Eindruk des gegenwärtigen würkt ſtärker und lebhafter, denn er iſt zuſammen geſezt. Die Würkungen der Vernunft ſind ſchwach; denn es würkt in iedem Moment nur eine einzige Vorſtellung. Alle übrige Nachrichten haben mehr Neuheit: Vorwiz, Eitelkeit, andere Leidenſchaften und Erwartungen werden mehr dadurch befriediget. Kannſt du ſagen, daß Kenntnis ſeiner Pflichten ſo ſehr von anderen geſucht werde, als die Erfahrenheit in den Geheim-

niſſen

niſſen der Höfe? Dieſe giebt das Anſehen von Wichtigkeit, dieſe verſchaft eine günſtigere Aufnahme in den feineren Geſellſchaften: ſie giebt Unterhalt, Einfluß und Macht: ſie verſchaft dem Geiſt Beſchäftigung, indem ſie Gelegenheit giebt, ſeine Einfälle und Entwürfe zu äuſſern. Gegenſtände des Wiſſens, welche dem Menſchen näher liegen, die ſich leichter an ſeine ſchon vorhandene Begriffe anſchlieſſen, begünſtigen ſeine Trägheit: er lehret ohne Anſtrengung: der Bezug auf ſein Wohlergehen iſt einleuchtender und ſchneller. Menſchen würden vielleicht noch weniger an dieſe höhere Lehren denken, wenn Religion und Erziehung nicht vorgearbeitet, und eine Fertigkeit gegründet hätten, ſich ihrer oft wider Willen zu erinnern. Das gröſte Hinderniß von der Würkung hoher Lehren iſt die Zerſtreuung, in welcher Menſchen gewöhnlich leben, und die auſſerordentliche Unähnlichkeit derer, die um uns ſind. Ich will den klügſten zum Narren machen, wenn er nichts als Narren ſieht oder hört. Was Wunder ſodann, daß die Thorheit derer, mit denen wir leben, uns ergreiſt, ohne es zu wiſſen? In einer ſolchen Lage iſt es unmöglich, ſolche ernſthafte

Gegenſtände ſo anhaltend zu verfolgen, daß ſie ihre Würkung hervorbringen. Ich ſelbſt, wenn ich unter dieſe Menſchen gerathe, zweifle noch oft, ob denn das ſo ausgemacht wahr ſey. Wovon ich mich auf meinem Zimmer allein, oder unter einigen ähnlich denkenden Freunden überzeugt habe. Ich ſehe lauter Leute um mich, die von dem allen, was ich weis, nichts wiſſen, die auch nicht die geringſte Luſt fühlen, ſich davon zu unterrichten. Ich ſchaue um mich herum, und erforſche mich genau, wer von uns allen der Thor iſt; welchen Einfluß mein Temperament, Lage und Erziehung auf meine Grundſäze haben. Sie ſcheinen mir beinahe nach der Schule oder nach dem Kloſter zu riechen. Ich zweifle an ihrer Brauchbarkeit, und wanke. Aber ich ermahne mich wieder, wenn ich die Anwendung mache, wenn ich gewahr werde, daß dieſe Menſchen eben darum ſo handeln, weil ſie dieſe Grundſäze nicht haben; daß ſie ſich auf meine eigene mir verdächtige Grundſäze berufen, ſo bald ſie beſſer ſcheinen wollen, als ſie ſind, ſobald ſie das Betragen ihrer Gegner beurtheilen, ſobald ſie in Lagen kommen, wo ſie ihrer benöthiget ſind.

Dar-

Daraus ſchlieſſe ich, daß ſie aus Vergeſſenheit in dieſer Zerſtreuung ſo handeln. Ich ſehe, daß ich bei meiner Wahrheit noch zweifeln kann, wo ſie bei ihrem Irrthum nichts gewiſſer als Wahrheit und Weisheit vermuten. Ich kann prüfen, wo ſie gerade zu verwerfen. Das thut doch wahrlich kein Thor! daher ſage mir doch niemand, daß ein ununterbrochener Weltgebrauch, ein beſtändiger Umgang mit Welt- und Hofleuten einer höheren Tugend nicht gefährlich werde. Man kann ſich das bereden, ſich damit täuſchen; aber alle Erfahrungen ſtreiten dagegen, und der alltäglichſte Menſchenverſtand muß es einſehen, daß eine Idee, die des Tages hundertmal erneuert wird, einen ungleich tiefern Eindruk hinterlaſſe, eine gröſſere Fertigkeit gründe, als ein flüchtiger vorübergehender Gedanke, der ſich höchſtens alle Woche einmal ſo zu ſagen aufdringt. Das gilt nicht blos von Hofleuten; Gelehrſamkeit, zu anhaltender immer wacher Eifer für ſein Gewerb bringt die nemliche Würkung hervor. Was macht den groſſen Staatsmann, den groſſen Helden, den groſſen Gelehrten und den groſſen Mann in iedem Fach? — Beſtändiges Denken über dieſe Gegen-

ſtände, eine ununterbrochene Uebung. Dieſe machen iedem ſein Geſchäft zum herrſchenden Gedanken ſeiner Seele. Alles übrige kennt er ſchwächer. Auf dieß allein bezieht er alles; alles andere erſcheint ihm als Mittel: dieſes allein füllt ſeine Seele. Wie viele thun das für die Tugend, für die Vollkommenheit ihrer ſelbſt? Wem iſt dieſes ſein dringendſtes Bedürfniß? Und wie kann ſie es werden in der Zerſtreuung, in der wir leben? —— Alſo heraus aus dieſer Zerſtreuung, aus dem Lärmen der Welt! die Gründe der Tugend müſſen öfter, und anhaltender gedacht werden. Es mus Stunden geben, wo der Menſch in ſich geht, und die Gründe ſeiner Sittlichkeit erneuert, oder ſeine Moralität iſt in groſſer Gefahr. Wer das nicht thut, der ſage nicht, daß er ein guter vollkommener Menſch ſey, oder er iſt ein Heuchler und Lügner gegen ſich ſelbſt. Die Religion hat, um dieſes zu bewürken, ſehr herrliche mit groſſem Unrecht verkannte Vorſchriften und Anſtalten; und die Vernunft giebt ihnen vollen gänzlichen Beifall, denn ſie ſind aus der tiefſten unleugbarſten Menſchen-Kenntniß hergenommen. Daher finden

den wir wahre Tugendfreunde allzeit in einiger Entfernung von dem Lärmen der Welt in engeren Kreiſen ſich ähnlich denkender Freunde. Aus dieſem Grund ſind einige dieſer Tugendfreunde ſogar auf den entgegen geſezten obgleich minder gefährlichen Einfall gerathen, das anſchauliche Leben dem thätigen vorzuziehen, allen Geſchäften zu entſagen, und, um ſich zu ſammeln, allen Verkehr mit der Welt abzuſchneiden, und ſich in ſich ſelbſt zurükzuziehen. Dieſer Gedanke war es, der den platoniſirenden Weltweiſen, ſo wie den Mönchen und Anachoreten das Daſeyn gab. Da dieſe Vollkommenheit nur einſeitig iſt, da Menſchen gebohren ſind, um zu handeln, und alles Wiſſen durch das Handeln erſt ſeinen Werth erhält, da Menſchen ſich nicht trennen, ſondern einander nähern ſollen, ſo bin ich ſehr entfernt, den Lobredner des kontemplativen Lebens zu machen. Aber das kann ich nicht leugnen, immerwährende Zerſtreuung iſt ungleich gefährlicher. In der Einſamkeit, oder in engeren Kreiſen harmonirender Menſchen erhält der Geiſt die nöthige Stimmung. Der Tugendfreund wird Stunden nöthig haben, wo er für ſich lebt, ſich aus der Zerſtreu-

ung ſammelt, die Gründe der Tugend erneuert, und ſich ſodann mit neuer Stärke in die Welt wagt, um ihren Verführungen zu widerſtehen. — Dieſe Urſachen zuſammen ſind, was einige Myſtiker das Fleiſch nennen, das dem Geiſt widerſteht; was die Aufnahme guter Grundſäze erſchwert; — die Macht der Sinne über die Vernunft.

Der Leſer.

So viele und ſo groſſe Hinderniſſe ſchlagen allen Muth nieder.

Ich.

Das müſſen ſie nicht thun. Freilich iſt der Erfolg ſo ſchnell und leicht nicht, als mancher glaubt, der ein Buch in die Welt ſchreibt, und ſich davon nichts geringers, als eine allgemeine Bekehrung der Menſchen verſpricht, und ſodann, wenn dieſes nicht erfolgt, über unheilbares Verderben der Menſchen ſchreiet. Die Menſchen ſind nicht ſo verdorben, als man ſie beſchreibt. Sie ſind leichtſinnig, träg, unwiſſend, aber boshaft ſind ſie nicht. Ihr Leichtſinn muß fixirt, ihre Trägheit ermuntert, und ihre Unwiſſen-

wiſſenheit belehrt werden. Groſſe Wahrheiten haben ganz gewiß Intereſſe, und hohes Intereſſe für alle Menſchen und Stände. Seit daß Welt und Menſchen ſind, ſind ſie der Gegenſtand ihrer Unterſuchungen. Staat, Religion, und Erziehung beſchäftigen ſich unaufhörlich damit. Der glüklichſte Menſch geräth in Lagen, wo er ihren Werth fühlt: alle Schriften, gute und ſchlechte ſind voll davon: und nichts beweiſt mehr für das Daſeyn und den Werth einer Tugend, als daß ſelbſt die, die ſie am wenigſten beobachten, ſich den äuſſerlichen Schein davon geben, ſie beſtändig im Munde führen, und die Auſſenſeite der Tugend affektiren, um andere zu hintergehen. Aber nicht anhaltend, zu vorübergehend iſt dieſes Intereſſe. Noch ſeltener wird es iedem auf ſeine Art dargeſtellt, und entwikelt. Sehr wenige haben die Geduld, ſich durch Folianten hindurch zu arbeiten, durch eine unverſtändliche Terminologie, eine barbariſche Schreibart und Schulſprache zu erlernen, was ſich in wenigen Zeilen, in gewöhnlichen iedem verſtändlichen Ausdrüken, in einer blühendern Schreibart, nicht aus dem Kopf, aus willkühr-

führlichen Begriffen, und zweifelhaften Authoritäten und Stellen, ſondern aus dem Herz, aus der täglichen Erfahrung, mit unläugbaren Vortheilen, ſagen und beweiſen läſt. Ein Wort zu ſeiner Zeit mit Nachdruck und Beredſamkeit unterſtüzt, iedem auf ſeine Art geſagt, mit ſeinen herrſchenden Begriffen verbunden, dadurch zum Intereſſe gemacht, ohne Zwang, aus Wohlwollen geſagt, auf dieſe Art oft wiederholt, ohne Ekel zu verurſachen, das muß ungleich mehr würken, das muß Wunder thun. Keiner iſt, der ihm widerſteht, wenn der Mann, der es ſagt, es mit eigenem Beiſpiel unterſtüzt, keine eigennüzige Abſichten zeigt, wenn er auf ſolche Art Glauben und Vertrauen für ſich hat. Das Waſſer, ſollte es auch nur ein Tropfe ſeyn, hält den Stein aus; aber oft muß es fallen. Immer erfolgt einige obgleich ſchwache durch die ganze Erde unmerkbare Würkung. Sie vermindert, wenn ſie nicht verſtärkt. Und Verminderung des Uebels iſt Vorſchritt des Guten. Es würkt wenigſtens auf einige, und dieſe gelangen, wozu ſie ſollten.

Der

Der Leſer.

Aber warum gelangen ſo wenige, und nur einige dazu? Ganze Völker haben noch heut zu Tag eine ſehr ſchwache Kultur. Selbſt unter policirten Völkern, wie viele gelangen gar nicht dazu? Wie viele Kinder ſterben in den erſten Jahren ihres Lebens? Wie viele noch, ehe ſie gebohren werden?

Ich.

Wer von allen Menſchen gelangt hier unten zur Vollendung? Alle gehen unvollendet von hinnen. Aus dem nehmlichen Grunde mehr vollkommne Menſchen bei einem beſtimmten höhern Grad von Entwiklung ihrer Kräfte hier ſtehen bleiben, aus eben demſelbigen beſchlieſſen andere mit einem ungleich niedrigern Grad ihre Laufbahn. Dieſes Stillſtehen bei den einen ſowohl als bei den andern muß ſeinen Zweck haben. Und da alles in der Welt zum guten geordnet iſt, zur Glükſeligkeit aller Weſen; da die Einrichtung der Welt vorzüglich dahin ſehr ſichtbar abzweckt, die Geiſteskräften zu entwiklen, und ein Reich der Geiſter zu veranſtal-

ten;

ten; ſo iſt auch zu vermuthen, daß alle vorſtellende Kräfte, die hier dermalen zurükſtehen, die Reihe ihrer höhern Entwiklung dereinſt ebenfalls treffen werde, durch Mittel und Anſtalten, die der Vorſicht allein bekannt ſind; denn es iſt einleuchtend, und ſtreitet mit den Eigenſchaften Gottes, daß die Glükſeeligkeit der übrigen auf Unkoſten eines einzigen denkenden Weſens ſollte erhalten werden. Alle ſind Geſchöpfe eines einzigen Herrn, und haben gleiche Anſprüche auf ſeine Güte und Gnade. Gott führt uns alle durch ſehr verſchiedene Wege zu demſelbigen Ziel. Diß giebt ſeinem erſtaunlichen Werk eine ungleich gröſſere Mannigfaltigkeit, und eben darum einen noch höhern Grad der Vollkommenheit, daß Billionen und Billionen der Kräfte, die dem erſten Anſcheine nach ſich zu zerſtöhren, und eine gegentheilige Richtung zu nehmen ſcheinen, ſich doch ſo wunderbar auf ſo entgegen geſezten Wegen zu einem einzigen Ziel vereinigen. Daher iſt es gar nicht nothwendig, daß alle Menſchen in gleichem Grade hier unten vollendet werden. Und wir ſchlieſſen aus der Erfahrung, daß gar keiner hier unten

vol-

vollendet wird, mit gröſſerem Grund, mit einem hohen Grad der Gewisheit auf eine weitere Fortdauer aller denkenden Weſen: weil in der Natur nichts halb geſchieht, weil dieſe halb vollendete theilweiſe Vervollkomnung gar keinen Zweck hätte: weil ſodann ſo viele und die gröſten Gegenſtände der Erkenntniß, die wir ſehr unvollkommen vorherſehen, ohne Subiekt wären, das ſie erkennt; weil auſſer unſrer Unwiſſenheit kein Grund angegeben werden kann, warum Weſen, deren Eigenſchaft iſt, weiter und weiter zu gehen, hier auf einmal bei dieſem beſtimmten Grad der Vervollkomnung ſtillſtehen ſollen, da noch weitere Vorſchritte möglich, und nicht bloß möglich, ſondern ſogar nothwendig ſind: indem es in der Natur Gottes liegt, keine unvollendete Werke zu ſchaffen, ſondern dieſen den möglichſten Grad von Vollkommenheit zu geben. Es ſcheint alſo vielmehr, daß ieder Menſch, iedes Volk ſeinen eigenen Weg zur Vervollkomnung gehe, daß der eine früher, der andere ſpäter, dieſer auf dieſe, der andere auf eine andere obgleich dermalen verborgene Art dazu gelange. — Ich will nicht läugnen, daß der Zuſtand wilder Völker, und aller Kinder,

die

die vor dem Gebrauch ihrer Vernunft verſterben, ſehr unvollkommen ſey; aber unglüklich iſt dieſer Zuſtand nicht, und er hat ſeine eigene Freuden, die für Menſchen von höherer Kultur wenig anziehendes haben. Wenn ich bedenke, daß in den ältern Zeiten der Welt noch ungleich mehrere Völker in dem Zuſtand der Wildheit geweſen, wenn ich bemerke, daß ſie indeſſen zu ſehr policirten Völkern herangewachſen, wenn ich erforſche, wozu ihre Wildheit genuzt; ſo ſcheint mir das Zurückbleiben der heutigen Wilden nicht minder nothwendig, um, wie ich zeigen werde, durch ſie zu ſeiner Zeit manche Bedürfniſſe, und durch ſolche manche Entdekungen zu veranlaſſen.

Der Leſer.

Du äuſſerſt hier viele ſchöne Vermuthungen. Aber Vermuthungen ſind keine Beweiſe.

Ich.

Meine Vermuthungen ſind nicht ganz ohne Grund; und die Folge ſoll zeigen, daß ſie ſich zu einen hohen Grad der Gewisheit erheben laſſen. Es kömmt darauf an, ob ſie ſich zu den übrigen

Säzen, die ich noch vortragen werde, und die ſich ſtrenger beweiſen laſſen, ſchiken, ob ſie nicht ſogar durch ſelbe nothwendig werden. — Du ſprachſt auch von Menſchen in policirten Ländern, warum auch deren ſo wenige zur Vollkommenheit gelangen?

Der Leſer.

Davon ſprach ich.

Ich.

Ich glaube ſchon oben einige Urſachen angegeben zu haben. Ich habe ſie in den noch immer zu geringen und ſchwachen Anſtalten gefunden, welche bei dieſen Menſchen kein grösseres lebhafteres Intereſſe erweken, und ſich dadurch auffordern, ihre natürliche Trägheit zu überwinden, dem ſtärkern Eindruk des ſinnlichen zu widerſtehen, die entfernten Folgen vorher zu ſehen, nicht aus dem Geſicht zu verlieren, und ihre Leidenſchaften zu bekämpfen. Dieſe Trägheit iſt die wahre Erbſünde unſers Geſchlechts, und ich möchte ſagen, die Mutter und Quelle aller Laſter und Thorheiten. Sogar alle Fehler der Hize und Uebereilung beziehen ſich darauf: denn wenn ich

es genau nehmen will, ſo iſt aller Zug, den das Sinnliche hat, das Reſultat unſrer Trägheit, die an Gegenſtänden nicht verweilen kann, ſondern um das Leere der Seele zu füllen, alles ergreift, was ihr am wenigſten Mühe koſtet, uns ſich ſo zu ſagen von ſelbſt darbietet. Dieſe Trägheit leuchtet aus allen unſren Handlungen hervor; ſie verhindert uns alles das Gute zu thun, das wir im Grunde ſehr gerne wollten. So kannſt du finden, daß ein Menſch, der ſich des Mitleidens anderer auf keine Art unwürdig gemacht, im Unglük allgemein und ſehr lebhaft bedauert werde, denn dies koſtet keine Mühe, und kann ohne Aufopferungen geſchehen. Es iſt gewis noch viele und groſſe Gutmüthigkeit unter den Menſchen, aber zu vorübergehend, zu wenig anhaltend iſt ſolche: ſie ſchlumert ſo zu ſagen nur, und ſie braucht wiederholte Veranlaſſungen, die ſie weken. Sonſt tritt gänzliche Vergeſſenheit bald wieder an die Stelle der vorhergehenden Theilnehmung. Daher iſt ein kurzes und ſchnell vorübergehendes Mitleiden alles was man im Unglük von andern erwarten kann. Hülfe, die uns oft nothwendiger wäre, als bloſſes Bedauern, dazu

haben die Menſchen zu wenig Sinn und Elaſticität ihrer Kraft. Hülfe kann ohne Anſtrengung und Thätigkeit nicht geleiſtet werden. Hier müſſen wir lebhaft aufgefordert werden, unſre Trägheit zu überwinden. Dazu iſt ein groſſes Intereſſe nothwendig? und die Anſtalten fehlen, die ſolches erweken.

Der Leſer.

Das iſt eben, was mich befremdet. Warum fehlen dieſe Anſtalten, die uns das Intereſſe geben, unſre angebohrne Trägheit zu überwinden.

Ich.

Bedenke, daß die Welt ein Ganzes iſt: daß du, ieder andere, dein Staat, ein Theil von dieſem Ganzen ſind; daß alle Theile auf und in einander würken; daß ſich ieder Theil nach den gleichzeitigen Veränderungen des Ganzen richten müſſe, oder dieſe Welt hört auf, ein Ganzes zu ſeyn; daß alſo die Veränderungen und Beſtimmungen eines ieden einzelnen Theiles, folglich auch von iedem gegebenen Lande nach dem Plan der Vorſicht ſo beſchaffen ſeyn müſſen, daß ſie zu den übrigen paſſen, dieſe nicht hindern, ob ſie

 gleich,

gleich, nach engern Abſichten betrachtet, als Hinderniſſe erſcheinen. Du wirſt dadurch einſehen, daß viele Dinge an ſich in der Speculation, in abſtracto, auf unſrem Zimmer und Studierſtube ſehr möglich ſeyen, die in einem beſtimmten Zuſammenhang helle Unmöglichkeiten ſind. Nun iſt aber dieſer Zuſammenhang der Dinge und kein anderer vorhanden, und es kann folglich nur geſchehen, was durch dieſen herbeigeführt und nothwendig wird: Es kann nur an dem Ort und in der Zeit würklich werden, die dieſer beſtimmte Zuſammenhang erfordert. Du muſt auch weiter bedenken, daß, ſo wie alle Völker der älteren Welt den heutigen Nationen vorgearbeitet, aus eben dieſem Grund in dieſem Zuſammenhang nicht allein auf dieſe heutige Völker, ſondern eben ſo gut auf alle folgende Völker und Generationen Rükſicht genommen werde; daß ieder dieſer Generationen in dem Plan des Weltalls eine ihr allein eigene Rolle und Geſchäft zugetheilt worden: daß iede vorhergehende die nachfolgende dazu vorbereiten müſſe; daß endlich die Total-Summa dieſer ſo zwekmäſſig nach ihrem Ort und Zeit vertheilten Rollen und Geſchäften das groſſe

Schau-

Schauſpiel gebe, welches wir Welt nennen, deſſen fortſchreitende Entwiklung beſtändig zu einem höhern Grad von Vollkommenheit und Glükſeeligkeit führet. — Dieſe Anſtalten fehlen alſo noch, weil die allgemein vorbereitende Urſachen derſelben noch nicht vorhanden ſind: weil das Bedürfniß darnach noch nicht allgemein genug iſt: weil die, ſo dieſe Anſtalten treffen könnten und ſollten, dieſes Bedürfniß am allerwenigſten fühlen; weil dieſe andere lebhaftere Bedürfniſſe haben, engere Zwecke, deren Befriedigung und Erreichung ihnen näher liegt. — Verlange alſo keine widerſprechende Dinge. Wer wird und kann ſich nach hoher Moralität beſtreben, dazu Anſtalten treffen, ſolang dieſe Moralität kein Intereſſe giebt?

Der Leſer.

Die Moralität giebt alſo gar kein Intereſſe?

Ich.

Ein ſehr hohes. Aber nicht das, was die Menſchen kraft ihrer dermaligen Stimmung ſuchen: kein nahes ſinnliches Intereſſe.

Der Leſer.

Diejenigen werden doch moraliſch handeln, die dieſes hohe Intereſſe fühlen?

Ich.

Deren ſind ſehr wenige. Und was können ſie ohne Macht? Sie ſelbſt werden am Ende zweifelhaft und irre geführt. Wenn ich mit Moralität gar nichts, oder wohl gar das Gegentheil, Verachtung, Elend, Tod, mit einem ſehr ſchwachen Grad der Moralität, oder mit gar keinem alles erhalten kann, wer um aller Welt willen hat da Luſt gut zu ſeyn? Welches nähere Intereſſe giebt hier die Moralität? Wer fragt dich nach deinem innerlichen Werth? Wo erſcheinet dieſer? Thue gutes — werde in einem Land darüber unglüklich, und du wirſt erfahren, daß die Welt keine Freiſtadt für dich hat; die Geburt allein kann dem unbedeutendſten Menſchen geben, was keine Tugend, kein Verdienſt giebt. Welche Vorzüge gewährt nicht der Aufwand und äuſſere Pracht! und welche Laſter werden dadurch begünſtiget!

Der Leſer.

Warum ſteuert man nicht ſolchen Einladungen und Verführungen von Seiten der Regierung.

Ich.

Man will es zuweilen, aber man kann nicht. Es erſcheinen Verordnungen, und ſie ſind zu unkräftig. Die Theorie liegt mit der Praxis im Streit.

Der Leſer.

Man ſollte mit gröſſerem Ernſt auf die Ausübung dringen.

Ich.

Das iſt leichter geſagt als gethan. Du bedenkſt nicht, daß man andere Dinge zugleich aufheben würde, die ſehr groſſe Vortheile gewähren. Man müſte gegen ſeinen eigenen Zweck und Plan handeln, in welchen dieſe Mängel als Mittel mit eingeflochten ſind. —

Der Leſer.

So mus alſo der Zweck wenig taugen. Warum hat man einen ſolchen Zweck?

Ich.

Warum haben ihn einzelne Menſchen?

Der Leſer.

Weil ſie ſinnlich ſind, weil ſie nach unmittelbaren Vortheilen haſchen, weil ſie den Leidenſchaften mehr folgen als der Vernunft.

Ich.

Nenne mir einen Staat, der nicht ebenfalls aus Menſchen beſteht. Bei dem Staat kömmt noch eine eigene ſtärkere Urſache hinzu.

Der Leſer.

Welche?

Ich.

Impunität. Die Leidenſchaften einzelner in Staaten vereinigter Menſchen, ihre ſchädliche Aeuſ-

Aeuſſerungen können doch durch die oberſte Gewalt zurükgehalten werden, wenn und in ſo fern ſie dem Zweck der Regierung gefährlich werden. Aber was hält Völker gegen Völker zurük?

Der Leſer.

Ihr eigener Vortheil.

Ich.

Wenn aber die Macht gegen den zu befürchtenden Schaden hinlänglich ſichert?

Der Leſer.

Dies bringt Gegenvereinigung hervor. Niemand kann ſich über alle erheben.

Ich.

Aber diß zwingt doch dieſe ſchwächere oder gleiche, daß ihre Anſtalten dahin gehen müſſen, gegen Unterdrükung geſichert zu ſeyn?

Der Leſer.

Ganz gewis. Aber was folgt daraus?

Ich.

Daß der Vorſteher einer ſolchen Nation ſeinem Volk nicht mehr die Verfaſſung geben kann, die er wollte; nicht mehr die möglich beſte, ſondern die, welche dieſe Umſtände, ſeine Sicherheit von auſſen, erfordern wird. Hier erhalten ſodann ganz eigene Tugenden einen Werth. Hier entſtehen ganz eigene Intereſſe. — Du glaubſt doch, daß iede Regierung einen Zweck habe?

Der Leſer.

Ohne dieſem würde ſie den Namen einer Regierung nicht verdienen.

Ich.

Daß ſie dazu Mittel haben müſſe?

Der Leſer.

Ohne dieſe würde ihr Zweck eine Thorheit ſeyn.

Ich.

Daß ſich dieſe Mittel allzeit nach dem Zweck richten? Nach dieſem verſchieden ſind?

Der Leſer.

Das müſſen ſie ſeyn.

Ich.

Alſo andere, wenn der Zweck der Regierung blos allein innerliche Ruhe und Sicherheit iſt? Wieder andere, wenn Handel und Reichthum der Zweck ſind? Und abermal andere, wenn Vergröſſerung die Abſicht iſt? Und noch andere, wenn Vertheidigung der Zweck iſt? Und wieder andere, wenn Erweiterung ſeiner Gewalt, und Vergröſſerung der Staats-Einkünfte der lezte Zweck einer Regierung iſt?

Der Leſer.

Ganz gewis.

Ich.

Glaubſt du nicht, daß eine ſolche Regierung, die z. B. Aufnahme des Handels zum Zweck hat, alles begünſtigen müſſe, was den Handel in Aufnahm bringt, was ihre Nachbarn ſchwächt?

Der Leſer.

Es ſcheint ſo.

Ich.

Glaubſt du nicht, daß ein ſolcher Staat mit ſolchen Abſichten oft nöthig haben werde, andere benachbarte Völker in der Dummheit, Faulheit zu erhalten, um ſie von ſich abhängiger zu machen? Daß, wenn vollends der Regent ſich an die Stelle der Nation ſezt, und abſolute Gewalt zum Zweck hat, daß, ſage ich, es nöthig ſeyn wird, ſich über den geſellſchaftlichen Vertrag hinwegzuſezen, und ſeine eigene Nation in der Blindheit zu erhalten?

Der Leſer.

Es iſt traurig, daß ich es eingeſtehen muß.

Ich.

Glaubſt du, daß Moralität und Aufklärung Mittel zu ſolchen Zwecken ſind?

Der Leſer.

Unmöglich!

Ich.

Du wirſt doch auch aus der Geſchichte aller Zeiten gewahr, daß die Regierungen ſehr häufig ſolche engere Zwecke haben, oder durch ihre Lage, Zeiten, und Umſtände genöthiget werden, ſolche vor andern beſſern zu erwählen? So kannſt du noch heut zu Tag in vielen Ländern finden, daß man den Müſſiggang und Aberglauben mit dem ganzen Gefolg aller damit verbundenen Laſter unterhalte, weil es geſchieht, daß beide einen gröſſern Abſaz der Lebensmitteln verurſachen, und eben dadurch gewiſſe Kammergefälle vermehren. — Heiſt das nicht, den Baum umhauen, um die Früchte davon zu ſammeln? Heiſt das nicht zur Schwelgerey und unordentlichen Lebensart auffordern, ſie begünſtigen, durch Geſeze gebieten, und die Unſittlichkeit zur Quelle ſeiner Finanzen und Einkünfte erheben? Widerſpruch gebieten, und Menſchen ſodann ſtraffen, weil ſie den Staats-Zweck befördern? Und dieß ſey nur ein einziges der tauſend Beyſpiele und Widerſprüche in ieder Regierung, des Kampfs, in welchem die Moral zu ihrem Nachtheil mit der Politik liegt, die ich anführen

könnte,

könnte, die du ſelbſt finden kannſt, wenn du willſt.

Der Leſer.

Auch das werde ich gewahr.

Ich.

Und du wunderſt dich, daß die Anſtalten zur Moralität fehlen? Ich ſage dir noch mehr, mir ſcheint es, der Aufklärung unſrer Zeiten ſtehe auf einige Zeit eine traurige Periode bevor. Bisher war der Trieb nach Ehre, die Begierde ſich auszuzeichnen, eine der ſtärkſten Triebfedern in den Staaten von Europa. Mit ihm konnten noch groſſe Thaten, Sitten, und Aufklärung beſtehen. Nun ſcheint dieſen der Handlungsgeiſt zu verdrängen, und die Begierde nach Reichthümern, die gefährlichſte unter allen, allen Muth und Hang zu groſſen Thaten zu erſtiken. Hier vermehren ſich ſodann die unedleren Bedürfniſſe, mit ihnen die Abhängigkeit, und die Begierde nach den Mitteln, ſolche zu befriedigen. Die Menſchen werden erwerben, um zu genieſſen, und ſie werden einſehen, daß

Reich-

Reichthümer auf eine ungleich bequemere Art alles geben und gewähren, was andere ſuchen. Luxus und ſinnliche Luſt, oder das Beſtreben nach Genus werden die Folge davon ſeyn. Und der Aberglaube wird den Unglauben verdrängen, der den Wollüſtling ſo gewöhnlich begleitet. Dies werden für die Sittlichkeit und Aufklärung ſehr ſchwere Zeiten ſeyn. Aber ſie müſſen, wie ich dir zeigen werde, vorausgehen, um einen entferntern reellern Wohlſtand zu gründen. Wiſſe alſo, ſo lang die Groſſen und Mächtigen der Erde (und auch dieſes iſt nicht minder nothwendig, um die nöthige Erdenveränderung hervorzubringen) Vergröſſerung zur Abſicht haben (und welche Vorſchritte der Kultur hat nicht das Menſchen-Geſchlecht dieſer Eroberung und Vergröſſerungsſucht zu verdanken?) ſo lange ſie ihren innern Einfluß auf andere Menſchen durch andere Wege, die ihren ſinnlichen Erwartungen weniger nachtheilig ſind, eben ſo gut erhalten können: ſo lange werden alle Anſtalten zu einer dauerhaften Beſſerung der Menſchen unvollkommen und ſchwach ſeyn. Sie werden dahin gehen, die gröberen Ausbrüche

brüche der Leidenſchaften zu hindern, um innere Ruhe zu erhalten; ſie werden die Moralität befördern, inſofern der Staats-Zweck dadurch erhalten wird. Aber ſie werden ſie auch hindern, ſobald Staats-Vortheile kollidiren. Auch dort wo ein äuſſerliches Gebot der Moralität zu Hülfe kömmt, wird allzeit die Neigung bleiben, und ſie wird auf Gelegenheiten lauern, wo ſie ſich ungeſtraft äuſſert, oder ſie wird ihr Spiel beſſer verbergen, um feiner zu betrügen. So lang alſo die Tugend nur Mittel, und die Zwecke der Vorſteher nur Nebenzwecke ſeyn werden (und die gegenwärtige Lage der Welt leidet zu unſerem eigenen groſſen obgleich entfernten Vortheil keine andere) ſo lang werden die Sitten der Untergebenen ſich nach dieſen Zwecken formen, die Erziehung der Menſchen, die Grundſäze, welche darinn gelegt werden, werden von der Art ſeyn, wie ſie dieſe Zwecke erfordern. Die Mittel können gut ſeyn, in ſo fern ſie zu dieſem Zweck führen: ſie können aber auch zugleich verwerflich ſeyn, weil es der Zweck iſt; und dieſer Zweck kann nur dann eine Nachſicht verdienen, wenn Lage und Umſtände ihn beſtimmen.

Ein ſolcher Staat, deſſen Lage kriegeriſche Anſtalten erfordert, kann unmöglich Mönche oder ſpeculirende Gelehrte begünſtigen, ohne ſeinen Untergang zu befördern. Seine Geſeze können eine bloß relative Güte haben: an ihrer Stelle würden die abſolut beſten Geſeze die Quelle eines grösseren politiſchen Verderbens. Eine platoniſche Republik iſt für platoniſche Menſchen, und für dieſe Zeiten eine Thorheit, ein Traum. Aber ich denke, daß ſie für alle Zeiten eine Thorheit ſey, daß Menſchen zu gar keiner auch noch ſo entfernten Zeit für ähnliche Anſtalten empfänglich werden, daß ſie ewig bleiben, wie ſie ſind? Dieß denke ich gerade hin zu behaupten, ſey keine mindere Thorheit, ein zu enger Geſichtspunkt, eine zu einſeitige Erfahrung. — Alſo keine Anſtalt zum Guten ſowohl als Böſen kömmt ohne dem dazu beförderlichen lebhaften Bedürfniß iemalen zu Stande. An dieſem Bedürfniß fehlt es noch, und wird ſo lange daran fehlen, als andere Bedürfniſſe dringender und leichter zu befriedigen ſind.

Der Leſer.

Bei dieſen Umſtänden ſollte man billig zweifeln, ob Menſchen dieſes Bedürfniß iemalen fühlen werden. Und wenn es doch dereinſt dazu kommen ſollte, warum fühlen ſie es ſo ſpät?

Ich.

Sie werden es ſo gewis fühlen, als es einige dermalen würklich ſchon fühlen.

Der Leſer.

Was kann es helfen, daß nur einige es fühlen?

Ich.

Es wird dazu dienen, daß es von Zeit zu Zeit mehrere fühlen. Die, ſo es fühlen, werden ihre hierüber geſammelte Erfahrungen und Grundſäze andern mittheilen, ſie in die Erziehung legen. Ihr Leiden wird ſie einander näher bringen: es wird ſie nöthigen, in der Vereinigung Hülfe zu ſuchen. Dadurch werden ſolche Grundſäze immer allgemeiner werden; um dem Uebel

abzuhelfen, werden Verſuche und Anſtalten entſtehen.

Der Leſer.

Die aber nie zu Stande kommen, weil ſie allzeit mislingen, nie den gewünſchten Erfolg haben.

Ich.

Es iſt freylich wahr, wenn die Vernunft dieſer ſonſt ſo privilegirten Seelen, welche die Bedürfniſſe der ſpätern Jahrhunderte ſchon dermalen vorherſehen, wo andere gar nichts ſehen oder vermuthen, nicht auf den Grad ausgebildet iſt, daß ſie ihren Würkungs-Kreis genau kennen und wiſſen, daß kein Erfolg vor ſeiner Zeit erſcheinen kann, ſo verlieren ſie ſich in idealiſchen Welten; ihr Eifer reißt ſie zu weit mit ſich fort; ſie ſtoſſen auf Schwierigkeiten, die ſie nicht in Ueberlegung gebracht haben: ſie machen Entwürfe, die gut ſind, aber leider! nicht für die Zeiten paſſen, für welche ſie gemacht werden, ſie ſtellen ſich die Ausführung zu leicht vor: und dann ſcheitern dieſe Entwürfe, und ſie mit ihnen. Daraus ſchlieſſen ſie ſodann auf ein un-

heilbares Verderben der Menſchen, ſie verzweifſ- len an aller Tugend, und ihr ganzes Leben iſt ein Leben des Jammers und der Qual. Aber was kann das ſchaden, wenn das Bedürfniß fortdauert, und immer dringender wird? Ihr Verſehen wird dazu dienen, andere klüger zu machen; Es wird die nöthigen Erfahrungen und Klugheits-Regeln geben; andere werden mit beſſerem Erfolg die Klippen vermeiden, an welchen ihre Vorgänger geſcheitert ſind. Kein Gedanke zur Rettung und Beſſerung der Menſchen geht auf dieſe Art verlohren: Sein Werth wird erhöht, ie älter er wird. Oder was war ſchon vollkommen bei ſeinem erſten Entſtehen?

Der Leſer.

Aber warum fühlen Menſchen dieſes Bedürfnis gar ſo ſpät? Dieſe Auflöſung biſt du mir noch ſchuldig.

Ich.

Haſt du iemalen geſehen, daß ein Kind vor ſeinem Vater, der Enkel vor ſeinem Grosvater zur Welt komme? Haſt du in den erſten

Jahren deiner Kindheit ſchon über dieſen Gegenſtand gedacht? Glaubſt du nicht, daß nicht ebenfalls das ganze Geſchlecht ſeine Kindheit, Jünglingsiahre, ſein männliches und hinfälliges Alter habe, ſo wie ieder einzelne Menſch? Weiſt du nicht, daß ieder dieſer Menſchen ſeine ihm allein eigene Bedürfniſſe habe? Daß die Bedürfniſſe des Manns nicht die Bedürfniſſe des Kindes ſeyen? Wie weit glaubſt du ſodann, daß das ganze Geſchlecht würklich in ſeinem Alter vorgerükt ſey? So weit die Geſchichte reicht, hat noch keine einzige Nation den höchſten Grad der wahren Kultur erreicht: und nun ſchlieſſe auf die Kultur des ganzen Geſchlechts. Einzelne Nationen ſind höchſtens ſoweit, daß ſie für eine gänzliche Knechtſchaft zu viel, und für eine vollſtändige Freiheit zu wenig aufgeklärt ſind. Sie befinden ſich ungefähr ſo weit, als Livius von ſeinen Zeiten ſchreibt, *ut nec vitia ſua nec remedia pati poſſint.* Ihre Krankheit ſowohl als Arznei ſind ihnen im gleichen Grad unerträglich. So weit iſt das ganze Geſchlecht noch nicht. — Weiſt du nicht, daß alles ſeine Urſache habe, daß iede Urſache ihre weitere in einer unaufhörlich aufſteigenden

genden Linie forthabe? Dies giebt eine lange Reihe von Urſachen, deren keine vor der andern, ſondern nur alsdann erſt entſtehen kann, wenn die Reihe ſie trift. Menſchen fühlen alſo dieſes Bedürfnis ſo ſpät, weil dazu eine lange Reihe von Erfahrungen und ſehr geläuterten Begriffen nöthig iſt; weil dieſe Menſchen kraft ihrer noch ſo wenig gebändigten Trägheit und Sinnlichkeit allzeit das vorziehen werden, was dieſe beide befriediget, was ihnen folglich näher liegt, was weniger Mühe koſtet; weil Schmerz und Ungemächlichkeit ungleich fähiger ſind, den undenkenden ſinnlichen Haufen über ſeine wahre Vortheile zu belehren, als aller Unterricht der Vernunft. Dieſe Ungemächlichkeiten allein machen, daß dieſer Haufe ſeinen Zuſtand ſo oft verändert, und das Wahre und Gute dabei ſo lange verfehlt, ſich wider Willen in ſo mancherlei Situationen verſezt ſieht, bis er endlich aus Mangel und Unvermögenheit weiter zu irren das einzige Wahre trift, wozu er durch den Gebrauch der Vernunft ungleich früher hätte gelangen können. Dieß giebt ſodann die Mannigfaltigkeit der Wege, auf

wel-

welchen ieder Menſch auf eine andere Art zu demſelbigen Ziel geht.

Der Leſer.

Dies ſind ia erſtaunliche Umwege? Wozu dieſe Umwege?

Ich.

Deine Vergeſſenheit nöthiget mich zu häufigen Wiederholungen. Bedenke doch, daß du nicht der einzige biſt, daß eine Erde voll von Menſchen und Nationen, aller auch der künftigen Zeitalter zur Vollkommenheit gelangen ſoll. Da mus es ia doch wahrlich eigene Mittel geben, um dieſes zu bewürken. Da läßt ſich unmöglich von den Mitteln zur Kultur eines einzigen Menſchen auf iene eines ſo ungeheueren Ganzen ſchlieſſen. Ein ganzes Geſchlecht lebt länger als ein einzelner Menſch: und folglich müſſen die Arbeiten und Geſchäfte ſo vertheilt ſeyn, daß ieder ſeinen Gegenſtand findet, mit dem er ſich beſchäftigen kann. Wenn alſo die Welt ein Werk iſt, das nicht einen Tag, ſondern Myriaden von Jahren dauern ſoll: wenn wir ſelbſt am elende-

ſten daran wären, wenn wir ſchon in den erſten Stunden unſeres Daſeyns würden, was wir ſpäterhin werden ſollen, wenn Gott unmöglich ſich wie ein Verſchwender betragen kann, der um recht lebhaft zu genieſſen, an einem Tag den Aufwand vieler Jahre verzehrt, um dieſe übrige Jahre ſodann zu darben und zu betteln, wenn dies alles iſt, ſo ſind dieſe Umwege nöthig. Was haben, was ſind wir für die folgende Zeiten, wenn wir heut alles ſind? Wie können wir an Vollkommenheit wachſen (und das wollen wir doch) wenn wir ſchon alles ſind? Wie wollen wir mehr werden, wenn wir nie weniger ſind?

Der Leſer.

Du ſprichſt immer von Vollkommenheit des Ganzen.

Ich.

Wenn alle einzelne Weſen vollkommen werden, ſo wird es auch das Ganze.

Der Leſer.

Wem nüzt denn dieſe Vollkommenheit?

Ich.

Dir. Sie kann ohne deiner Vollkommenheit nicht beſtehen. Wenn alles vollkommner wird, ſo kannſt du doch nicht läugnen, daß ſich die Unvollkommenheiten aller Weſen auſſer dir, folglich die Quellen deines Misvergnügens vermindern? Für dich alſo, für mich, für jeden andern vervollkommnet ſich die Natur, um uns häufigere und gröſſere Gegenſtände des Vergnügens darzubieten.

Der Leſer.

Du ſprichſt vom Wohl der künftigen Generationen? Wir ſollen zurückſtehen, ſäen, damit dieſe vorſchreiten, einärndten? Die Welt iſt alſo wegen der zulezt werdenden Menſchen? Für dieſe leiden wir, alle vorhergehende Völker und Zeitalter, damit dieſe ſich freuen ſollen? Der Antheil des Leztwerdenden iſt alſo der beſte? Für dieſen iſt eigentlich die Welt?

Ich.

Dieſer Einwurf wäre wichtig, und nicht zu widerlegen, wenn wir vernichtet würden. Aber unſre Fortdauer macht, daß wir in einem be-

ſtimmten Maas mit ihnen fortrüken, obgleich unter anderen Formen; Und es iſt ein groſſer Beweiß für die Fortdauer unſres ſelbſt.

Der Leſer.

Wenn das iſt, ſo entſteht eine neue Schwierigkeit. So iſt ieder um ſo glüklicher, ie früher er gebohren wird; er kömmt eher zu ſeinem Ziel.

Ich.

Der Einwurf hätte mehr Grund, wenn nicht dieſe Entwiklung in der Zukunft, ohne Sprung, in Proportion der hier unten erworbenen Seeligkeits-Fähigkeit geſchehe, und dort erſt erworben werden müſte, was hier vernachläſſiget worden.

Der Leſer.

Du ſprichſt von Umwegen, die zum Beſſern, und zur Vollkommenheit führen: und ich finde, daß alles in einem beſtändigen Kreis auf das alte wieder zurükkommt. In allgemeinen iſt das bald geſagt, aber ob ſich dieſe Grundſäze auch auf individuelle Fälle, auf beſtimmte Laſter und

Verirrungen anwenden laſſen, um ſodann das Wohlthätige davon zu zeigen, das iſt die Frage?

Ich.

Nenne mir nach Gefallen ein oder das andere Laſter.

Der Leſer.

Hier ſind die nächſten beſten, die mir einfallen. — Verſchwendung und Deſpotismus.

Ich.

Du nennſt zwei ſehr wohlthätige Fehler der Menſchen in Rükſicht ganzer Nationen, und der Welt. — Die Verſchwendung und der Luxus führen am Ende zur einfachern Lebensart und Sitten. Dies beweiſt die Geſchichte aller Zeiten, und der Druck des Deſpotismus führt zur Erfindung einer Lage, die weniger drukt: er veranlaßt Unterſuchung über Menſchenrechte, über die Verhältniſſe der Unterthanen und Vorſteher, über ihre wechſelſeitige Pflichten und Rechte; diß führt auf Beſchränkung der oberſten Gewalt, auf Verfeinerung der politiſchen Verfaſſungen. Auch dieß beweiſt die Geſchichte aller Zeiten.

Der Leſer.

Und die einfachere Lebensart artet ſodann wieder nach und nach in Verſchwendung und Luxus, und die minder drükende Lagen, in eben ſo drükende aus. Auch dieß beweiſt die Geſchichte aller Zeiten. So durchlauft am Ende alles einen ewigen Kreislauf. Immer kommt das alte Schauſpiel zum Vorſchein, und nur die Schauſpieler ſind verändert.

Ich.

Aber immer auf eine feinere Art. Immer wird mehr Feinheit darein gebracht. Bisher iſt nur immer ſo viel geſchehen, daß die Erfahrungen häufiger und allgemeiner werden, wir ſelbſt lernen noch beſtändig. Alle unſere Einrichtungen ſind nicht das Beſſerſeyn ſelbſt? Sie ſind bloſſe Verſuche, Annäherungen, Vorſchritte. Wir ſammeln noch immer die nöthigen Erfahrungen, und, ich kann es nicht zu oft ſagen, da müſſen Lagen vorausgehen, die dieſe Erfahrungen veranlaſſen.

Der Leſer.

Davon kann ich mich gar nicht überzeugen. Die ganze ältere und neuere Geſchichte ſtreitet dagegen. Wo ſind heut zu Tage die groſſen Männer der älteren Völker? Ihre Kenntniſſe, ihre Tugenden?

Ich.

Sie werden unmerkbarer durch die Menge. Ehedem zu Zeiten der Römer und Griechen war die Kultur auf einen ſehr kleinen Erdenfleck beſchränkt. Aus dieſem ſehr geräumigen Behältniß iſt ſie übergefloſſen, und hat ſich nunmehr nicht bloß auf Europa, ſie hat ſich in kleinern Portionen auch auf andere Welttheile ergoſſen, ungleich mehrere Völker ſind nun dazu gelangt, aber ihre Thaten werden von Schriftſtellern weniger zur Schau ausgeſtellt, und die Jugend wird weniger damit bekannt. Dieſe lernt die Griechen und Römer früher kennen, als ihr Vaterland, als die Helden ihres Zeitalters. — Der Polytheismus iſt beinahe ganz von der Erde verſchwunden, nicht ohne groſſe damit verbundene Vorſchritte der Sittlichkeit.

Alle Welttheile kennen einen einzigen Gott. Die Mittel zur Erkenntniß ſind unendlich vervielfältiget: durch den Handel, durch die Buchdrukerei und die Poſten, ſteht ſo zu ſagen die ganze Erde in wechſelſeitiger Verbindung. — Welche neue Gewerbe und Stände ſind zeither entſtanden? Mehrere vor dem ganz gleichgültige, oder verwerfliche Dinge haben durch die vermehrte Bedürfniſſe der Menſchen einen Werth erhalten, und dadurch den Unterhalt und das Vergnügen der Menſchen vermehrt. — Ganze Wüſteneien, die ſich auf viele Grade erſtreken, unter dieſen der ganze Norden von Europa ſind nun blühende Wohnſize der Menſchen. Dieſe rüken täglich einander näher. — Die ganze Oberfläche der Erde hat ſich in's ſchönere verändert. — Nichts iſt, was dem Menſchen unzugänglich wäre. Dieſe haben ſich ſogar der höheren Regionen bemächtiget, nachdem die feſten Theile der Erde zu weitern Entdekungen ermangeln. — Laß alſo immerhin, wenn du willſt, die Kultur unſrer Zeiten an Intenſion verlohren haben, ſie hat um ſo mehr an der Ausdehnung und Verbreitung gewonnen. Und ich denke,

extenſive Vervollkommnung muß der intenſiven vorhergehen, und iſt kein Beweiß einer Verſchlimmerung. Aber auch an Intenſion ſcheinen es mir unſre Zeiten den Römern und Griechen zuvorzuthun. Sage mir nichts von der Tugend der alten, auf die wir uns ſo oft berufen, und ſo ſelten nachahmen. Du ſelbſt führſt ſie an, und wie viel haſt du davon gethan? Du haſt Gelegenheit gehabt, eben ſo gros zu ſeyn, haſt ſie noch beſtändig, und läſſeſt ſie ungenüzt vorüber? Die Tugend der Römer war die Folge ihrer Armuth; ſo wie ſich dieſe mit den Eroberungen auſſer Italien geendiget hatte, ſo wurden auch die Beiſpiele der Tugend immer ſeltener, bis ſie ſich endlich in den ſpätern Zeiten der Republik, und beſonders unter den Kaiſern gänzlich verlohren. Und die ſo beruffene graeca fides giebt nicht den beſten Begriff von der griechiſchen Tugend. Ihre Tugend war ſelten mehr als politiſche Tugend. Aber wahre Tugend, die ſich in der Hoheit und Reinigkeit der Abſichten gründet, eine ſolche Tugend die weniger glänzt, und eben darum von höherer Natur iſt, kannſt du in dem Socrates finden. Aber

du wirſt Mühe haben, noch viele ſeines Glei- chens zu finden. Die ſtille häußliche Tugen- den ſind ganz gewiß häufiger unter uns; aber ſie ſind von der Art, daß die Geſchichte ihrer ſelten erwähnt. Ich vermiſſe bei den alten durchaus die Helden der wahren Tugend und Sittlichkeit in der Anzahl, als ſie bei uns in der einzigen Religion gefunden werden. Was ſoll ich von Staatsmännern und Kriegshelden ſagen, die in den ſpätern Zeiten entſtanden, die alle alten übertreffen, weil ſich die Schwie- rigkeit, ſich in dieſen beiden auszuzeichnen, un- endlich vermehrt. In den Wiſſenſchaften, ſo wie in der Weltklugheit liegen achtzehen und mehrere Jahrhunderte von Erfahrungen vor uns, die wir benuzen können, die aber zugleich das Gebiet der menſchlichen Erkenntniſſe, das Feld der Entde- kungen, und das Reich der Wiſſenſchaften ſo erſtaun- lich erweitert haben, daß alle phyſiſche, chemiſche, aſtronomiſche, und andere Kenntniſſe der älteren Welt in Vergleichung mit dieſer zu einem Kin- derſpiel und Zeitvertreib eines müſſigen Kopfs herabſinken. Alle dieſe Kenntniſſe ſind nun in ie- dermanns Händen, und durch die Erfindung der

Buch-

Buchdrukerei in alle Welttheiſe verbreitet, und für alle Zeiten verewiget.

Der Leſer.

Wir können von den Kenntniſſen der Alten nicht ſo gut urtheilen. Manche ihrer Künſte ſind ſogar für uns verlohren.

Ich.

Vielleicht aus der Urſache, weil wir dafür andere beſſere erhalten, durch welche ſie uns entbehrlich geworden ſind.

Der Leſer.

Dieſes Urtheil kann doch unmöglich ihre historiſche Nachrichten gelten. Durch den Verluſt der dazu nöthigen Schriftſteller ſind wir in einer quälenden Ungewisheit über den erſten Zuſtaud des menſchlichen Geſchlechts.

Ich.

Hievon würden ſie uns auſſer ihren Vermuthungen, die wir eben ſo gut wagen können, wenig befriedigendes geliefert haben. Sie wären doch keine Augenzeugen dieſes Zuſtandes geweſen, denn Wilde haben keine Geſchichtſchreiber. Dieſe Geſchichte und Verfaſſung können wir anderswo

weit beſſer finden: ich meine in der Lebensart und Verfaſſung der heutigen Wilden. Dieſe ſind eine lebende redende Geſchichte unſres erſten Zuſtandes, wenn wir uns mit den moſaiſchen Nachrichten nicht begnügen wollen.

Der Leſer.

Aber dazu könnten ſie uns doch nüzlich ſeyn, die Revolutionen unſres Erdballs, die erſten Staatsverfaſſungen, Religionen, Sitten und Meinungen der erſten Völker, die Abſtammung und Wanderungen der ältern Nationen, den Urſprung und die Abſtammung unſrer eigenen Nation bekannter zu machen.

Ich.

Auſſer zweifelhaften Sagen und Traditionen würden wir auch hierüber wenig erhalten haben. Und ich glaube wir haben noch immer genug übrig, um das fehlende zu errathen, und das mangelhafte zu ergänzen. Die Geſchichtbücher allein ſind bei weitem noch nicht die einzige Quelle dieſer Nachrichten. Die verſchiedene gleichzeitige Stuffen der Kultur bei ſo verſchiedenen heutigen Völkern unſres Erdbodens ſind eine ſynkroniſtiſche ſpre-

chende anſchauliche Geſchichte von der ältern Entwiklung unſres Geſchlechtes, von den verſchiedenen Stuffen der Kultur, die es bis auf unſere Tage durchwandert hat, von dem, was es war, von dem was es geworden iſt. Die Kenntnis der menſchlichen Natur trägt nicht weniger dazu bei. Wer das Spiel der menſchlichen Leidenſchaften, und den Gang des menſchlichen Herzens genau kennt, der kann manche Lücke der Geſchichte ergänzen: der ſchließt von der Aehnlichkeit der Würkungen auf die Aehnlichkeit der Urſachen, dem kann iede neue Geſchichte eine Erläuterung der älteren ſeyn. Mir erklärt die Erſcheinung des Caglioſtro die Geſchichte des Apollonius von Thyana, und Apollonius erklärt ihn entgegen. Und die beiden Zeitalter, in welchen dieſe Wundermänner erſcheinen, ſind ſich ſelbſt wechſelweis der Text und Kommentar. Die Mythologie und Fabellehre, die Abſtammungen der Sprachen, die Benennungen der Länder, Städte, Berge und Flüſſe, die Sitten, Meinungen und Gebräuche der Völker, die Aſtronomie, Naturgeſchichte, Denkmäler, Innſchriften und Münzen ſind eine ältere Geſchichte, als die geſchriebenen

Nachrichten der Völker. Wir fangen erſt ſeit kurzem an, dieſe Quellen zur Hülfe der Geſchichte zu benuzen, und ſie ſezen uns in Verbindung mit Kritik in Stand, nicht blos manche Lücken der älteſten Geſchichte zu ergänzen, wir finden uns ſogar fähig, gleichzeitige Schriftſteller auf den Grad zu berichtigen, daß wir manche tauſendjährige Lüge entdeken, und in der Entfernung ſo viele Jahrhunderte die Ereigniſſe der graueſten Vorwelt mit groſſer Genauigkeit beſtimmen. Ich bemerke ſogar in dieſem für unſere Trägheit ſo kränkenden Verluſt der älteren Schriftſteller eine höchſtweiſe Anſtalt der Vorſicht. Dadurch hat der Geiſt ſo vieler groſſen Menſchen eine eigene ſchwere Beſchäftigung erhalten, ſeinen Wiz und Scharfſinn zu zeigen. Unterſuchungen mancher Art ſind dadurch veranlaſſet worden; ganz neue Zweige des menſchlichen Wiſſens ſind dadurch entſtanden. Groſſe Köpfe ſind gereizt worden, einen und denſelbigen Gegenſtand auf verſchiedenen, wo nicht auf allen Seiten zu beleuchten.

Der Leſer.

Warum ſind aber alle alte Völker in eine gänzliche Barbarei von dieſer Stuffe der Kultur her-

herabgeſunken? Das ſind doch keine Vorſchritte. Sollen wir nicht mit groſſem Grund vermuthen, daß auch uns dereinſt ein gleiches bevorſtehe?

Ich.

Laß ſie, laß uns verfallen. Warum folgerſt du nicht daraus, was daraus gefolgert werden muß? Warum bleibſt du hier bei der bloſſen Thatſache ſtehen, und gehſt nicht weiter, und erkundigſt dich nicht nach den Abſichten dieſes Verfalls? — Weil Nationen, das Volk, in welchem du lebſt, dein gröſter und allgemeinſter Geſichtspunkt ſind. Du ſiehſt es als etwas groſſes an, das Verhältniß der verſchiedenen Nationen der Erde gegen einander zu beſtimmen, das Verhältniß in welchem dein Volk gegen alle übrige ſteht. Aber das Verhältnis dieſer Nationen zum Weltzweck, wo ſie als ſo viele Familien erſcheinen, die ſich nach dieſen beſtimmen, wie die Klugheit der Höfe, ohne es zu wiſſen, ſelbſt dort, wo ſie abzuweichen, entgegen zu arbeiten ſcheint, doch am Ende zu dieſem einlenkt, dieſes gröſte aller Verhältniſſe überſiehſt du ganz! daher rührt aber auch das einſeitige und unrichtige deiner Ur-

theile, das ſchwankende und unbeſtimmte deiner Maas-Regeln. Sollteſt du, ein Staats- und Weltmann, da alles in der Welt ſeinen Zweck hat, nicht weiter fragen, ob nicht auch dieſer Verfall ganzer Nationen ſeinen Zweck habe, der als Mittel zu dem Weltzweck mit eingeflochten iſt? Dahin geht und arbeitet noch keine Politik, und eben hierinn liegt die noch herrſchende Unmoralität der Nationen, daß ſie ſich, wie einzelne Menſchen, als die Zwecke der Schöpfung betrachten, und ſodann alles auf ſich beziehen. Dann mus freilich alles recht ſcheinen, was die Eigenſchaft eines Mittels zu einen ſolchen Zweck hat. Dann werden bei Völkern alle Fehler und Mängel ſichtbar, die bei einzelnen Menſchen Folgen einer übermäſſigen Eigenliebe ſind. Die Eigenliebe einzelner Menſchen ſowohl als ganzer Nationen entſteht aus der Vergeſſenheit und Nichterfüllung einer groſſen Pflicht, der Pflicht ſich als Mittel zu höhern Zwecken zu betrachten. Und daraus entſtehen auch bei beiden alle Unordnungen und Laſter. Mit dieſem Geſichtspunk allein verändern ſich ihre Maas-Regeln, und die Mittel, die ſie erwählen, füh-

ren beſſer zum Zweck. Dieſe Vernachläſſigung dieſes Geſichtspunkts erzeugt in dem Patriotismus alle Mängel des moraliſchen Egoismus einzelner Perſonen. — Aber alles wird ſogleich eine andere Geſtalt erhalten, ſo bald du dich fragen kannſt, obs denn möglich ſey, daß in einer Welt, wo alles ſeinen Zweck hat, die einzige Kultur, und der blühende Zuſtand einer Nation gar keinen weitern Zweck, gar keine weitere Beſtimmung habe, als — zu verfallen?

Der Leſer.

Geſchichte und Erfahrung wiſſen von keinen andern.

Ich.

Du glaubſt doch nicht, daß es die Abſicht Gottes und der Natur seyn könne, unter den tauſend Völkern des Erdbodens nur ein einziges zur Kultur zu bringen? Wenn Kultur ein Gut iſt, warum ſoll ſie es nur für einen Theil der Welt ſeyn? Haben nicht andere einen gleich gegründeten Anſpruch darauf? Warum ſoll dieſe Reihe nicht auch andere treffen?

Der Leſer.

Die Geſchichte zeigt auch, daß ſie von einem Volk zum anderen wandere.

Ich.

Du glaubſt doch, daß es auch Mittel geben müſſe, um dieſe Völker dahin zu bringen?

Der Leſer.

Das glaube ich.

Ich.

Wenn nun der Verfall eines blühenden Volkes dazu das Mittel wäre?

Der Leſer.

Das erſte Volk iſt doch nicht durch den Verfall eines anderen zur Kultur gebracht worden? Es gibt alſo andere Mittel?

Ich.

Dieſe ſind Bevölkerung, Handel und Eroberung. Und von allen dieſen iſt der Verfall eine nothwendige Folge.

Der Leſer.

Wie ſo?

Ich.

Zu groſſe Bevölkerung macht Auswanderungen nothwendig: dadurch wächſt ein Nachbar. Zu groſſe Bevölkerung erhöht den Werth der Lebensmitteln, und durch ſie den Werth der Werke der Induſtrie; die Käufer und Abnehmer verlieren ſich, und die Verkäufer verlieren den Reiz neue Produkte hervorzubringen. Sie fangen an zu genieſſen, ſtatt zu arbeiten, oder ſie ziehen in angrenzende Gegenden, die ihrer Induſtrie eine günſtigere Ausſicht eröfnen. Der Handel vermehrt die Bevölkerung und den Reichthum, und zieht dieſelben Folgen nach ſich: und die Eroberungen gründen ein ungeheures Reich, das um ſo ſchlechter verwaltet wird, und zu deſto gröſſeren Bedrükungen Anlaß giebt, ie gröſſer es iſt, das am Ende wie die Monarchie des Alexanders, und des römiſchen Reichs in kleinere Theile zerfällt.

Der Leſer.

Du haſt die Aufnahme eines Landes durch Unterricht und Wiſſenſchaften vergeſſen.

Ich.

Kein Volk der Erde iſt durch Unterricht und Wiſſenſchaften zur Kultur gebracht worden. Dieſe ſind vielmehr Kinder einer ſchon vorhandenen Kultur, die das Bedürfniß nach ihnen wekt, und die nie gedeihen, bevor dieſes Bedürfniß durch andere Wege, als Handel und groſſe Bevölkerung gewekket worden. Wiſſenſchaften und Künſte ſind Kinder des Wohllebens: und ſie ſind leider! die Abendröthe eines herrlichen Tages, und der Vorbothe der einbrechenden Nacht.

Der Leſer.

Es iſt alſo doch richtig, daß alle Länder verfallen, was nüzt nun im Ganzen dieß Herumwandern der Kultur.

Ich.

Kein Land verfällt ſo ſehr, daß es zur Wildheit zurükkehrt. Die Barbarei kann eintretten. Dies zeigen die Beiſpiele von Griechenland und Aſien. Dies wird auch unſer Schikſal ſeyn, aber Barbarei iſt keine Wildheit. Mit ihr beſteht noch allzeit im Vergleich der erſten Entſtehung ein groſſer Grad von Kultur.

Der

Der Leſer.

Ganze Länder verfallen alſo, um Barbaren zu bleiben, um die Wildheit mit der Barbarei zu vertauſchen. Iſt dieſer Gewinn gros?

Ich.

Du hätteſt Recht, wenn es dabei bliebe; wenn nicht die Barbarei aller Erdenbewohner vorhergehen müſte, ehe ſie zur vollſtändigen Sittlichkeit gelangen, durch Wege, die ſehr einfach ſind, wie ich dir zeigen werde, wenn ich dir unten eine hiſtoriſche Ueberſicht der vergangenen Zeiten darſtellen, und dabei die Ausſicht für die Zukunft eröfnen werde. — Aber auch aus dieſem wenigen kannſt du ſchon begreifen, wozu dieſe Umwege ſind, warum ganze Völker verfallen, warum gerade ihr blühendſter Zuſtand der nächſte Vorbothe ihres Verfalls iſt, warum Handel, Luxus, Künſte, und Wiſſenſchaften kurz vor der Periode des Verfalls in den glänzendſten Zeiten iedes Staats am höchſten ſteigen, ſich am meiſten verbreiten, und das Verderbniß der Sitten hervorbringen. Dieſe ſo ſonderbare Erſcheinung verurſacht, daß manche Staatskluge und Weltweiſe

ſich nicht entſchlieſſen konnten, was ſie von dem Werth oder Unwerth des Handels, des Luxus, der Wiſſenſchaften urtheilen ſollten. Manche derſelben ſind ſogar um ihr Vaterland vom Untergang zu retten, auf den ſonderbaren Einfall gerathen, ſie als ein Uebel zu verwerfen, die Unwiſſenheit zu empfehlen, und allen Handel und Luxus aus ihren Ländern zu verbannen; und noch heute ſoll die Klugheit erſt entſtehen, die das eine mit dem andern auf eine bleibende Art zu vereinigen im Stande wäre. Aber dieſe Vorſtellungsart muß nothwendig ſich aufdringen, ſobald ieder Staat zum Zweck der Welt gemacht wird, ſobald ſein Verfall nicht als ein weiteres weſentliches Mittel zu höhern Zwecken betrachtet wird. Wenn dieſe von mir ſo eben angeführte Art dieſe Vorfälle zu betrachten falſch, wenn im Gegentheil der gegenſeitige Geſichtspunkt wahr iſt, ſo hat Rouſſeau *) ganz gewiß recht; ſo iſt der Stand der einfachſten Bedürfniſſe, der Stand der Wildheit, der glüklichſte Zuſtand des Men-

*) Diſcours ſur L'inegalité des hommes.

Menſchen; ſo haben wir uns zu unſrem groſſen Unglük davon entfernet; ſo iſt unſre ganze höhere Kultur und Verfeinerung unnatürlich und quälend, ſo iſt das Beſte, was wir thun können, daß wir in unſre Wälder und Hölen, zu den Speiſen unſrer Voreltern, zu Kräutern und Eicheln zurükkehren. Aber wenn wir eine höhere Beſtimmung haben, wenn wir dieſe unſre höhere Kräfte und Fähigkeiten nicht umſonſt haben, wenn ein Zuſtand möglich iſt, wo dieſe allein das höchſte und reinſte Vergnügen gewähren, wenn Welt und Menſchen ein Weſen ſind, das erſt werden, ſich entwiklen ſoll, wenn die bürgerliche Geſellſchaft, Wiſſenſchaften, Handel und Luxus als weſentliche Mittel durch anſcheinende Umwege und Hinderniſſe unfehlbar dazu führen; ſo ändert ſich nun alles auf einmal: ſo haben wir keine Urſache, unſren verlohrnen Zuſtand der Wildheit zu bedauren; wir wiſſen ſodann, warum dies alles geſchieht, warum ſich mit ieder wachſenden Kultur ſo viele Mängel vermiſchen; dann erhalten alle ſie begleitende Uebel einen Werth: dann iſt der Menſch etwas groſſes: dann beweiſen alle Klagen, daß wir erſt werden, was wir noch nicht

ſind:

ſind: und der Unterſchied, und die iedesmalige Verſchiedenheit der Stände und Lebensarten bezeichnet nur die Stuffe der Kultur, auf welcher in ieder Zeit unſer Geſchlecht ſteht, die entſprechende Form, in der es in ieder dieſer verſchiedenen Stuffen erſcheint.

Und wenn weiters nach dem Vorgeben mancher Schriftſteller die bürgerliche Geſellſchaft der lezte Zweck der Natur iſt, wenn es falſch seyn ſollte, daß dieſe nur ein einziges der vielen Mitteln iſt, wodurch Menſchen zur Vollkommenheit gelangen ſollen, wenn es falſch iſt, daß ſich dieſe Mittel iederzeit mit der mindern oder gröſſern Empfänglichkeit der Menſchen verändern, durch dieſe beſtimmt und hervorgebracht werden: ſo hat auch Mandeville*) Recht: Die Laſter und Thorheiten der Menſchen befördern, unter einer klugen Leitung, den Zweck von ieder Regierung: durch ſie werden ganze Völker blühend und gros. Ihre gänzliche Vernichtung würde alle Bande der bürgerlichen Geſellſchaft ſchwächen und

*) La fable des abeilles.

und trennen; Menſchen, die durchaus aufgeklärt und tugendhaft, und von ihren ſo gewöhnlichen Mängeln gänzlich befreiet wären, würden durchaus unfähig ſeyn, ſich in ſo mächtigen groſſen Geſellſchaften dauerhaft zu vereinigen, als iene unſrer Zeiten ſind. Er hat ſodann Recht, daß ſich der Wohlſtand ganzer Länder, die Vorrechte und die Würklichkeit ganzer Stände auf dieſe Laſter und Thorheiten gründe; daß alle Einrichtungen aufhören, die Mistrauen zum Grunde haben, daß Richter entbehrlich ſind, wo keine Ungerechtigkeiten geſchehen. Wo der Staat als Zweck angeſehen wird, da hat iede Tugend nur den Werth eines Mittels, da gilt der Bürger mehr, als der Menſch, da hat auch das Laſter einen ähnlichen Werth, da kömmts bloß auf die Umſtände an, welches von beiden der Staats-Zweck öfter und näher erfordert; und die Tugend und Sittlichkeit werden in dem Maas entbehrlicher werden, als die Willkühr eintritt, und ſtatt der Geſeze Leidenſchaft beſiehlt.

Aber mir ſcheint es, er habe Unrecht, daß er um der Wenigen willen, die davon Vortheil ziehen, das ganze Menſchengeſchlecht zur ewigen

Thor-

Thorheit und Minderjährigkeit verdammt: daß er Kranke haben will, damit Aerzte davon leben, daß er den Vorſchritt in der Vervollkommnung bezweifelt, daß er den ſpäteſten Jahrhunderten verneint, was er an ſeinen Zeitgenoſſen vermißt, daß er die Entwiklung der Bedürfniſſe, und die dadurch unmerklich veränderte Umſtände gänzlich vorbeigeht, und was nur durch dieſe allein geſchehen kann, von der Uebereilung und Gewaltthätigkeit der Menſchen vergeblich erwartet, und ſodann auf eine gänzliche Unmöglichkeit ſchließt.

So viel lieber Leſer! kommt auf den Geſichtspunkt an, um paradoxe Säze minder auffallend zu finden. — Und wie verſchieden ſind nicht die Geſichtspunkte? Es giebt deren einen, nach ſolchem bin ich der Zweck der ganzen Natur, alles übrige iſt Mittel: ſeine Grundſäze ſind die Grundſäze eines Arriſtipp's, der neuern Epikureer, der Sophiſten, und der Weltleute. — Eine ſcheinbare, dabei ſeichte und gefährliche Philoſophie. Es giebt einen zweiten Geſichtspunkt, nach dieſen iſt die Geſellſchaft, deren Theil ich bin, der Zweck, worauf ſich alles bezieht. — Eine beſſere Philoſophie,

phie, obgleich nicht die höchſte! ſie hat Stuffen des Werth oder Unwerths. Dieſer richtet ſich nach der Nothwendigkeit, nach der Erhabenheit und nach dem Umfang dieſer Geſellſchaften. In dem Maas, als ſie ſich dem Egoismus nähert, vermindert ſich ihr Werth. — Es giebt endlich einen dritten. Nach dieſem iſt die Vollkommenheit der Welt, die Zukunft, die innere Vervollkomnung das lezte Ziel unſrer Begierden. — Die reinſte und höchſte Philoſophie, die Philoſophie des Chriſtenthums! der Lauf der Welt geht von der erſten aus, verliert ſich in die zweite, um mit der lezten zu vollenden. Die Vorſicht bedient ſich dieſes längern Wegs, weil keine Würkung ohne ihre vorbereitende Urſache möglich iſt, weil die Vervollkomnung des Menſchen ihr eigenes Werk ſeyn ſoll, weil ſie dazu mancher Triebfedern benöthiget ſind, um ihre Trägheit zu überwinden, weil dieſe Triebfedern ihre iedesmalige Mängel ſind, weil wir und die Welt die Dauer einer Ewigkeit haben ſollen, weil alſo das Geſchäft einer Ewigkeit unmöglich an dem erſten Tage zu Stande kommen konnte, ohne ein Stillſtehen und Stoken aller Kräfte zu veranlaſſen, und ein ewiges ermüdendes Einerlei ohne

Mannigfaltigkeit über die ganze Schöpfung zu verbreiten. Da alſo die Welt ihrer Natur nach ein ſucceſſives Weſen iſt, da folglich ihr Gang mit ſich bringt, daß ſich alles ſtuffenweiſe entwikle, alles vorbereitet werde, und aus Gründen und Urſachen entſtehe, und zu dieſem Ende die widrigere und engere Intereſſen der Menſchen nothwendig ſind: ſo muß es auch Menſchen geben, die ihre wahre Vortheile verkennen, für welche alle Beweiſe ſolcher Säze wenig oder gar nichts beweiſen, die an eine ſolche Vervollkomnung und Entwiklung in's Beſſere gar nicht glauben, für welche groſſe Geſichtspunkte gar nichts anziehendes haben, oder die ſolche nicht anhaltend genug verfolgen, die ſich ſelbſt die Welt ſind, in ſich leben und ſchweben, die ſich dem Zug des gegenwärtigen ſinnlichen gänzlich überlaſſen, und eben dadurch den Grund zu den noch fehlenden Bedürfniſſen und Erdeveränderungen legen. Es iſt daher ſehr natürlich, daß dieſe den Gründen der Moral und Vernunft weniger Gehör geben; es iſt noch natürlicher, daß ſie noch weniger nach den Gründen der Sittlichkeit handeln. Betrachte daher lieber die Welt als ein Problem, wie dereinſt recht viel gutes zu Stand kommen ſoll, wie alle

Men-

Menſchen dereinſt glüklicher und vollkommener werden ſollen. Deine Seelenruhe wird dabei ſicher gewinnen. Schau ſodann auf den Gang dieſer Welt. Dieſer iſt die einzige mögliche und ſehr einfache Auflöſung dieſer ſo verwikelten Aufgabe.

Der Leſer.

Ein ſeltſamer Gang! Der gröſte Theil der Menſchen wäre alſo nichts weiter, als die Leiter, auf welcher einige Lieblinge der Vorſicht zur Glükſeeligkeit hinaufſteigen? Der ungleich gröſſere Theil der Menſchen wäre das Opfer, und würde zu einer ewigen unfreiwilligen Thorheit verdammt, damit einige zur Weisheit gelangen?

Ich.

Ich muß es alſo noch einmal wiederhohlen, daß nicht einige, ſondern alle dazu gelangen? Aber um dieſes einzuſehen, hüte dich dieſes Leben, dieſe Erdenform als ein Ganzes zu betrachten, mit welchem alles vollendet wäre. Die Folgen unſrer Handlungen erſtreken ſich weit über dieſes Leben, über dieſe Erdenform hinaus. Alle auch die kleinſte Vergehen des Menſchen ziehen ganz gewiß Misvergnügen, folglich Straffen nach ſich,

denn ſie ſind unvollkommene Würkungen eines minder ausgebildeten Geiſtes. Aber dieſe Straffen, inſofern wir ſie nach der Vernunft betrachten, ſind Beſſerungs-Anſtalten, frühere oder ſpätere Zurechtweiſungen, die bei den Verirrten und Laſterhaften das Bedürfniß nach dem Guten und allein Wahren erweken ſollen, welches ſie in ihrer vorigen Glükslage weniger oder gar nicht empfunden haben. Dieſen ſolang Glüklichen wird dereinſt auch die Reihe treffen, daß er Uebel und Misvergnügen empfinde, und ſehr anhaltend empfinde, damit er ſpäterhin werde, was andere ſchon ſind. Bei iedem Gerechten, der das Misvergnügen früher und hier unten empfindet, war dieſes Misvergnügen Aufforderung zur Vervollkomnung, zur Entwiklung ſeiner Kräfte. Dazu waren Triebfedern und Veranlaſſungen nothwendig, und hiezu ſind keine fähiger, als Uebel. Dieſe muß ieder Erdenſohn erfahren, der Tugendhafte früher, der Laſterhafte ſpäter: beide zu einem Endzweck — zur Vervollkomnung ihrer Natur. Glükſeeligkeit iſt die Folge dieſer Vervollkomnung.

So weit war ich gekommen lieber Leſer! in meiner Bemühung, dir, wenn du leideſt, deine Leiden zu verſüſſen, und die wohlthätigen Abſichten der Vorſicht zu entwiklen. Aus eigenem Leiden habe ich mich von der Brauchbarkeit dieſer Grundſäze überzeugt. Indem ich dies ſchreibe, ruft mich die Vorſicht auf, ſie neuerdings zu prüfen, und ich werde gewahr, wie viel mir noch manglet, um meinen Geiſt über alle Uebel zu erheben. Noch immer rechne ich zu ſehr auf einen fortdauernden Beſiz gewiſſer Güter, und ich habe es zu wenig bedacht, daß ich bereit ſeyn ſoll, ſie ieden Augenblik zu verlieren. Dafür leide ich nun: denn ich komme ſo eben von einem ſolchen Verluſt. — Meine einzige Tochter iſt todt. — Sie war nun bereits unter den widrigen Schikſalen ihres Vaters zur Hülfe ihrer Eltern herangewachſen, ſie war ſchon Theilnehmerin meiner Sorgen, und ich konnte meinen Kummer in ihre Seele ergieſſen. — Nun iſt ſie nicht mehr. — Bitter iſt dieſer Kelch, den ich trinke, und die Sinne ſtehen fertig, ſich gegen die Vernunft zu empören. Aber Unglük! noch haſt du mich nicht gebändiget. Ich habe noch eine Gattin, und zwei

 Söhne,

Söhne, die ich bedauern und verlieren kann, wenn es Mittel iſt, durch mein Beiſpiel höheren Glauben an Tugend und Menſchenwürde zu erweken, und mehr Mannheit und Feſtigkeit unter dieſes weichliche entnervte Menſchengeſchlecht zu bringen. — Du wirſt aber doch erlauben, lieber Leſer! daß ich unſre Unterredung auf eine kurze Zeit unterbreche, und dich deinem eigenen Nachdenken überlaſſe, um neue Kräfte zu ſammeln, und den Vater nicht zu verläugnen, der ſein Kind zärtlich geliebt hat.

Ruhe im Frieden liebſtes Kind! aus deiner Seelenruhe, aus deinem Muth, und Entſchloſſenheit zu ſterben, die ich mit dir meinen Feinden und Verfolgern wünſche, habe ich erkannt, daß du Blut von meinem Blut, und Fleiſch von meinem Fleiſch biſt. Ich wünſche dir Glük zu deinem ausgeſtrittenen Kampf. Du biſt nun durch einen frühzeitigen Tod den Gefahren und Fallſtriken der Welt, der Bosheit und Argliſt der Menſchen, die du in deinem väterlichen Hauſe ſehr wenig, und nur aus den Schikſalen deines Vaters gekannt haſt, glüklich und auf ewig entgangen.

Aber

Aber ich bin noch hier. Ich habe das alles in einem ſehr hohen Grade erfahren, du ſelbſt warſt Zeuge davon, daß man dir deinen Vater rauben wollte, und Gott allein, dem du nun näher biſt, weis es, welche Schikſale ihm noch ferner bevorſtehen. Du ruheſt nun in dieſer fremden Erde, und, was noch ſonderbarer iſt, innerhalb der Ringmauern desſelbigen Kloſters *), aus deſſen ſonſt ſo friedſamen Zellen ſich die erſten Stürme über das Haupt deines Vaters verbreitet haben. Ich und du hatten einſt gehoft, auf unſerem vaterländiſchen Boden an der Seite deiner vorausgegangenen von mir zärtlichſt geliebten Mutter zu verweſen. Aber die Rache meiner Feinde und Verfolger hat ſich auch auf dich ſchuldloſes Kind! erſtrekt. Sie haben mich und dich von ihr getrennt, ſie haben uns alle hinausgeſtoſſen, als wären wir Verbrecher. Deine Wanderſchaft iſt nun zu Ende, denn du haſt eine Ruheſtätte gefunden, die

*) Sie ſtarb den 16. November 1786. und wurde auf dem Kirchhof zu St. Emmeram in ihrer Pfarrkirche den 18ten desſelbigen Monats zur Erde beſtattet.

die dir niemand entziehen kann. Aber wo die Erde ſeyn wird, die dereinſt deinen Vater deken ſoll, das kannſt du beſſer wiſſen, ich weis es nicht. Dieſes Denkmal meiner väterlichen Liebe war ich dir ſchuldig liebſtes Kind! und nun erlaube mir, daß meine Vernunft wieder an ihre vorige Stelle trette, daß ich mir ſelbſt zu dieſem widrigen Vorfall Glük wünſche, daß ich Gott dafür danke, und das Gute überdenke, das für mich ſpäterhin daraus entſtehen wird.

Ende des erſten Geſprächs.

Apologie des Misvergnügens und Uebels.

Zweites Geſpräch.

Von
Adam Weishaupt
Herzoglich Sachſen Gothaiſchen Hofrath.

Non ignara mali, miſeris ſuccurrere diſco.

Frankfurt und Leipzig,
1787.

Zweites Geſpräch.

Ich.

Wir ſehen uns wieder lieber Leſer! du haſt doch ſeit wir uns ſprachen, meinen Vortrag überlegt? Iſt es Dank oder Unwille, oder Neugierde, was dich abermal zu mir bringt? Wie ſteht es mit deiner Zufriedenheit? Biſt du ruhiger, als vordem?

Der Leſer.

Ich gebe dir mit gröſſerem Rechte deine Frage zurük. An dir will ich ſehen und erfahren, was deine Lehren über Menſchen vermögen. Ich habe dich lezthin in einem Zuſtand verlaſſen, der für dich quälend war, belehre mich nun durch dein eigenes Beiſpiel, wenn du willſt, daß ich dir glauben ſoll. — Wie ſteht es ſeitdem mit deiner Zufriedenheit? Biſt du ruhiger als vordem?

 Ich.

Ich.

Das bin ich. Meine Vernunft hat über den Vater geſiegt. Ich bin an Erfahrungen reicher geworden: ich habe Gelegenheit gefunden, über die Quellen unſers Misvergnügens noch tiefer nachzudenken: ich habe zum Theil ganz, zum Theil halb an mir groſſe Schwächen und Irrthümer bemerkt. Bei ſolchen Vorfällen entſtehen in der Seele des Menſchen gewiſſe davon unzertrennliche Vorſtellungen und Gedanken; dieſe haben ſich auch mir aufgedrungen.

Der Leſer.

Du würdeſt mich belehren, wenn du mir ſolche aufrichtig mittheilen wollteſt.

Ich.

Du ſollſt in meine Seele leſen; ſo wenig werde ich dir davon verbergen. Ich habe die Stelle des Tacitus: *molles ſunt in calamitate hominum animi* ſehr wahr gefunden. Hier iſt es, wo das mürb gewordene Herz des Menſchen mehr als iemalen für ieden ſinnlichen unvernünftigen Eindruk empfänglich iſt. Dabei uns

iedes

iedes Gut durch ſeinen Verluſt erſt geſchäzt wird, und einen gröſſern Werth erhält, ſo ſind wir in dieſen Umſtänden ſehr geneigt, unſre Schäzung zu übertreiben, und nur allein Gutes an dem Gegenſtand unſres Traurens gewahr zu werden. Eltern, die ſo gewöhnlich ſchon bei Lebzeiten ihrer Kinder blind gegen ihre Fehler ſind, thun diß um ſo lieber. Wir erheben ihre Tugenden, wir verweilen ſehr gerne bei den Vorſtellungen, die ihren Werth erhöhen, wir ſuchen und lieben den Umgang von Menſchen, die uns hierinn beiſtimmen: wir vermuthen, daß dieſer Verluſt für ieden Andern ein nicht minder lebhaftes Intereſſe haben müſſe; wir bemühen uns, ſolches durch dahin abzwekende Erzählungen bei anderen zu erweken; wir wollen und ſuchen viele Theilnehmer unſeres Leidens: wir finden uns erleichtert, wenn wir ſolches erhalten: wir werden verdrüſſig und mehr niedergeſchlagen, wenn wir Gleichgültigkeit gewahr werden: wir glauben, der Verſtorbene fühle dieſe Verachtung: wir haſſen ſogar Menſchen, die wir vordem geliebt haben, ſobald ſie den Verſtorbenen verachten, und

wir können Feinde liebgewinnen, die ſich mit uns wider unſre Erwartung zur Trauer und Theilnehmung vereinigen. Wir haben hierinn eine auſſerordentliche Feinheit, bei den Aeuſſerungen anderer Ernſt von Verſtellung zu unterſcheiden. Ich habe erfahren, welche Mühe es koſte, uns zu bereden, daß dieſe Symtomen des Trauerns allgemeine Aeuſſerungen der menſchlichen Natur ſeyen. Gar zu gern hätte ich gewunſchen, daß ſie nur bei einem groſſen Verluſt vortreflicher Menſchen ſich äuſſerten, und ich geſtehe meine Schwäche, es würde mich Mühe koſten, wenn ich von einem Andern zu meiner Belehrung und Zurechtweiſung hören ſollte, was ich hier ſelbſt ſage, und als ausgemacht erkenne. So ſehr giebt es gewiſſe Wahrheiten, die ieder ſich ſelbſt ſagen muß, um ihre wohlthätige Würkungen zu erfahren, die aus dem Mund eines ieden Anderen beleidigen! ſo reizbar iſt die Seele in dieſen Umſtänden! ſo gefährlich ſind dieſe Zeiten der Freundſchaft! ſo thöricht ſind unſre Erwartungen und Wünſche, ſo ſehr iſt unſre Seele geſtimmt, alles zu lieben, alles zu glauben, was dem Verſtorbenen einen Schein

von

von Wichtigkeit giebt, was ſein Schikſal, ſeinen Tod von Anderen unterſcheidet. Dies macht, daß die Seele des Traurenden für ieden Aberglauben, den man vordem verlacht und beſtritten hat, ungleich empfänglicher wird. Der Gedanke, daß ſich ſelbſt unbekannte Naturkräfte zu meiner Trauer vereinigen, erhebt den Toden, und durch dieſen mich ſelbſt zu ſehr, befriediget meine Eitelkeit in einem zu hohen Grade, als daß ich ſogleich im Stande wäre, das ungereimte dieſer Vorſtellungen zu bemerken. Ich muß ganz gewiß etwas groſſes ſeyn, wenn die ganze Natur mit mir trauert, und wer iſt nicht gern gros? Daher fehlt es nie an wunderbaren Erzählungen bei dem Ableben merkwürdiger Perſonen. Weiſſagungen, Ahndungen, Erſcheinungen und Vorbedeutungen werden nun glaubbar. Die unbedeutendſte Dinge, Reden und Gebährden erhalten auf viele Zeiten zurük einen Werth, eine ganz eigene Auslegung und Sinn: alles wird in Rükſicht auf dieſe Beziehung gedacht. Die ſchwächſte unmerkbarſte Vorſtellungen tretten aus ihrer Dunkelheit hervor, und beſtürmen unſre Vernunft: die kleinſte Verhältniſſe werden

bemerkt: alle Gegenſtände auſſer uns ſind noch dieſelbige, und doch haben ſie für uns eine veränderte Geſtalt. Wir leihen dem Verſtorbenen Empfindungen, die er nicht hat: man quält ſich mit Vorwürfen von Vergeſſenheit und Verachtung, und um dieſes zu verhindern, ſind wir thöricht genug, uns zu Handlungen zu bereden, die dem Toden nichts nüzen, zu einen Aufwand, der uns ſchadet. Alles in der Abſicht, um ſein Andenken zu erhalten, ſeinen Werth bei Anderen zu erhöhen, ihn der Vergeſſenheit zu entreiſſen. Sogar die Glükſeeligkeit anderer wird uns zur Qual: und nur der Gedanke ſöhnt aus, daß dereinſt alle ein gleiches Schikſal betreffe. Ja, was noch ärger iſt, man macht ſich Vorwürfe, man glaubt den Verſtorbenen zu entehren, daß man ſo denkt, wie die Vernunft es befiehlt: und ich frage ieden, der ſich iemalen in einer ſolchen Lage befunden, Er ſoll ſprechen, ohne zu heucheln, ob er nicht ein Gleiches empfunden, welchen innerlichen Kampf er bei ſich ſelbſt gefühlt, welche Mühe es ihm gekoſtet habe, dieſe Empfindungen zu unterdrüken. So ſchwer lieber Leſer! gelangt unſre Vernunft

zur

zur Herrſchaft! ſo viel vermag ein einziger Vorfall, um unſre Sinne und Einbildungskraft zu empören, und in dieſer Welt eine ganz andere zu ſehen! und nun läugne iemand, wenn er kann, daß der meiſte Grund unſeres Leidens in unſrer Vorſtellungsart liege, daß wir uns, ohne es zu wiſſen, nach einer Menge falſcher Vorſtellungen beſtimmen, daß ein veränderter Geſichtspunkt ein ganz eigenes Intereſſe hervorbringe, daß wir dadurch aufgelegt werden, an Gegenſtänden, die uns gleichgültig waren, die feinſte Beziehungen zu bemerken, in einem Augenblike zu haſſen, was wir geliebt, zu lieben, was wir gehaſſet haben. — Kannſt du nun ſagen, daß alle oben berührte Vorſtellungen der traurenden Vorſtellungen der Vernunft, wahre und richtige Urtheile eines hellen Verſtandes ſeyen?

Der Leſer.

Das kann ich nicht.

Ich.

Aber ſie und andere Vorſtellungen bringen, in uns die marternde Empfindung hervor, die wir Trauer nennen.

Der Leſer.

Die Trauer ſcheint mir eine Folge dieſer und ähnlicher Vorſtellungen.

Ich.

Mit den entgegen geſezten Vorſtellungen würden wir alſo nicht trauren?

Der Leſer.

Ganz natürlich; entgegen geſezte Urſachen bringen entgegen geſezte Würkungen hervor.

Ich.

Es beſtättiget ſich alſo hier neuerdings, daß unſer Schmerz und Misvergnügen eine Folge von ſolchen Vorſtellungen, von Irrthümern des Verſtandes ſey; daß Aufklärung, folglich Vollkommenheit des Verſtandes, Vervollkommnung unſeres Selbſt ganz allein zum Vergnügen führe; daß ieder Mißvergnügte ein verirrter unvollkommener Menſch ſey. In dieſen Gedanken hat mich der widrige Vorfall, den ich erfahren, neuerdings beſtärket. Und du ſiehſt daran, wie viel uns daran liege, daß die Vernunft die Oberhand erhalte.

Der Leſer.

Du wirſt aber auch erfahren haben, daß man ſich die Gründe der Vernunft ſehr wohl vorſtellen, daß man ſich überzeugen könne, in welchen beneidenswürdigen Zuſtand der Glükſeeligkeit ſich der Verſtorbene befinde, und daß man darum nichts deſto weniger trauren könne?

Ich.

Auch das habe ich erfahren.

Der Leſer.

Die Gründe der Vernunft vermögen alſo ſehr wenig?

Ich.

Es kömmt darauf an, ob dieſe Gründe uns ſchon zum vorhinein, ehe das Unglük kömmt, zur Fertigkeit geworden ſeyen. Iſt dieſes nicht, ſo iſt es unſre Schuld, daß wir auf Fälle, die uns täglich treffen können, ſo wenig vorbereitet ſind. Dann vermag freilich die Vernunft auf einmal ſehr wenig: und wir müſſen von der Zeit, Zerſtreuung und ſpäterer Wiederholung der Ver-

nunftgründe die Würkung erwarten, die wir bei einer beſſeren Vorbereitung ſchon gleich anfänglich hätten erfahren können.

Der Leſer.

Sind alſo auf dieſen Fall die Vernunftgründe weniger Vernunftgründe?

Ich.

Sie bleiben allzeit Vernunftgründe. Aber die Sinnen würken ſchneller und lebhafter: und der Plaz iſt ſodann beſezt, wenn die langſamere Vernunft herbei kömmt. Dazu liegt es in der menſchlichen Seele, daß es unmöglich iſt, daß ohne Vorbereitung eine ſehr alte, oft lebenslängliche ſehr ausgebildete Vorſtellung auf einmal erlöſchen könne. Wenn ſolche ſo zu ſagen aus der Seele, aus ihrem ganzen Zuſammenhange, auf einmal herausgeriſſen wird, da muß ſodann in unſrer Vorſtellungskraft eine ungeheure Lüke entſtehen, die ſehr quälend iſt, weil ſie die Thätigkeit unſrer Seele beſchränkt. Wir müſſen eine Leere empfinden, die nur die Zeit füllen kann, wir müſſen ſo zu ſagen alle vorhergedachte Gegenſtände in einer neuen Verbindung gewöhnen,

und unſre ganze Gedankenreihe wieder zurük machen. Dies alles iſt ein Werk der Zeit. Und wir werden um ſo mehr Zeit nöthig haben, ie weniger wir vorbereitet waren, ie älter die Idee, iemehr ſie ſo zu ſagen mit unſrer Seele zuſamgewachſen war, ie geringer die Zerſtreuung iſt, in welcher wir leben. Daher empfinden Weltleute bei ſolchen Vorfällen ungleich weniger, als einſame Menſchenfreunde.

Der Leſer.

Ich wünſchte, dich beſſer zu begreifen.

Ich.

Haſt du nicht gefunden, daß Traurende eine vorzügliche Geſchicklichkeit haben, ihren Gegenſtand überall zu vermiſſen? Alles erinnert ſie daran, und ſie finden ihn nirgends. Sie gleichen hierinn den Verliebten, und unſre Dichter ſind voll von Bildern und Schilderungen, die meinen Saz erläutern.

Qui cántó dolcemente, e qui ſ'aſſiſe:
Qui ſi rivolſe, e qui ritenne il paſſo:
Qui co' begli occhi mi trafiſe il cuore:
Qui diſſe una parola, e qui Lorriſe.

Von

Von Traurenden gilt dasſelbige. Traurende ſind Verliebte. Der Gegenſtand ihrer Trauer iſt ihnen theuer und werth. Jeder Traurende denkt und ſpricht beinahe mit denſelbigen Worten, was Conſtantia im König Johann über ihren Arthur klagt:

Der Gram füllt den Plaz meines abweſenden Kinds, er liegt in ſeinem Bette; er geht mit ihm auf und ab, er nimmt ſeine anmuthige Blicke an, wiederholt ſeine Worte, erinnert mich an alle ſeine liebenswürdige Eigenſchaften, und ſtopft ſeine leeren Kleider mit ſeiner Geſtalt aus. Ich habe alſo Urſache, meinen Schmerz zu lieben.

Auf dieſe Art gehe hin, wo du willſt, du wirſt den Gegenſtand finden, den du bedauerſt. Die ganze Welt hat für dich eine andere Geſtalt. Alle Gegenſtände deiner Freude haben vor dich ihr Anziehendes verlohren; alle übrige können ſich freuen, du allein kannſt von Dan bis Berſaba reiſen, und — trauren. — Haſt du dieſe Erfahrung noch niemalen gemacht?

Der

Der Leſer.

Ich wollte, daß ich ſie niemalen gemacht hätte.

Ich.

Welche Zauberinn mag dir wohl deine Welt auf einmal ſo ſehr verändert haben? Iſt der Grund dieſer Veränderung inner Dir oder auſſer Dir? Wo iſt dieſe Veränderung vorgegangen? An der Welt? An den Gegenſtänden, oder an Dir ſelbſt?

Der Leſer.

Es ſcheint, ich allein müſſe verändert ſeyn; denn ich bin der einzige, der die Gegenſtände auſſer mir auf dieſe Art beurtheilt.

Ich.

Ich will dir die Quelle dieſer Veränderung näher entdeken. Ich ſelbſt will dir zum Beiſpiel dienen — Du glaubſt doch, daß eine 13 jährige Tochter eine 13 jährige Idee ſey?

Der Leſer.

Das glaub ich.

Ich.

Du glaubſt doch, daß dieſe Idee, dieſe 13 Jahre hindurch, ſich mit ſehr vielen anderen Vorſtellungen ſehr oft verbunden habe, daß ich ſie zuſammengedacht, ſehr oft mit anderen empfunden habe?

Der Leſer.

Auch das glaube ich.

Ich.

Du kennſt anbei das Geſez der Einbildungskraft, kraft welcher die eine der verbundenen zuſamgedachten Ideen die andere ebenfalls erwekt?

Der Leſer.

Auch dieß kenne ich.

Ich.

Nun ſtelle dir vor, daß mir der Tod dieſe 13 jährige, ſehr ausgebildete, mit meiner Seele, ſo zu ſagen, verwachſene Idee aus meiner übrigen Gedankenreihe, aus allen ihren übrigen Verbindungen mit einem Male herausgeriſſen habe.

Alle Gegenſtände meiner vorhergegangenen Empfindungen ſind noch vorhanden. Durch die neue Einwürkung in meine Sinne erneuern ſie ſich in meiner Vorſtellungskraft, und mit ihnen erneuert ſich das zuſamempfundene Bild meines Kindes. Dies war ich iederzeit gewohnt, in ihrer Geſellſchaft zu finden; nun finde ich es nicht mehr. Meine Seele ſtuzt darüber, ſie wird in dem gewohnten Lauf ihrer Gedanken aufgehalten; ihre Thätigkeit wird gehindert: und dieſes Hinderniß, ſo ich gewahr werde, iſt der Schmerz, den ich empfinde; und dieſer Schmerz wird ſo lange anhalten, bis die Seele ihre neuen Ideen ganz beſſer gewohnt, bis durch andere Gegenſtände die häufige Lüken gefüllet werden, und das Bild der Verſtorbenen auf dieſe Art in die dunklere Gegenden der Seele zurüktritt, und dieſe ihre vorhergehende ungehinderte Thätigkeit erhält. — Wer nicht glauben will, daß keine unſrer Ideen verlohren gehe, daß ſie in uns alle fortdauern, und würken, daß ſie alle untereinander verbunden ſind, auseinander entſtehen, daß eine die andere beſtimme, der leide einen ähnlichen Verluſt, und überzeuge ſich durch die dahin

 füh-

rende Erfahrungen, die er ſodann machen wird. — Nun zähle mir die Lüken, die ich ſehe, die Hinderniſſe, die ſich dem gewöhnten Strom meiner Gedanken unaufhörlich darſtellen; und ſage mir ſodann nach Vernunft und Erfahrung, ob es möglich ſey, daß ein Augenblik von kalter Ueberlegung eine Wunde von 13 Jahren heilen werde oder könne?

Der Leſer.

Aber wie kann man ſich gegen einen ſolchen Schmerz verwahren?

Ich.

Durch eine ſorgfältige Vorbereitung auf den Verluſt aller Güter, die uns werth ſind; durch eine genaue Uebung, ſie von allen Gegenſtänden getrennt zu denken, in deren Verbindung wir ſie empfinden. Dies macht, daß bei erfolgenden wirklichen Verluſt dieſer Gang der Seele nicht ſo neu und ungewohnt ſey, und ihre Thätigkeit weniger beſchränke.

Der

Der Leſer.

Dadurch glaubſt du würden wir dieſem Schmerz gänzlich entgehen?

Ich.

Dazu bringt es ſchwerlich in dieſem Leben ein Menſchenſohn. Aber es iſt Gewinn genug, daß er durch dieſen Weg den Schmerz vermindert.

Der Leſer.

Heißt du das vermindern, daß ich mein ganzes Leben hindurch ſchon zum vorhinein empfinden ſoll, was andere ſpäter empfinden, und ich ſelbſt noch empfinden werde?

Ich.

Aber dieſe empfinden ſodann dieſen Schmerz ungleich lebhafter, du ungleich ſchwächer.

Der Leſer.

Wenn ich aber die zerſtreute Momente zuſamaddire, ſo wird die Summa meines Schmerzens die andere überwägen.

Ich.

Dies iſt, woran ich zweifle. Dieſe anticipirte Vorſtellung kann niemalen ſehr quälend ſeyn, weil man ſich ſogleich wieder mit dem fortdaurenden Beſiz dieſes Guts tröſten kann, das durch eben dieſe Vorſtellung nun um ſo werther, und alſo zugleich eine reichere Quelle des Vergnügens wird. Es iſt alſo keine quälende, ſondern eine vermiſchte Empfindung, von der Art, wo das Vergnügen das Misvergnügen übertrift, wo das Misvergnügen zur Erhöhung des Vergnügens dienet. So erhöhet die Krankheit den Werth der Geſundheit, und Terenz ſagt:

Irae amantium amoris redintegratio ſunt.

Der Leſer.

Der Vortheil iſt immer noch klein.

Ich.

Er iſt immer noch gros genug, wenn durch andere Wege gar keiner zu erhalten iſt. Er iſt klein und unerheblich für alle, die mehr wollen, als dem Menſchen gegeben iſt, die durchaus einen ganz ſchmerzenfreuen unmöglichen Zuſtand ver-

verlangen. — Wirſt du gewahr, wie ungeordnet dein Wille iſt, wie dein Misvergnügen eine Folge dieſer Unordnung iſt?

Der Leſer.

Kann ich's ändern?

Ich.

Doch vermindern. — Wer ſich damit nicht begnügen will, der mag die Folgen, das mehrere erfahren.

Und nun erlaube mir, daß ich auf meine erſte Frage zurükkomme. Du haſt geſehen, mit welcher Offenherzigkeit ich deine an mich geſtellte Frage beantwortet habe. Ich hofe, daß du eben ſo wenig gegen mich heucheln wirſt. Ich frage dich alſo: wie ſteht es mit deiner Zufriedenheit? Biſt du ruhiger als vordem? Haſt du meinen lezten Vortrag gehörig überlegt?

Der Leſer.

Ich habe deine Grundſäze überdacht, und noch immer finde ich mich in meiner vorigen Gemüthslage.

Ich.

Du haſt doch die Wahrheit meiner obigen Grundſäze eingeſtanden?

Der Leſer.

Das habe ich. Aber ich werde nicht gewahr, daß ſie bei mir die Würkungen hervorbringen, die du mir verſprochen haſt.

Ich.

Das kann auch nicht geſchehen, bevor dir dieſe Säze geläufiger werden, und ſich durch öfteres Denken und Leſen in ein eigenes Syſtem ordnen. Du biſt hierinn um nichts beſſer als tauſend Andere. Dieſen Leuten beweiſt man beſtändig, und ſie können der Stärke der angeführten Gründe nicht widerſtehen; ſie geben ihren vollen Beifall: und bei der erſten Gelegenheit, wo die Anwendung zu machen wäre, ziehen ſie die entgegengeſezte Folge. Der Fehler liegt darinn, daß Niemand einreiſſen will, was er vordem gebaut; und ſollte es nur ein Kartenhaus ſeyn, ſo iſt es immer ſein Gebäude, das er nicht würde aufgeführt haben, wenn er es nicht zur Wohnung bequem gefunden hätte.

Der Fehler liegt darinn, daß ieder ein neues Syſtem ſo verſteht, wie er es mit ſeinem ältern vereinigen kann, und von dieſem nichts zu verlieren braucht. Dies giebt dann eine beſondere Miſchung, und beweiſt, daß mancher zu verſtehen glaubt, was er im Grund gar nicht verſteht. Lerne alſo daraus, daß zwiſchen Wiſſen und Wiſſen ein Unterſchied ſey.

Der Leſer.

Wie ſoll ich das verſtehen?

Ich.

Es giebt eine Erkenntniß, die blos für den Verſtand iſt, die in dem Willen keine Veränderung hervorbringt; dieſe Erkenntniß iſt theoretiſch, ſpekulativ, tod und iſt die ſchlechteſte von allen Arten und Gattungen der Erkenntniß, weil wir nicht lernen ſollen, um zu wiſſen, ſondern um zu handeln. Und von dieſer Art iſt deine Erkenntniß. Es giebt aber noch eine andere Erkenntniß, die minder glänzend iſt. Dieſe giebt dem Begehrungsvermögen ſeine Richtung, und bringt nur gute und vollkommene

Handlungen hervor. Dieſe Erkenntniß iſt pragmatiſch, lebendig. Sie iſt mehr in dem Herzen als in dem Kopf: ſie wird beſſer empfunden, als gedacht: ſie iſt die würkſame belebende Kraft, welche unſre Handlungen hervorbringt. Dieſe Erkenntniß hat vor ieder anderer den Vorzug. Aber die deinige iſt noch nicht von dieſer Art, und aus dieſer Urſach werden die Würkungen nicht ſichtbar, die ich dir verheiſſen habe. Du denkſt vielmehr das Gegentheil, wie du meine Grundſäze denken ſollteſt; und das denken tauſend und tauſend Andere nicht minder, und Kraft ihrer Trägheit bleiben ſie dabei ſtehen, ſagen, ia, und handeln als ob ſie, nein, geſagt hätten.

Der Leſer.

Wozu ſoll alſo dieſes dein Schreiben dienen, wenn die Gemüthsart der Menſchen ſo beſchaffen iſt, wie du ſie beſchreibſt?

Ich.

Dieſer Samen wird aufgehen, wo er kann, und wo er ein befruchtendes Erdreich finden wird. Es giebt Menſchen, die ſchon mehr als halb

halb dazu vorbereitet ſind, bei welchen dieſe Meinungen ſo zu ſagen ſchlummern, die nur eine kleine erwekende Urſach und Impulſion erwarten. Dieſe ſind die Menſchen, für welche ich ſchreibe.

Der Leſer.

Und die übrige?

Ich.

Dieſe werden mich nach ihrer gröſſern oder mindern Empfänglichkeit tadeln oder loben, leſen und vergeſſen, die Begriffe mehr oder weniger wahr finden, und handeln wie zuvor. Dieſer wird fortfahren, über den Mangel ſeines Unterhalts zu klagen, ohne zu arbeiten, ohne die Mittel zu ergreiffen, die dazu nöthig und in ſeiner Lage die allein mögliche ſind: eine unzeitige Schaam, die er nicht überwinden kann, ſeine Begierde zu glänzen, ſeine Unfähigkeit ſich in ſeine neue ihm ungewohnte Lage zu ſchicken, werden ihn davon zurükhalten; Ein anderer wird noch immer über Feinde klagen, und nicht aufhören, ſich ſolche neuerdings zu machen. Ein dritter wird ſortfahren, ſeine Freunde zu verkennen,

 nen,

nen, wenn ihm gleich ſeine Ueberzeugung ſagt, daß ſie es nicht verdienen. Wieder ein anderer wird auf alle Gattungen von Vergnügen noch fernerhin Anſpruch machen, und nichts thun, was dazu führt, und doch klagen, daß er nicht dazu gelangen kann. Er wird fortfahren, zu verſchwenden, ob er gleich ſeinen Untergang vorherſieht; Er wird nicht vermuthen, daß an ihm ſo viel zu ändern ſey: er wird an andern tadeln, was er ſelbſt thut, ſich allein noch immer ſchön finden, und nicht glauben, daß dieſes das gröſte Hinderniß ſeiner Vollkommenheit und Tugend ſey: Er wird über Undank klagen, und undankbare machen. — Wie willſt du nun, daß der Mann ſich beſſere, der lieſt, um geleſen zu haben, ſich zu zerſtreuen, oder zu tadeln? Der alles thut, was eine gute Würkung verhindern, nichts, was ſie befördern kann? Bei dem kein Entſchluß zum Guten lebhaft wird, und noch weniger ſich in Thaten äuſſert, wie kann der einen ernſthaften Willen haben? Und ohne dieſen was kann erfolgen? Wer noch immer glaubt, daß er zu ſchwach, das Verderben unheilbar, und Welt und Menſchen keiner Vervollkommnung fähig ſeyen,

wie

wie kann der Muth faſſen, und ſich anſtrengen? Wie kann der ſich ſelbſt kennen, der ſich keine Mühe giebt, ſeine Abſichten zu prüfen und zu erforſchen? Was kann ihm ſeine Ueberzeugung nutzen, wenn er ſie nicht unterhält, und Anſtalten trift, um ſie beſtändig zu erneuern, und zur Fertigkeit zu erhöhen? Wie kann ich fordern, daß dir auf einmal unwerth werden ſoll, was bishero dein einziges Intereſſe geweſen iſt? Auf mein bloſſes Wort ſollen auf einmal Reichthum und Beifall der Menſchen dich weniger anziehen, alle Leidenſchaften ſchweigen, deine Sinne ihre Macht verlieren, und alle lebenslängliche Fertigkeiten gänzlich verſchwinden? Ich würde ein Thor ſeyn, ſolche Unmöglichkeiten zu fordern, ich müſte weniger wiſſen, wie ſehr eigene ernſtliche Mitwürkung nöthig ſey, welche günſtige Umſtände ſich noch dazu nebenher vereinigen müſſen, in welchem Kampf ich mit mir ſelbſt gelegen, welche groſſe Aufforderung ich nöthig hatte, welche Macht die erſten Lehren meiner Jugend, und die verführende Eindrücke der Welt, und das ſchlechte Beiſpiel der Menſchen noch heut zu Tage über mich behaupten; wie ſehr ich noch nach ſo langer

ger Uebung Gefahr laufe, an der Wahrheit dieſer Grundſäze zu zweifeln. Ich weis noch anbei, daß nicht dein Verſtand, wohl aber dein Herz, deine Wünſche, Neigungen und Leidenſchaften, die Ideenreihe, welche dabei zum Grunde liegt, ſich dieſer Würkung widerſezen. Ich weis, daß Fertigkeiten durch Gegenfertigkeiten geheilt werden, daß es zu dem Ende nöthig ſey, die Gründe der Vernunft eben ſo lang, ſo lebhaft und anhaltend zu denken, als die Gründe der Sinnlichkeit. Ich habe dir ſogar oben bewieſen, daß ich der Welt einen ſehr ſchlechten Dienſt erweiſen würde, wenn ich dieſe Unmöglichkeit, alle Menſchen mit einem Male zu bekehren, würklich zu Stande bringen könnte; daß Menſchen ſehr zweckmäſſig noch lange Zeit ihre wahre Vortheile verkennen müſſen, und daß all mein Reden und Schreiben, und das Reden und Schreiben ungleich beſſerer Menſchen ganz vergeblich ſey, wenn du einer von dieſen biſt. Ich weiß, daß Menſchen ſich erſt über ieden Grundſaz haſſen, verfolgen, von der Erde vertilgen müſſen, ehe ſie ſich vereinigen. Ich weiß endlich, daß es ſehr wenig braucht, auf einem Augenblik durch ſtrenge Schlüſſe, und eine gute

Dar-

Darſtellung den Beifall ſeiner Leſer zu erzwingen; aber gleich darauf äuſſern ſich Zweifel; die ältere, dieſem widerſprechende Begriffe behaupten ihre Herrſchaft, Welt und Sinnen zerſtreuen die Aufmerkſamkeit, und verbinden ſich damit, um den guten Eindruk zu vernichten. — Dieſen Eindruk bleibender zu machen, dieſe Grundſäze mit der ganzen vorhergehenden Ideenreihe in eine günſtige dauerhafte Verbindung zu bringen, ſie zur Fertigkeit, zum Bedürfniß zu machen, daß ſie ſich ungerufen von ſelbſt darſtellen und aufdringen, dieß zu bewürken — iſt das Meiſterſtük der Erziehung, der Menſchenbildung, der mit der Politik vereinigten Moral. Dazu wird ernſthafte Mitwürkung des Kranken, nebſt Lagen und Anſtalten erfordert, ohne welchen Menſchen jede Wahrheit bewundern, und nach dem Gegentheil ſich beſtimmen. Lieber Freund: wo und ſolang ein gegenſeitiges lebhafteres Intereſſe würkt und ſpricht, da beweiſen alle Gründe ſehr ſchwach, die gegen dieſes Intereſſe beweiſen. Aber ſie beweiſen ſtärker, wo innere Vervollkommnung das dringendſte Bedürfniß iſt. Sie ſind Thorheit für alle, die dieſes nicht fühlen. Ich möchte ſo

gar

gar ſagen, daß unter tauſend Leſern, kaum einer die Kunſt verſtehe gehörig und mit Nuzen zu leſen, und ſey verſichert, lieber Leſer, aus den Büchern, die du lieſt, aus der Zeit, wenn du lieſt, aus der Art, mit welcher du lieſt, aus den Stellen, welche deine Aufmerkſamkeit regen, oder wogegen du gleichgültig bleibeſt, aus den bleibenden oder vorübergehenden Würkungen, die ich an dir ſodann gewahr werde, will ich deinen ganzen Caracter und Fähigkeit beſtimmen; ich will mit dir, z. B. den Livius leſen, und ich will ſagen, was du werth biſt; Daher wenn du von deinem Leſen einigen Nuzen ziehen willſt, ſo höre, was ich ſage.

Gehe niemalen an das Leſen eines guten Buchs, in der Zeit, wo deine Seele unruhig, und voll von entgegen geſezten Gedanken iſt. Lies nicht aus Zeitvertreib oder Tadelſucht. Lies nur alsdann, wenn du ein dringendes Bedürfniß nach ſolchen Wahrheiten fühlſt, und dann lies aus keiner andern Abſicht, als dich zu vervollkommnen, und neue oder beſtärkende Gründe für deine Tugend zu erhalten. Lies nicht zu viel

auf

auf einmal, verweile bei iedem Saz und mache die Anwendung auf dich ſelbſt. Jede Schrift ſoll dir dienen deine eigene Gedanken zu erweken. Du ſelbſt ſollſt dir iede Frage, ieden Zweifel nach deiner Art beantworten, und dann erſt die Antwort des Schriftſtellers mit deinem Ausſpruch vergleichen. Bei iedem Vorwurf und Tadel ſollſt du einen Blick auf dich ſelbſt werfen, ſollſt glauben können, daß die Rede von dir ſey; Bei ieder Aufforderung ſollſt du dein Herz fragen, und deine Stärke und Kräfte verſuchen; aber ſey dabey kein Heuchler gegen dich ſelbſt, glaube dich ſchlechter, damit du beſſer werdeſt; vergleiche ieden Vorfall mit deinen Lehren. Erforſche die Urſachen und Abſichten, und erwäge die Folgen; ſuche in allen Vorfällen des Lebens Beſtättigung oder Widerlegung deiner Grundſäze. Ließ daſſelbige Werk oft, und ſehr oft, und glaub, daß ein Buch gut war, wann es bey dir lebhafte Entſchlüße zum Guten erwekt, nur ſorge, daß dieſes Feuer nicht ſobald wieder erlöſche.

Der Leſer.

Du willſt alſo mit ſehr vielen Worten ſo viel ſagen, ich ſoll um dazu zu gelangen, ein

Mönch,

Mönch, ein für die Welt und übrige Menſchen ganz unbrauchbares Geſchöpf werden. Du ſprichſt von ſo vielen Anſtalten, und anhaltenden Uebungen, daß ich nicht weiß, wo ich die Zeit dazu finden ſolle. Das mag gut ſeyn für müſſige Menſchen. Aber einem Geſchäftsmann? Erlauben ihm ſeine Geſchäfte einen ſolchen Zeitverluſt?

Ich.

Warum denkſt du ſo ſehr auf deine übrigen Geſchäfte?

Der Leſer.

Wer ſorgt auſſerdem für meinen Unterhalt und Vortheil?

Ich.

Und der Vortheil deiner Seele, der gröſte aller Vortheile verdient gar keine Sorge und Anſtrengung?

Der Leſer.

Wer entlediget mich einer Pflicht?

Ich.

Wer erlaubt Dir eine niedere Pflicht auf Unkoſten und mit Vernachläſſigung einer höheren

zu

zu erfüllen? Beweiſt dies nicht, daß dieſes Leben dein höchſter und lezter Zweck ſey? — Und dann wer ſagt Dir, daß die hiezu nöthige Uebungen alle Zeit erſchöpfen? Ich will dabei nicht läugnen, daß der Anfang, bis du es zur Fertigkeit bringſt, einige Anſtrengung erfordere. Aber biſt du einmal ſo weit, ſo geht alles übrige von ſelbſt. Und auch dieſe erſte Anſtrengung kann noch gar wohl mit Weltgeſchäften beſtehen. Reflexion über ſich ſelbſt und andere iſt alles, was erfordert wird. Du und andere Menſchen ſind das einzige Buch, ſo du zu leſen haſt, und welcher Menſch iſt ſo ſehr beſchäftiget, daß er dieſes nicht vermag? Ein Freund, mit dem du dich in Erhohlungsſtunden über dieſe Gegenſtände unterhältſt, und mit ihm die Gründe der Sittlichkeit erneuerſt, und im Guten beſtärkſt, wer kann dieſen nicht finden? Sey beſchäftigt, wie du willſt, deine Geſchäfte ſelbſt führen dich darauf, fordern dich dazu auf. Alles erinnert dich unaufhörlich, daß du ein Menſch biſt, deſſen Forderungen ohne Grenzen ſind. Es wird dir nie an Misvergnügen mangeln. Dieſe Stimme ruft und gebietet dir, deinen Blik in dich ſelbſt zu kehren, und die

Quellen zu erforſchen, die du ſodann in Dir ſelbſt finden und abändern wirſt, um nicht ferner und länger zu leiden. Nichts in der Welt kann und wird dich ſo ſehr beſchäftigen, daß du über den Geſchäftmann und Bürger den Menſchen vergeſſeſt.

Der Leſer.

So will ich alſo dieſe Grundſäze oft und ſehr oft denken. Aber ich ſehe es vorher, ich werde noch immer Misvergnügen empfinden.

Ich.

Wo habe ich dir denn verſprochen, daß dich dieſe Lehren in den Stand ſezen werden, gar kein Misvergnügen zu empfinden?

Der Leſer.

Wozu nutzen ſie dann?

Ich.

Nun glaube ich, iſt es ſchon das drittemal, daß ich dir wiederholen mus, daß ſie dazu dienen, den Schmerz und das Misvergnügen weniger zu empfinden, als du es auſſerdem empfinden würdeſt. Iſt dir dieſer Vortheil zu gering?

Der

Der Leſer.

Auch daran zweifle ich, ob ſie dieſes in einem merkbaren Grad gewähren? Es ſoll aber ſo ſeyn, wie du mich verſicherſt; warum dienen ſie nicht vollends dazu, uns durchaus von Schmerz zu befreien?

Ich.

Du äuſſerſt abermal einen Zweifel, den ich ſchon vorlängſt beantwortet habe; und dies dient mir zum Beweis, wie wenig geläufig dieſe Grundſäze deiner Seele ſind, wie wenig du Urſach haſt dich zu wundern, daß ſie dir die verheiſſene Würkung noch nicht gewähren.

Wiſſe alſo noch einmal, ſie würden dich ganz von Schmerz befreien, wenn du im Stande näreſt, ſie dir durchaus und im allerhöchſten Grad geläufig und zur Fertigkeit zu machen. Dazu bringt es aber hier unten kein Menſch.

Der Leſer.

Sie ſind alſo eben darum nicht für Menſchen.

Ich.

Sie ſind es in ſofern, als wir durch ſie aufgelegt werden das Misvergnügen zu vermindern,

welches auſſerdem unmöglich wäre: als ſie uns die Laufbahn und das Ziel bezeichnen, die wir noch fernerhin durchlaufen und erreichen ſollen: als ſie uns dadurch eine ſehr günſtige Ausſicht auf die durch ſie nothwendige Fortdauer in einem anderen Leben eröfnen. Dieſe Grundſäze gewähren uns hier keine gänzliche Schmerzenloſigkeit, weil wir, wie ich ſchon oft geſagt, Triebfedern nöthig haben, um nicht unthätig zu ſeyn, um unſre Kräfte zu entwikeln. Der Schmerz iſt die würkſamſte dieſer Triebfedern. — Ob aber dieſe Vervollkommnung ewig wachſen, oder bei einem unbeſtimmbaren Grad ſtill ſtehen werde, weis ich nicht. Ich zähle dieſes unter die Geheimniſſe der Vorſicht, ob ich gleich nach der Vernunft lieber das Erſte vermuthen wollte. Aber das wiſſen wir um ſo gewiſſer, daß zu unſrer Vervollkommnung hier unten Schmerz und Uebel unentbehrlich ſeyen.

Der Leſer.

Und dieß ſoll machen, daß ich den Schmerz weniger empfinde?

Ich.

Du kannſt dich nicht beſſer davon überzeugen, als wenn du Dir zur Probe denken willſt, alle Uebel, die dich betreffen, hätten keinen anderen Zweck, keine andere Beſtimmung, als — dich zu quälen, oder damit andere ſich freuen. Nun ſage mir, welche Vorſtellungsart macht dich fähiger zum Vergnügen? Dieſe, ich leide um zu leiden; oder iene, ich leide um vollkommener und dadurch zum Vergnügen fähiger zu werden? Durch welche dieſer beiden Vorſtellungen wird dir dein Uebel erträglicher? Soll das Uebel nicht dadurch ſchon ſeinen giftigſten Stachel verlieren, daß es dir unter einem freundlichern Geſichtspunkt erſcheint? Als Mittel zum Guten, zu deinem Beſten, zu deiner höhern Beſtimmung und Seeligkeit? — Lerne hier abermal, wie viel auf den Geſichtspunkt ankomme, nach welchem wir die Gegenſtände beurtheilen.

Der Leſer.

Gut. Aber der Mangel und Verachtung, in welcher ich lebe —

Ich.

Beweiſen höchſtens, wenn du Verdienſt haſt, daß das Verdienſt noch wenige Kenner und Verehrer habe, daß Menſchen der Verwendung anderer zu ihrem Wohl nicht werth wären, wenn dieſe Verwendung keine höhere Pflicht wäre.

Der Leſer.

Und dadurch, glaubſt du, hören Verachtung und Mangel auf, als Uebel zu erſcheinen, und fangen an erträglicher, oder wohl gar begehrungswerth zu werden?

Ich.

Nicht dadurch allein. Sie bringen dir nebſt dem noch anſehnliche Vortheile. Der Mangel fordert dich auf zur Thätigkeit, zur Entwiklung deiner Kräfte; und die Verachtung, ſo du erfahreſt, nöthiget dich auch den Blik auf dich ſelbſt zu wenden, zu unterſuchen, ob ſie verdient ſey, Gründe deiner Beruhigung in Dir ſelbſt aufzuſuchen, deinen inneren Werth zu prüfen, zu vermehren, in Thaten zu äuſſern, die ihn noch näher an Tag legen.

Der Leſer.

Rede und moraliſire, ſolang du willſt, Du, der du geſund biſt, und von dem allem nichts fühleſt: aber mir, der ich mich in dieſer Lage würklich befinde, wirſt du meine Empfindung nie hinweg demonſtriren. Dieſe ruft ungleich lauter als alle deine Sophismen und Demonſtrationen, daß es keine Philoſophie auf Erden giebt, die den Hunger ſtillt, und die Verachtung begehrungswerth macht. Du kannſt noch ein ganzes Jahr hindurch beweiſen, daß Mangel und Verachtung keine Uebel ſind, mich werden ſie deßwegen nicht weniger quälen.

Ich.

Das finde ich ſehr natürlich, und widerſpreche es auf keine Art. Das iſt aber auch zugleich der ſicherſte Beweis, daß Ehre und Reichthum das höchſte Ziel deiner Wünſche ſind, daß du ſie ſehr lebhaft begehrſt, und daß dir dein innerer Werth und Vollkommenheit ſehr gleichgültig ſind.

Der Leſer.

Das ſind ſie mir nicht. Aber ich denke, das eine hebt das andere nicht auf: und ſie könnten gar wohl neben einander beſtehen.

Ich.

Das magſt du wohl denken; aber was nuzt dir dieſer Gedanke, wenn er niemalen in Erfüllung kommt. Denk, was in dieſer Ordnung der Dinge würklich werden kann, und du wirſt dich weniger kränken. Nun ſind einmal die Umſtände ſo und nicht anders: ziehe alſo den Vortheil davon, der dir allein möglich iſt. Warum willſt du dich betrüben, daß du nicht alle Reichthümer der Welt allein haſt, daß du nicht Herr der ganzen Erde biſt, daß du dich nicht unſichtbar machen kannſt. Ich denke, das eine iſt ſo ungereimt als das andere.

Der Leſer.

Der Unterſchied iſt gros.

Ich.

Nicht ſo gros, als du denkſt. Nur bei dem leztern iſt die Unmöglichkeit einleuchtend und

fühl-

fühlbar, und wird daher von Niemand als von offenbaren Thoren begehrt. Die Unmöglichkeit deiner Wünſche liegt noch etwas verborgener, und eben dieſe Verborgenheit macht, daß manche Unmöglichkeit, die nicht minder Unmöglichkeit iſt, als die gröſte aller Unmöglichkeiten, von dem Menſchen ſehr häufig begehret wird. — Daher lieber Freund! ſey billig, und erforſche dich; und du wirſt die grenzenloſe Güte einer allwaltenden Vorſicht in iedem auch noch ſo harten Vorfall deines Lebens gewiß nicht verkennen. Sie bedient ſich ſehr häufig dieſes Mittels der Verfolgung und Verachtung, um verborgenes verkanntes Verdienſt zu adeln, und der Verborgenheit zu entreiſſen. Auf dieſem dornichten Weg ſind beinahe alle groſſe Geiſter der ältern und neuern Welt zur Unſterblichkeit gegangen, indeſſen ihre in Wollüſten erſäufte Gegner und Verleumder entweder gänzlich vergeſſen ſind, oder nur durch ſie leben, um den verdienten Fluch und Abſcheu einer billigeren Nachwelt zu erfahren. Das Unglük flieht ieden Feigen als einen Gegner, der unter ſeiner Würde iſt; aber es mißt ſich mit iedem Starken, der ihm die Stirne bietet,

und den Kampf erſchweret. Das Schikſal, ſagt Seneca, prüft die Tugend eines Mucius durch Feuer, eines Fabricius durch die Armuth, eines Rutilius durch die Landes-Verweiſung, eines Regulus durch die Folter, eines Socrates durch den Giftbecher, eines Cato durch den Tod. Unglük und Gefahren ſind dem groſſen und ſtarken Geiſt, was dem Kriegsmann die Schlachten. Hier iſt es, wo er zu Hauſe iſt. Wie kannſt du gros ſeyn, ohne Gelegenheit deine Gröſſe zu äuſſern? Wie die Stärke deiner Kraft kennen, ohne ſie zu üben? Wie üben ohne Gegner, den du bekämpfeſt? Was iſt Tapferkeit ohne Gefahr? Was ein Sieg ohne Kampf, eine Tugend ohne Widerwärtigkeit? — Du ſuchſt Ruhm? Du willſt die Aufmerkſamkeit der Menſchen an dich reiſſen, und du verſchmähſt alle Mittel, welche dazu führen? Der Weg zur Unſterblichkeit führt durch tauſend Gefahren.

Forſitan et lucos illic urbesque domosque
Concipias animo, delubraque ditia donis
Eſſe. Per inſidias iter eſt, formasque ferarum.

Ouid. Met. L. 2.

Groſſe

Groſſe und bleibende Ehren und Nachruhm werden nur durch groſſe Auſtrengung und Aufopferungen, durch groſſe und gemeinnüzige Bemühungen und Anſtalten erworben. Wäre dieſer Weg ſo gebahnt, als du glaubſt, könnte man Unſterblichkeit durch Geld erkaufen, oder durch Macht erpreſſen, wären nicht ſo bittere Bedingungen damit verbunden, welche jeden Mitwerber durch ihren ernſten Anblik zurükſchreken, die üppigen Kinder des Glüks hätten dem Verdienſt ſchon vorlängſt vor allen Anderen dieſes Vorrecht entriſſen. Sey alſo billig, und nenne mir ein einziges von den tauſend Uebeln, über welche du ſo unaufhörlich klagſt, das dir nicht unter einem vernünftigen Geſichtspunkt wahren Vortheil gewährt, das nicht dahin abzwekt, dich zu einem gröſſern und beſſern Menſchen zu machen? Ich bin überzeugt, du wirſt nach kaltblütiger Unterſuchung der Vorſicht danken, du wirſt in den ſpätern und entferntern Folgen deines Unglükes finden, wie dein Glük aufkeime und werde.

Auch ich habe gelitten; und noch hört die Vorſicht nicht auf, eine bittere Schale nach der anderen über meinen Scheitel zu ergieſſen.

Non me laetorum comitem, rebusque ſecundis
Accipis; in curas venio, partemque laborum.
Lucanus.

Sehr ſelten habe ich die Welt von ihrer lachenden Seite geſehen. Ich habe das Unglük und die Bosheit der Menſchen von allen Seiten erfahren; und ich will ein Lügner vor Gott und Menſchen ſeyn, wenn ich heuchle; ich kann den ganzen Faden meines Lebens bis auf dieſe Stunde verfolgen, wie ieder Vorfall ſich aus dem Vorhergehenden entwikelt, durch dieſen vorbereitet worden, und in dieſen ſich gründet. Ich kann beweiſen, daß es nöthig war, dieſen Weg zu gehen, dieſe Prüfungen zu erfahren, um zu werden, was ich bin. Und wenn Geiſtes-Vollkommenheit ein Gut iſt, wenn es wahr iſt, daß alles am Ende als Mittel da hinaus führt, ſo bin ich mit meinem Schikſal, ſelbſt mit meinen groſſen Fehlern und Mängeln ſo beruhiget, daß ich nicht nur allein der Vorſicht dafür danke,

daß

daß ich ſogar, wenn es in meiner Gewalt ſtünde, von vorne anzufangen und meinen künftigen Lebenslauf zu beſtimmen, ihn nie anders anordnen würde, als ich ihn würklich erfahre. Wenn ich einmal von dieſem Ziel mit dieſer Geiſtes Anlage ausgehen ſollte, ſo waren dieſe und keine andere Lagen nothwendig, um dieſe Hize meiner Jugend zu mäſſigen, um meinem Ehrgeiz ſeine wahre unſchädliche Richtung zu geben, um mich in der Zukunft von ſo vielen Verirrungen zurük zu halten, um meine Begriffe ſowohl als meine Triebfedern zu veredlen. Ich bemerke genau, daß alles darauf angelegt ſey, um dieſen emporſtrebenden Geiſt nieder zu halten, um ihn dadurch gemeinnüziger zu machen. Dieſen widrigen Umſtänden verdanke ich es, daß ich erſt ſeit einigen Jahren gute ſeelenerhebende Bücher nach ihrem wahren Sinn begreiſe, die ich ſchon lange vorher in dem Uebermuth meiner Jugend zu verſtehen glaubte. Sie haben mich auf höhere Grundſäze aufmerkſamer gemacht, und mich von ihrem Nuzen und Werth aus eigener Erfahrung überzeugt. Durch ſie allein bin ich im Stande, dieſe Grundſäze auf dieſe Art und mit dieſem

Gefühl der innerſten Ueberzeugung vorzutragen, und zu denken. Und, um nur eines von den vielen näher zu berühren, ſo kannſt du ſelbſt einſehen, lieber Leſer! daß mich meine Verfolgungen zum Schriftſteller gemacht haben. Wenn meine Arbeiten einigen Werth haben, wenn daraus einiger Nutzen für die Welt und Menſchen erwachſen ſoll, ſo iſt alles das Gute, das ich dadurch bewürke, das Werk meiner Feinde. Und du ſiehſt hier einen redenden Beweis, daß auch böſe Menſchen nuzen, indem ſie ſchaden; daß auf eine ähnliche Art in einem vorzüglichen Maaß manche harte Auftritte erfolgen müſſen, um das Gute hervorzubringen, das nur durch ſie ganz allein möglich iſt. Meine Feinde ſind meine beſten Lehrer und Führer zur Weisheit. In jedem neuen Unfall finde ich eine neue Belehrung und Zurechtweiſung; und ich wünſche ſogar auch noch fernerhin unter Menſchen zu leben, die eine gegenſeitige Ueberzeugung haben, um mich in meinen Grundſäzen zu beſtärken, um meine Erkenntniß noch mehr zu berichtigen. Solche Menſchen fordern mich auf, Gegengründe zu ſuchen, und ſie unterhalten auf dieſe Art die Thätigkeit meines Geiſtes.

So ſpreche ich aus eigener Erfahrung, und Gott ſtrafe mich, wenn ich heuchle.

Der Leſer.

Freund! du ſchwärmſt. Träume, Schwärmerei und überſpannte Begriffe ſind alſo das von dir ſo ſehr gerühmte Gegenmittel des Uebels? Dieſe machen glüklich? Und man muß ſeine Vernunft verlieren, um ſich zu freuen?

Ich.

Schwärmerei, Träume, überſpannte Begriffe? Wer nennt das ſo? Der ſchwache Geiſt, der ſich zu hohen Grundſäzen niemal erheben kann? Der übermüthige Wollüſtling, der kein Bedürfniß darnach fühlt? Der gewaltige Deſpot, der dem Leidenden dieſen Troſt misgönnt, um ihn von ſich abhängiger zu erhalten? — Aber es ſollen Träume ſeyn. Kennſt du ein anderes beſſeres Mittel gegen die Stürme des Unglüks?

Der Leſer.

Es iſt traurig, wenn dieſes das einzige Mittel ſeyn ſoll.

Ich.

Kennſt du ein anderes?

Der Leſer.

Die Macht ſolches abzutreiben?

Ich.

Dieſe haſt du aber nicht. Dies geſtehſt du ſelbſt ein. Was willſt du nun machen?

Der Leſer.

Das Beſte wäre, wenn dieſe Stürme gar nicht wären.

Ich.

Sie ſind aber.

Der Leſer.

Das iſt aber, was ich an der Einrichtung der Welt tadle.

Ich.

Wozu nüzt dieſer Tadel? Kannſt du dieſe Einrichtung ändern? Beſſert dieſer Tadel die Welt? Wird dein Schikſal dadurch erleichtert?

Der

Der Leſer.

Auf keine Art.

Ich.

Was wirſt du alſo thun, um dem Uebel nur in etwas zu entgehen?

Der Leſer.

Ich beſtehe darauf, diejenige Welt wäre beſſer in welcher gar keine Uebel wären.

Ich.

Ganz gewiß, wenn ſie möglich wäre.

Der Leſer.

Warum ſoll ſie unmöglich ſeyn?

Ich.

Weil eine jede andere Welt ebenfalls endlich wäre.

Der Leſer.

So wäre doch wenigſtens eine Welt möglich, in welcher weniger Uebel wären.

Ich.

Eben ſo wenig.

Der Leſer.

Woher weiſt du das?

Ich.

Gott würde ſie ſtatt der gegenwärtigen geſchaffen haben. Sein Weſen verbindet ihn, das Beſte zu thun. Er würde der poſitive Urheber des Uebels, das in dieſer Welt mehr als in einer andern möglich iſt. — Doch wir entfernen uns zu ſehr von dem Gegenſtand unſrer erſten Unterſuchung, antworte mir ſtatt deſſen (denn dieſe Antwort biſt du mir noch ſchuldig) kennſt du ein anderes Mittel, um das Uebel weniger zu empfinden?

Der Leſer.

Dermalen fällt mir keines bey.

Ich.

Gut. Nun höre. Uebel ſind da. — Dieſe quälen dich. — Du ſuchſt Linderung. — Du kennſt keine Mittel, um dieſen Uebeln zu entgehen. — Ich finde dieſes Mittel in meinen Grundſäzen, ich kenne dieſe Würkung aus eigener Erfahrung. — Und dieſe Grundſäze ſcheinen dir Thorheit,

Schwär-

Schwärmerei? Wie kannſt du Thorheit, Schwärmerei nennen, was dich zufrieden ſtellt, was dich alles entbehren lehrt, das dir Qual bringen konnte? Was dich die Kunſt lehrt, vernünftiger mit der Natur, mit dem Gang der Welt, zu begehren? Was dich von dem wahren Werth aller Güter näher unterrichtet? Was deinen eigenen Werth unendlich erhöhet? — Wenn das Thorheit iſt, wo iſt ſodann Weisheit? Iſt das gar nichts, daß du nun weniger leideſt, weil du alle Uebel als Mittel zur Entwiklung deiner höheren Kräfte betrachteſt?

Der Leſer.

Wenn nur dieſe Kräfte ſich nicht ebenfalls zu meiner Qual entwikelten?

Ich.

Wie kann das ſeyn? Dieſe Entwiklung führt ja zur Vervollkommnung deiner ſelbſt?

Der Leſer.

Und dieſe Vervollkommnung, wozu kann ſie mir gut ſeyn? Eine Vollkommenheit, die durch ſo viele und anhaltende Schmerzen erhalten wird?

Ich.

Sie allein zeigt dir den wahren Geſichtspunkt, und macht dich mit den wahren Eigenſchaften der Dinge bekannt. Sie ſchwächt dadurch den Eindruk widriger Gegenſtände, und folglich das Misvergnügen. Sie zeigt dir alles in einer beſſeren und freundlicheren Geſtalt, und vermehrt dadurch die Quellen deines Vergnügens. Sage mir, was ſuchſt du anderes durch tauſend gefährliche Umwege? Und du ſuchſt es umſonſt.

Der Leſer.

Ein ſchönes Vergnügen, das auf Unkoſten von tauſend Freuden durch tauſend Misvergnügen geſucht, und am Ende doch nicht erhalten wird:

Ich.

Nicht erhalten wird? Dann iſt ſicher Verlangen nach innerer Vollkommenheit der nächſte und lezte Zweck deiner Handlungen nie geweſen. Dann waren andere niedrigere Zwecke das Ziel deiner Wünſche und Begierden. Dieſe niedrigen Zwecke werden, wenn du dich genauer erforſchen willſt,

willſt, aus deinen Handlungen, und noch ſichtbarer aus deinem Misvergnügen hervorleuchten. Dieſe ſind die Verräther deiner Abſichten. Dann iſt es ſehr begreiflich, wie eine nach ihren Würkungen gute und tugendhafte Handlung, die aber aus unlautern Abſichten unternommen wird, dies Misvergnügen verurſachen könne. Dies iſt, was ſo mancher vorgebliche Tugendfreund, ehe er in ſeine gewöhnliche Klagen ausbricht, daß Tugend ihren eifrigſten Bekennern ſo wenig Freude gewähre, daß gute Thaten ihren Lohn ſo ſelten erhalten, genauer überlegen ſollte. Seine Tugend war in ſolchen Fällen minder gros, als er glaubt. Er rechnet auf eine Belohnung, die das eigentliche Werk, die unzertrennliche Folge der Tugend nicht iſt. Er rechnet auf Ehre, Macht, Beifall, Reichthum. Darum thut er gutes, und dieſe Abſicht kann er ſehr oft verfehlen. Aber er muß es ſodann auf Rechnung ſeiner ſehr verkehrten Gedenkungsart, und falſchen Stimmung ſchreiben, daß er von der Tugend Belohnungen erwartet, die nicht weſentlich mit ihr verbunden ſind.

Der Leſer.

Wie ſo? Alſo nicht iede gute Handlung wäre gut und tugendhaft? Sie wäre kein nothwendiger Beweis von innerer Vollkommenheit?

Ich.

Bei weitem nicht. Wenn alles Tugend wäre, was dieſen Namen unter Menſchen erhält, welches elende erbärmliche kleinſügige Weſen wäre die Tugend, dieſe höchſte und ſo ſeltene Eigenſchaft der Menſchen? Alles ſchaut in ſeinem Urtheil auf die Thaten, niemand auf die Geſinnungen, auf die Quelle, auf die Stimmung des Geiſtes, deſſen Würkungen wir gewahr werwerden. Wir ſchauen auf den Einfluß, auf die Beziehungen, auf den Vortheil, den dieſe Handlungen für uns hervorbringen, und ſogleich ſcheint uns der Mann tugendhaft, deſſen Thaten für uns wohlthätig ſind, für andere mögen ſie ſeyn wie ſie wollen. Der Mann, der nicht ſtiehlt oder mordet, der alle Zwangspflichten beobachtet, der ſich ſo betragt, daß ihm kein Verbrechen zur Laſt fallet, wenn der noch vol-

lends

lends ſein Betragen mit äuſſerm Anſchein unterſtüzt, er denke übrigens, wie er will, er handle aus einer Abſicht, welche ihm gefällt; wir erfahren von ihm kein Uebel, wir erfahren ein und das andere Gute — und in unſren Augen iſt er ſodann ein vollendetes Muſter der Tugend. Und dann wie viele glauben ſich durch eine ſtrenge Erfüllung der äuſſern Religions-Gebräuche von der Beobachtung anderer oft gröſſerer Pflichten entlediget. Tugend iſt ein Ganzes. Wo ſie iſt, äuſſert ſie ſich nie in einzelnen Thaten. Sie äuſſert ſich im ganzen Betragen, in Unterlaſſungen, wie in Thaten. Wer theilweis gut handelt, iſt nicht gut: denn ſelbſt das Gute, ſo er auf dieſe Art würkt, iſt nicht von der Art, daß es Tugend und innere Vollkommenheit verräth. Auch Böſe können Gutes thun, wenn wir blos allein auf die Würkungen ſchauen, die ſie auſſer ſich hervorbringen. Man kan Nothleidenden beiſpringen, man kann Anſtalten treffen zum Wohl einzelner Menſchen und ganzer Nationen, und man kann laſterhaft ſeyn. Wenn der Werth des Menſchen beurtheilt werden ſoll, wenn er die Früchte und Folgen ſeines Betragens ärndten und ge-

nieſſen ſoll, ſo wird nicht auf einzelne Thaten, ſondern auf den ganzen Karakter, auf die Quelle, aus welcher ſie entſpringen, auf die ganze übrige Stimmung ſeines Geiſtes geſehen. Es kommt ſodann darauf an, ob er ſelbſt gut oder böſe iſt. Die Tugend iſt kein Stükwerk, ſie iſt ein Ganzes, das ſich nicht wohl trennen läßt: ſie liegt in den Geſinnungen, im Karakter, ſie würkt auch dort, wo keine Gelegenheit iſt; ſie will wenigſtens, wenn ſie nicht kann. Schein und Heuchelei nuzen hier nichts: denn ſogar deine Gedanken werden für oder wider dich zeigen, und du wirſt ihre widrige Folgen ſo gut fühlen, als die Folgen einer That. Denn wenn's auch niemand ſieht, hört, oder erfahrt, ſo ſind's doch deine Gedanken, unvollkommene Würkungen einer eben ſo unvollkommenen Urſach, deren Beſtimmung es iſt, vollkommener zu werden, deren unvermeidliche Straffe es iſt, mit weniger Vollkommenheit weniger Vergnügen und Seeligkeit zu genüſſen, weniger Vollkommenheit dort

hin-

hinüber zu nehmen, wo innerlicher Werth allein den Plaz und die Stelle beſtimmt. Hier iſt der Gedanke ſo gefährlich als die That: weil dem Denker nur die Gelegenheit mangelt, um auch zu thun, was er denkt; weil alle Thaten durch Gedanken hervorgebracht werden, weil alle Gedanken Thaten der Seele ſind: weil ein ſchlechter und böſer Gedanke Würkung einer ſchlechten und übelwollenden übelgeſtimmten Seele iſt: weil Handlungen von Umſtänden abhangen, Gedanken von uns ſelbſt. In Rükſicht auf die Zukunft, auf die Vollkommenheit unſrer ſelbſt iſt bloſſes wollen ſchon ſo viel als gethan. Und auf dieſe Art können ſogar wohlthätige Handlungen fehlerhaft ſeyn, ſie können von gar keiner inneren Vollkommenheit zeigen, ſo bald wir auf die Quelle, auf die Triebfedern zurük gehen, die den Handelnden beſtimmt. Dies macht, daß die Kirchenväter alle Tugenden der Heiden als glänzende Laſter darſtellten, und verſchrieen, weil ſie

ihren Handlungen durchaus die Lauterkeit der Abſichten abſprachen. Dieſe glaubten ſie ganz allein unter den Chriſten als eine ausſchlieſſende Folge ihrer Lehre zu finden. Dieſes Urtheil ſcheint mir hart: ob ich gleich gern geſtehe, daß die chriſtliche Religion vor allen anderen auf die Veredlung der Triebfedern im allerhöchſten Grad arbeite. Und es iſt eine mit von den Abſichten meiner gegenwärtigen Schrift, zu beweiſen, daß auch die Sittenlehre der Vernunft einer ſehr hohen Lauterkeit fähig ſey: daß ein Laugner der Offenbahrung wenig gewinne, wenn er ſich hinter die Vernunft flüchtet, um ſodann gemächlicher und ſinnlicher zu leben. Er wird finden, daß es nach Vernunft ſowohl als Offenbahrung nicht genug ſey, daß Gutes durch ihn geſchehe. Er wird finden, daß beide noch überdies wollen, daß alles Gute aus den beſten und reinſten Abſichten geſchehe. Dies heißt eigentlich, auf den inneren Menſchen würken. Dies iſt das eigentliche Geſchäft der Vernunft ſowohl als Religion. In ſofern ſie dieſes leiſten, ſind ſie beide unverfälſcht und rein. Je weiter ſie ſich von dieſem Geſchäft entfernen, um ſo mehr nähern ſie ſich

der

der Sophiſterei, um ſo weniger werden ſie ihre Beſtimmung erreichen, und die Glükſeeligkeit der Menſchen befördern; ſie werden ſogar eigene mitwürkende Urſachen von dem Verderben der Menſchen. — Ich ſage noch mehr: ich getraue mir zu beweiſen, daß ein ieder Menſch, der einen niedrigen Zweck zum Hauptzweck ſeiner Handlung macht, im Grund keine Religion habe, und durch ſeine Thaten Gott und die Zukunft verlaugne.

Der Leſer.

Dieſer Beweis ſollte dir ſchwer werden.

Ich.

Nicht ſo ſchwer, als du glaubſt. — Woraus ſchlieſſeſt du auf die Religion eines Menſchen? aus ſeinen Worten, oder ſeinen Thaten?

Der Leſer.

Ganz gewis aus ſeinen Thaten.

Ich.

Aus allen, oder nur aus einigen?

Der

Der Leſer.

Je mehrere Thaten das Gepräge der Religion verrathen, daß ſie aus Rükſicht auf Gott und auf die Fortdauer unſrer ſelbſt unternommen worden, daß dieſe unſre beſtimmende Gründe waren, um ſo wahrer, reiner und ungeheuchelter ſcheint mir die Religion eines Menſchen.

Ich.

Laß uns nun annehmen, der Reichthum ſey der Hauptzweck eines gegebenen Menſchen. Sagt dies nicht allein ſchon, daß alle ſeine Handlungen dahin abzwecken, Reichthum zu erhalten? Daß alle andere Triebfedern und Bewegsgründe bei ihm ſchwächer würken? Daß er ſich alſo zu dieſen Handlungen auf keine Art aus den Gründen der Religion beſtimme?

Der Leſer.

Man kann aber auch Reichthum aus Religionsgründen ſuchen?

Ich.

Dieſer Fall iſt äuſſerſt ſelten, ſo gern man ſich auch ſonſt dahinter ſtekt. Und wenn er wahr-

wahr iſt, ſo beweiſt er nichts gegen meinen Hauptſaz. Denn alsdann iſt nicht der Reichthum der Hauptzweck von allen Handlungen. Von dieſem Fall iſt hier die Rede. Und wo dieſer eintrift, da wird es nothwendig, daß dieſe Triebfeder am ſtärkſten, und alle übrige ohne Ausnahm ſchwächer würken.

Der Leſer.

Das will ich eingeſtehen. Aber ich kann noch nicht einſehen, wie man eben darum Gott und die Zukunft verlaugne?

Ich.

Nuzt dir der Reichthum in der Zukunft? Kannſt du dein erworbenes Vermögen mit Dir nehmen?

Der Leſer.

Das kann ich nicht.

Ich.

Aber für dieſes Leben kann er Dir nüzen?

Der Leſer.

Ganz gewis.

Ich.

Wenn du alſo den Erwerb von Reichthümern zum Hauptzweck machſt, ſo handelſt du, als ob du hier ewig leben wollteſt? Alle deine Handlungen zwecken dahin ab? Dieſes Leben iſt dein einziges Augenmerk? Kann dies geſchehen ohne Vergeſſenheit der Zukunft? Und wenn keine Zukunft, keine Fortdauer von dir ſelbſt iſt, wozu brauchſt du einen Gott?

Der Leſer.

Es giebt doch manche, die Reichthümer ſehr eifrig ſuchen, und nicht weniger Religion haben?

Ich.

In Worten, aber nicht in Thaten. Ich habe auch nicht behauptet, daß ſie theoretiſche Unglaubige ſind. Sie ſind praktiſche Verläugner der Zukunft. Sie haben Religion; aber äuſſere angewohnte Religion, Religion, in ſofern ſie ſich mit ihrem Hauptzweck vereiniget, ſich nach dieſem formt, und Sophiſmen darbietet, um die Stimme ihres Gewiſſens zu unterdrüken. Aber unmöglich kann es eine Religion ſeyn, die ſich auch in ihren übrigen Handlungen äuſſert. Das

nemliche

nemliche gilt von der Sinnlichkeit, von dem Ruhm, von der Begierde nach Beifall und Macht, von der Liebe zur Bequemlichkeit, wenn dieſe die herrſchende und Haupttriebfedern unſrer Handlungen werden. Da nun die Menſchen noch heut zu Tag gröſtentheils nach dieſen Triebfedern handeln, ſo darf ich ohne Scheu ſagen, daß wahre Tugend und wahre Religion unter Menſchen noch immer eine ſeltene Erſcheinung ſeyen.

Der Leſer.

Woher weiſt du das?

Ich.

Ihre Handlungen verbürgen ſich dafür. Ihr ſo häufiges Misvergnügen, ihr Murren und Unzufriedenheit über die Welt, über ihr Schikſal ſind redende Beweiſe davon. Ich ſehe keine von den Würkungen, die unfehlbar erfolgen müſten, wenn Menſchen nach den höchſten und reinſten Abſichten handeln würden, wenn innere Vervollkommnung, die ohne dieſe Läuterung der Abſichten unmöglich iſt, der einzige und höchſte Zweck ihrer Handlungen wäre. Wo findeſt du dieſe Würkungen?

Der Leſer.

Welche ſollen es ſeyn?

Ich.

Sie ſind nicht willkührlich, wie du glaubſt, ſie gründen ſich in der Sache ſelbſt. Jeder Zweck hat ſeine eigene Mittel, ſeine ihm allein eigene Art, ihn zu verfolgen; aus dieſen wird er erkannt; aus dieſen ſchlieſſen wir auf ſein Daſeyn. Wo dieſe mangeln, da mangelt auch der Zweck ſelbſt, alle Sophismen der Welt ſchüzen nicht dagegen. Wo innere Vervollkommnung der Hauptzweck iſt, da verrathen alle Handlungen Rükſicht auf die Zukunft: wo ſie es nicht iſt, da verrathen alle Handlungen eine ſehr groſſe Rükſicht auf unſer gegenwärtiges Leben, und eine Vergeſſenheit der Zukunft. Glaubſt du nicht, daß dieſes in den Handlungen ſelbſt einen ſehr groſſen Unterſchied mache? Wenn die Zukunft das Ziel iſt, auf welches wir arbeiten, ſo erhält nur dasjenige einen Werth, was nur dort gut iſt. Innere Vollkommenheit wird alſo ganz allein geſucht, alles übrige hat den Werth eines Mittels. Sinnlicher Genus, Beifall, Ehre, Macht,

Macht, äuſſerliche Güter können mir in der Zukunft gar nichts gewähren: ihr Werth muß alſo fallen, ſie müſſen weniger geſucht werden, und eben darum müſſen die Feindſchaften und Spaltungen der Menſchen ſeltener werden. Die Urſachen des Neids, der Verfolgung, Verleumdung, Heuchelei, und mit ihren Urſachen, die Würkungen, dieſe Laſter ſelbſt müſten ſich vermindern. Jeder würde ſich mit dem Seinigen begnügen, die Herzen der Menſchen würden ſich einander öfnen, und das wechſelſeitige Vertrauen vermehren, Bürgen, Eidſchwüre, und Richterſtühle würden entbehrlicher; Narren und eitle Thoren würden ſtatt Bewunderern, die ſie noch mehr verderben, häufige Verachter finden: dies würde ſie nöthigen, auf reellere Vorzüge zu denken; der Beifall ſelbſt würde weniger verführend, und eine mehr lautere Quelle und Aufmunterung zur Tugend. — Kannſt du läugnen, daß dieſe die Folgen des überhandnehmenden Vervollkommnungstrieb ſeyn müſten?

Der Leſer.

Es hält ſchwer ſolches zu läugnen.

Ich.

Nun vergleiche damit, was noch immer geſchieht, und ſag, ob ich unrecht habe. Von dem allen, von dieſen wahren und eigenen Früchten der Moral und Religion, iſt auſſer einigen übertriebenen unnüzen Mönchstugenden ſehr wenig ſichtbar. Wir ſehen und erfahren vielmehr das Gegentheil. Die Triebfedern der Menſchen müſſen alſo noch ſehr wenig geläutert ſeyn. Der Staat und die Geſezgebung geben ſich ohnehin nicht damit ab, und ſie könnten es auch nicht, wenn ſie wollten. Sie wollen den Menſchen nicht ſo faſt beſſern, als für ſie und andere unſchädlich machen, und den ſchädlichen Ausbrüchen ſeiner Handlungen vorbeugen. Aber der Wille und Neigung dauern noch fort. Dieſe zu beſſern überlaſſen ſie der Moral und Religion, und nach den Würkungen zu urtheilen, haben auch dieſe ſehr wenig geleiſtet. Es muß noch ferner auf die Triebfedern und Abſichten der Menſchen gearbeitet werden. Wer dahin arbeitet, greift das Uebel bei ſeiner Wurzel an: der geht geradezu auf das Ziel los. Alles übrige ſind bloſſe Palliativen, helles, kurzdauerndes Flik und Machwerk.

werk. Wer die Triebfedern und Abſichten der Menſchen zu veredlen weiß, wer dazu würkſame ſicher führende Anſtalten entwirft, der hat alles, der hat das Gröſte gethan. Er ſteuert allem Verderben, allen Spaltungen, Misbrauch und Verrath; Er verſichert auf die dauerhafteſte Art gegen weiteren Verfall und Korruption: Er vermindert die Geſeze, die Kautellen, alle Controlle, und die durch dieſe nothwendig gewordene öffentliche Aemter; Er vermindert dadurch den Staatsaufwand, und durch dieſe Verminderung die Erpreſſungen der Abgaben. Dadurch verſichert er das Eigenthum, ermuntert die Arbeitſamkeit, erleichtert und vereinfacht die Regierungskunſt, und macht die Erde zum Aufenthalt der Freude und des Friedens. — So viel liegt daran, auf die Vorſtellungskraft der Menſchen zu würken, ſo greift die Moral in die Politik. In dieſer Veredlung der Abſichten und Hoheit der Zwecke beſteht die wahre Vollkommenheit unſeres Geiſtes. Dieſe iſt ſeine Tugend. Man kann aus ſehr vielen Abſichten gutes thun: aber aus den höchſten und reinſten Abſichten gutes thuen, und dies bis zur Fertigkeit erheben,

dies allein iſt Tugend. Und nur dieſe Tugend mein Freund! belohnet ſich ſelbſt: und wenn ſich die Deinige nicht belohnt, ſo iſt ſie gewis nicht von dieſer Art.

Der Leſer.

Nur Schade, daß ſie eine Tugend iſt, zu welcher ſich niemand erheben kann.

Ich.

Wie ſo?

Der Leſer.

Weil ſie mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden iſt.

Ich.

Das ſehe ich nicht ein. Abſichten muß doch ieder Menſch bei ieder ſeiner Handlungen haben. Warum ſoll es alſo ſchwerer ſeyn, nach den höchſten, als nach den niedrigſten Abſichten zu handeln?

Der Leſer.

Niedrige Zwecke liegen dem Handelnden näher, und ſind ihm gegenwärtiger, als höhere, die entfernter ſind.

Ich.

Ich.

Warum ſoll es ſchwerer ſeyn, nach einem entfernten Zweck zu handeln?

Der Leſer.

Weil es gröſſere Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, mehr Ausſicht in die Zukunft, und überhaupt eine gröſſere Anſtrengung unſrer Kräfte vorausſezt, deſſen allen die wenigſten Menſchen fähig ſind.

Ich.

Warum ſind ſie deſſen nicht fähig.

Der Leſer.

Weil ſie zu träg ſind.

Ich.

Hier ſtoſſen wir alſo wieder auf unſre Grundquelle alles moraliſchen Uebels. — Läßt ſich denn dieſe Trägheit gar nicht vermindern und überwinden?

Der Leſer.

Sehr ſchwer. Es mangelt an dem hiezu nöthigen Intereſſe.

Ich.

Ich denke, dafür hätte die Vorſicht hinlänglich geſorgt. Sie hat iedem Menſchen den Schmerz und das Misvergnügen, als ſeinen Wächter und Erinnerer an die Seite gegeben. Dieſe ruffen unaufhörlich in einer Sprache, die iedem vernehmlich und keinen Misdeutungen unterworfen iſt, daß ſeine Abſicht unlauter ſey, daß er in ſich gehe, dieſe Abſicht erforſche, und ſich hüte, fernerhin darnach zu handeln, wenn er nicht Gefahr laufen will, dieſelbige unangenehme Folgen neuerdings zu erfahren. Dieſe dem Bauern wie dem Gelehrten, dem Schwachen wie dem Mächtigen ſo vernehmliche Stimme muß ieden auch ohne allen weiteren Unterricht um ſo aufmerkſamer machen, ie quälender das Misvergnügen iſt, ſo er empfindet. Jeder braucht ſodann nichts weiter, als ſich dieſe Abſicht zu merken, und die ſehr einfache Erfahrung abzuziehen: daß Abſichten dieſer Art von dem Vergnügen entfernen, das er ſucht. Dies nöthiget ihn ſodann, ſo lang zu wechſeln, bis er endlich auf eine der Abſichten ſtoſſen muß, die ihn beſſer befriediget. Nach dieſer wird ſich ſodann auch ſein übriges

Betra-

Betragen ordnen und richten, auch ſeine übrige Zwecke und Abſichten werden vernünftiger werden. Er wird endlich finden, daß es eine gewiſſe Stimmung des Geiſtes gebe, welche über Misvergnügen erhebt; daß unſer Elend nicht unheilbar ſey: daß ſich mit der Läuterung der Abſichten unſer Vergnügen vermehre: daß die Klagen der Menſchen unläugbare Beweiſe von der Unlauterkeit ihrer Abſichten ſeyen; daß iede unlautere Abſicht ein Irrthum des Verſtandes ſey, der Misvergnügen zur Folge hat: daß iede unlautere Abſicht ſich eben darum ſelbſt beſtraffe: daß alſo das Leben derer, die nach unlauteren Abſichten handeln, bei allem äuſſerlichen Schein nur ein glänzendes künſtlich verborgenes Elend ſey: daß man es bei den widrigſten Glüksumſtänden allen anderen an Zufriedenheit zuvorthun könne. — Du ſiehſt ia, nach welchen Abſichten andere handeln, welchen Lohn ſie davon ziehen?

Der Leſer.

Wie kann ich bei dieſer Verſtellung und Heuchelei der Menſchen ihre ſo verborgene oft dem Handelnden ſelbſt unbekannte Abſichten mit Wahrheit und Genauigkeit beſtimmen? Wer ſieht durch dieſe Täuſchung? Ich möchte lieber mit der Medea bei dem Euripides aufruffen:

Ω Ζευ, τι δη χρυσου μεν ὁς κιβδηλος ᾗ,
Τεκμηρι᾽ ανθρωποισιν ω πασας σαφη,
Ανδρων ὁτῳ χρη τον κακον διειδεναι,
Ουδεις χαρακτηρ εμπεφυκε σωματι;

O Jupiter! du haſt uns zwar ſichere Merkmahle gegeben, um das falſche Gold von dem wahren zu unterſcheiden. Aber wie wir aus der Miene, den Betrüger von dem ehrlichen Mann unterſcheiden ſollen, dafür haſt du ſeinem Körper keine Merkmale aufgedrukt!

Ich.

Ich denke, dies kann ieder, auch nur mittelmäſſige Beobachter finden. Denn auch die Verſtellung hat ihre Kennzeichen, ihre ihr eigene Art zu handeln, durch welche ſie ſich verrathen muß. So

z. B. drukken ſich verſtellte und wahre Freundſchaft bei demſelbigen Menſchen nie auf dieſelbige Art aus. Beobachte dieſe Verſchiedenheiten, dieſe Eigenheiten, und alle Verſtellung iſt unwürkſam, und umſonſt. Zu dem allen brauchſt du nichts weiter, als Menſchen, die du beobachteſt, und von deiner Seite eine anhaltende Aufmerkſamkeit. Den ſcharfen Blik im Beobachten geben Zeit und Gewohnheit, und die wiederholte Fälle geben die Erfahrung und Regeln, um mit mehr Leichtigkeit und geringern Irrthum auch andere oft beim erſten Anblik in einem kürzern Zeitraum, ſehr richtig zu beurtheilen.

Der Leſer.

Schon vorhandene von Andern gefundene Regeln würden dieſes Geſchäft unendlich erleichtern.

Ich.

Nicht ſo ſehr, als du glaubſt. Sie ſind ſehr oft zu einſeitig, und führen daher irre. Nach welchen Regeln hat der erſte Beobachter ſeine Entdekungen gemacht?

Der Leſer.

Es war doch nöthig, daß er von gewiſſen beſtimmten Geſezen ausgegangen ſey, um ſeine weitere Unterſuchungen gehörig zu verfolgen? Dieſe wünſchte ich zu wiſſen.

Ich.

Dieſe wären ungefähr folgende, die ieder befolgen kann, der Augen hat, um zu ſehen.

Du muſt zuerſt von dem Saz ausgehen, und dich lebhaft überzeugen, daß iede Handlung des Menſchen, ia ſogar iedes nicht handeln, iede Unterlaſſung den Zuſtand ſeiner Seele, ſeinen Karakter verrathe. Denn kein Menſch handelt ohne Urſache, und iede Urſach iſt abermal eine Würkung einer weiteren Urſach, die ſich endlich in dem Zuſammenhang und der Ordnung des Weltalls verliert; und aus den Würkungen erkennen wir in der moraliſchen ſo wie in der phyſiſchen Welt die geheime Triebfedern und Urſachen. So wie es eine Phyſiologie, Pathologie und Semiotik bei körperlichen Unfällen

fällen giebt, ſo gilt auch ein Gleiches von der Seele und den Gemüthszuſtänden der Menſchen. Und der Seelenforſcher geht in ſeinen Unterſuchungen mit dem Arzt unſers Körpers einen durchaus ähnlichen Gang: Er ſchließt von dem, was er ſieht, auf das, was er nicht ſieht.

Die Urſachen der menſchlichen Handlungen ſowohl als ihrer Unterlaſſungen ſind keine Andere als die Abſichten, die ieder Handelnde hat, das vorhergeſehene Gute, das er durch ſolche hervorbringen will. Dieſe Abſichten muſt du erforſchen, dieſe müſſen dir bekannt ſeyn.

Nun zeigt aber iedem Beobachter die tägliche Erfahrung, daß iede dem erſten Anſchein nach dieſelbige Handlung von verſchiedenen Menſchen aus ſehr verſchiedenen oft entgegengeſezten Abſichten unternommen, oder unterlaſſen werde. So lernen z. B. viele Menſchen, aber nicht alle lernen aus der nemlichen Abſicht.

Nun hebe dir weiter aus dem Leben eines gegebenen Menſchen eine von denienigen Hand-

lungen

lungen aus, die er am häufigſten unternimmt, die dir am meiſten auffält. Dieſe Handlung, damit ich bei meinem vorigen Beiſpiel bleibe, ſoll, will ich ſezen, ſeine Begierde zu lernen ſeyn. Wenn du dies gethan haſt, ſo merke dir folgende Hauptregel; mache dir alle mögliche Abſichten und Zwecke bekannt, die du bei verſchiedenen Menſchen, bei ihrer Begierde zu lernen, bemerkt haſt, die dabei gewöhnlich zum Grunde liegen. Dieſe zeichne ſehr fleiſſig auf, um bei anderen ähnlichen Fällen Gebrauch davon zu machen.

Nach meinen Bemerkungen kann die Begierde zu lernen und ſich zu unterrichten, entſtehen

1) aus der Begierde ſich von Anderen zu unterſcheiden, ſie zu übertreffen. Alſo aus Ehrgeiz, Eitelkeit, Ruhmſucht, aus dem Verlangen nach Macht, und Einfluß über andere Menſchen, um ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zu ziehen, um nicht minder als andere zu ſeyn.

2) Um

2) Um anderen Menſchen zu gefallen, ſie zu unterhalten.

3) Aus Neugierde und Vorwiz.

4) Aus Zeitvertreib, um der Langenweile zu entgehen.

5) Um des Unterhalts willen.

6) Um ſein Vermögen zu vermehren, um bequem, um im Ueberfluß leben zu können.

7) Aus Paſſion und Geſchmak.

8) Aus Zwang.

9) Um Andern dadurch zu nuzen.

10) Aus Ueberzeugung ſeiner inneren Pflicht und Verbindlichkeit; um ſich über ſeine wahre dauerhafte Verhältniſſe aufzuklären, ſeine höhere Beſtimmung zu erfüllen, ſeine Seelenkräfte zu entwiklen, ſeinen Willen zu vervollkommnen, höhere Bewegungsgründe für die Sittlichkeit zu erhalten.

Ich glaube ich habe die ſo verſchiedene Abſichten des Lernens ſo ziemlich geſammelt, und jeder mag durch ferneres Nachdenken die noch fehlende ergänzen.— Nun ehe ich weiter gehe, erlaube

erlaube mir eine kleine Ausſchweifung, und einige Fragen, die meinen älteren Vortrag beſtärken ſollen.

Glaubſt du, daß alle dieſe Abſichten gleich edel ſeyen, daß ſie alle ohne Ausnahm von gleicher Vortreflichkeit der Seele zeigen?

Der Leſer.

Unmöglich.

Ich.

Welche glaubſt du, daß die edelſten Abſichten ſeyen?

Der Leſer.

So wie es mir ſcheint, die beiden lezten.

Ich.

Und welche zeigen am meiſten vom höchſten Seelenwerth, und von innerer Vollkommenheit?

Der Leſer.

Ganz allein die lezte.

Ich.

Und welche von dieſen Abſichten des Lernens ſcheinen Dir die niedrigſten von allen?

Der

Der Leſer.

Die fünfte, ſechſte und achte.

Ich.

Welche von dieſen ſo verſchiedenen Lernenden werden ihre Abſicht am gewiſſeſten, und allzeit, und unter allen Umſtänden erreichen?

Der Leſer.

Abermal der Lezte, weil ſein Zweck in ihm ſelbſt iſt, und von keinen Umſtänden auſſer ihm abhangt.

Ich.

Welcher von allen dieſen wird ſich allezeit gleich bleiben, und die meiſten Hinderniſſe überwinden? Welcher wird ſein Betragen am wenigſten verändern, und daher der Zuverläſſigſte ſeyn?

Der Leſer.

Abermal kein anderer als dieſer lezte, denn ſein Zweck verändert ſich nie.

Ich.

Dieſem allein wird alſo auch ſeine Kenntniß niemalen Qualen oder Misvergnügen verurſachen? Und wem ſeine Erkenntniß quälend wird, der hat gewiß dieſe Abſicht nicht, der verfolgt andere und niedrigere Zwecke? Dies wird ſich um ſo mehr beſtättigen, ie niedriger die Abſichten ſind, und du kannſt ſehr leicht gewahr werden, daß gerade die Niedrigſten am häufigſten verfehlet werden, und folglich am meiſten quälen, und ſich ſelbſt beſtraffen.

Aber nicht aus dem Lernen allein läßt ſich die verborgene Abſicht errathen; auch von ieder anderen ſichtbaren Würkung kann ich auf ihre Urſach, auf den Grad der Moralität, und auf die Vollkommenheit des Handelnden mit Zuverſicht ſchlieſſen. Hier, ehe ich weiter gehe, ſind noch einige Beiſpiele.

Wer ſich in gerechten und pflichtmäſſigen Handlungen über Gefahr und thörichte Urtheile der Menſchen nicht hinwegſezen kann, der fürchtet Menſchen mehr als er Gott fürchtet, dem iſt Menſchengunſt werther als ſeine Pflicht.

Ich habe Menſchen geſehen, welche das Gefühl für die Ehre ihres Standes bis auf das Aeuſſerſte treiben, dieſen Namen unaufhörlich in dem Munde führen, und ſich doch von einer anderen Seite ohne Scheu Handlungen erlauben, die ſie wahrhaft entehren. Ich habe geſehen, daß man eine Spielſchuld gewiſſenhaft bezahle, weil die Ehre darunter leiden würde, und kein Bedenken trage, ſeine geſezmäſſige Gläubiger zu hintergehen. Soll ich glauben, daß ſolche Menſchen wahre Begriffe von Ehre haben?

Ich habe andere geſehen, die um der Ehre willen ſich in fremde Angelegenheiten miſchen, und darüber dem Tod und allen Gefahren trozen. Ich habe dieſe nemliche Menſchen gefunden, daß ſie gleich Kindern zaghaft ſind, wenn es darauf ankommt, der Tugend, Wahrheit, und Rechten der Menſchheit gegen Unterdrükung das Wort zu ſprechen, daß ſie andere, die es ſtatt ihrer thun, der Thorheit beſchuldigen, ſie durch falſche Vorſtellungen einer eingebildeten Klugheit von guten Thaten zurükhalten, daß ſie ſelbſt Diener und Werkzeuge der Unterdrükung werden.

Solche Widerſprüche können ſich in einem und demſelben Menſchen vereinigen! ſoll ich glauben, daß ihr Muth und ihre Verachtung des Todes und der Gefahren aus ächten Quellen entſpringe?

Wer keiner Aufopferung fähig iſt, wer um der Tugend willen nicht alles verlieren kann, der ſage nicht, daß er tugendhaft ſey. Dem iſt ganz gewiß noch etwas lieber als die Tugend ſelbſt. Und wem dieſes lieber iſt, der iſt noch weit von der Vollkommenheit entfernt, der wird in Fällen, wo das, was er lieber hat, mit der Tugend zuſammentrift, ſein Intereſſe der Tugend vorziehen, und ſolche verläugnen. Der hat eine Schwäche, wo der Feind eindringen und ſich ſeiner bemächtigen kann; der wird, wenn's nöthig iſt, alles thun, um ſein Intereſſe zu retten; der iſt nichts weniger, als der Mann, auf den man ſich durchaus verlaſſen kann. — Dieſer unläugbare Grundſaz allein ſollte ieden, der zu viel auf ſeine Tugend vertraut, Mistrauen gegen ſich ſelbſt erwecken: er ſollte ihn reizen, aufmerkſam auf ſich ſelbſt zu ſeyn, iedes Gut mit ſeiner Tugend

zu

zu vergleichen, ſich zu fragen, ob er im Stand ſey, der Tugend iedes Opfer zu bringen: und er ſoll erfahren und ſehen, wie viel ihm noch fehlt, um das zu ſeyn, was er ſich dünkt.

Wer ſich ſeines Freundes im unverdienten Unglük ſchämt, wer ihn verkennen und verläugnen kann, um ſich zu retten, oder zu ſchwingen, wer überhaupt in einer entſcheidenden Gelegenheit die Tugend der Politik als ein Opfer bringt, der erfüllt die Wünſche ſeiner und ihrer Feinde, deſſen Klugheit iſt falſch, denn er verſtärkt ſie dadurch, er reizet ſie, an ihm ein Gleiches zu verſuchen, weil er durch ſein Beiſpiel Andere gelehrt hat, in Fällen, die ihn treffen, ihn gleichfalls zu verlaſſen: der ſage nicht, daß er tugendhaft ſey, denn wie wär es möglich, an ſeiner Pflicht zum Verräther zu werden, wenn die Tugend, die er vorgiebt, ſeine höchſte und lezte Abſicht wäre?

Wer einen Unglüklichen dort, wo er es vermag, nicht alles thut, was er ſelbſt fordern würde und könnte, wenn er in dieſen Umſtänden

wäre, der denkt ſich gewis nicht in ſeine Lage, der zeigt, daß er mehr und lieber fordert, als giebt, und wer ihn überdies in ſeinem Betragen den geringſten Unterſchied fühlen läßt gegen das, was er war, deſſen Urtheile beſtimmt das Glük, der ſchäzt an Menſchen ihren Einfluß und Stand, ſamt den Vortheil, den er ſich davon verſpricht, den äuſſern Zuſtand mehr, als die Vorzüge des Geiſtes. — Und wie äuſſerſt unvollkommen iſt dieſe Stimmung!

Wer den Tod fürchtet, dem iſt entweder die Zukunft ſchröcklich, und kein Guter hat die Zukunft zu förchten; oder er liebt dieſes Leben mehr, als ienes ſo er erwartet, er hat viel zu verlieren, das ihm werth iſt: er wird alles thun, um ſolches zu erhalten: Er hat keinen lebhaften Glauben an Zukunft und Gott.

Der Leſer.

Dieſe Bemerkungen, wenn ſie wahr ſind, ſind äuſſerſt demüthigend für den menſchlichen Stolz.

Ich.

Wie willſt du, daß ſich Menſchen beſſern, die ſich zu vollkommen glauben? Menſchliche Tugend hat beinahe kein gröſſeres Hinderniß, als dieſen verderblichen Eigendünkel, der durch den Beifall und die Bewunderung anderer unterhalten wird, die ein Gleiches glauben, um ſich eben ſo wenig zu vervollkommnen.

Der Leſer.

Ich will dieſes alles eingeſtehen, aber ich werde noch nicht gewahr, was du mir verſprochen haſt, wie ich unter den vielen Abſichten, die iede Handlung im allgemeinen haben kann, die Abſicht dieſes gegebenen Menſchen zuverläſſig errathen könne.

Ich.

Auch dies ſollſt du erfahren.

Alles in der Welt iſt individuell und durchaus beſtimmt. Daher, wenn auch zwiſchen zwei Dingen die Aehnlichkeit noch ſo gros wäre, ſo muß es doch Merkmale der Verſchiedenheit geben, durch welche ich dieſe beide Dinge von einander

unterſcheide. Sie wären auſſerdem nicht zwei Dinge, ſondern ein und dasſelbige Ding. Handlungen, die aus verſchiedenen Abſichten geſchehen, müſſen alſo auch durch gewiſſe Merkmale genau voneinander unterſchieden werden können, und ein feiner Beobachter wird ſolches ſicherlich finden. Du muſt alſo z. B. von ieder der zehen obigen Abſichten des Lernens durch eine neue Anſtrengung der Aufmerkſamkeit bei den verſchiedenen Menſchen, die nach ſolchen handeln, dieſe verrathende Karakteriſtiſche Merkmale aufſuchen, und ſie abermal zu einem weiteren Gebrauch aufzeichnen und niederſchreiben.

Der Leſer.

Soll das ſo ausgemacht ſeyn, daß iede verſchiedene Abſicht derſelbigen Handlung ihre eigene verrathende Merkmale habe?

Ich.

So gewiß, als kein Menſch dem andern auf Erde durchaus ähnlich iſt. Ich hätte ia

ſonſt

ſonſt gar keinen Grund, warum ich dieſelbige Handlung dieſer, und bei einem Andern einer andern Abſicht zuſchreibe. Und der Menſch, der bei den meiſten Handlungen die meiſten Abſichten mit ihren meiſten verrathenden Merkmalen kennt, der weis, wie dieſe Abſichten ſich in einander gründen, auseinander entſtehen, ſich vermiſchen, und dadurch einander beſtimmen, dieſer allein iſt der groſſe Nierenforſcher: dieſer allein hat den Schlüſſel zu den Herzen aller Menſchen. — Mein obiges Beiſpiel ſoll mir abermal zur Erläuterung dienen; und die Neuheit der Art, mit welcher ich dieſen Gegenſtand behandle, macht, daß ich auf deine Nachſicht rechne, wenn meine Bemerkungen einer nähern Beſtimmung und Berichtigung benöthiget ſind. Ich will auch, um unnöthige Ausſchweifungen zu verhindern, nur einige von den oben angeführten Abſichten ausheben, um dich von der Realität meiner Behauptung zu überzeugen: die Verſchiedenheiten der übrigen will ich deiner eigenen Uebung überlaſſen. — Ich wähle zu dieſem Ende die erſte Abſicht, die Begierde andere zu übertreffen, ſich von dieſen zu unterſcheiden. Dieſe Wege, ſich von

Andern zu unterſcheiden, und ſie zu übertreffen ſind abermal ſehr verſchieden, und es wird hier darauf ankommen, zu erforſchen, auf wie vielerlei Art ſich der Ehrgeiz äuſſern könne, worein Menſchen die Ehre ſezen, worein endlich dieſer gegebene Menſch ſeine Ehre ſeze. Dies glaube ich verrathen am deutlichſten die Wiſſenſchaften und Kenntniſſe, die er vor allen Anderen erlernt; aber ich bemerke um des Misbrauchs willen zum voraus, daß alle Regeln, die ich ſogleich geben werde, falſch ſeyen, wenn ſie umgekehrt vorgetragen werden.

Wer über Andere herrſchen, und einen Einfluß erhalten, und ſich zu dieſem Ende auf hohe Stellen ſchwingen, oder Andere zu ſeinen Abſichten benuzen will, der wird Staatswiſſenſchaften und Politik allen Andern vorziehen.

Wer den Ruf eines tiefen Denkers ſucht, wird ſpekulative Unterſuchungen und abſtrakte Wiſſenſchaften vor anderen erwählen.

Dem es um Bewunderung zu thun iſt, die er durch Eigenheiten als ein Sonderling erhalten

will,

will, wird ſich mit gemeinen Menſchenbegriffen nicht begnügen: Er wird noch überdies nach Paradoxen iagen, und auf das auſſerordentliche einen hohen Werth legen.

Wer gern als beleſen und gelehrt angeſehen ſeyn möchte, deſſen Lieblingsgeſchäft werden Polyhiſtorie und Litteratur ſeyn.

Wer boshaft genug iſt, die Menſchen bei ihrer Schwäche zu ergreiſen, und durch Betrug und Aberglauben über andere zu herrſchen, dieſer wird die ſogenannten geheimen Wiſſenſchaften allen anderen vorziehen.

Ich habe ſogar erfahren, daß oft der Aberglauben ſelbſt zum Mittel werde, manchen vernachläßigten Theil der menſchlichen Erkenntnis empor zu bringen. Die Geheimnis-Krämmerei unſrer Zeiten hat tiefe Unterſuchungen über die Filiation der menſchlichen Meinungen, über den Urſprung und Fortpflanzung gewiſſer Dinge veranlaßt, durch welche viele Theile des menſchlichen Wiſſens, als Sprachen und Alterthümer, ein neues Intereſſe erhalten: das ſo ſehr auflebende Stu-

dium der morgenländiſchen, beſonders der hebräiſchen Sprache hat zum Theil der theoſophiſchen Schwärmerei ſeinen Fortgang zu verdanken. Herrſchſüchtige und dabei äuſſerſt leichtglaubige und gemächliche Menſchen, die gern groſſe Dinge, ohne Mühe und Anſtrengung erlernen möchten, um dafür bewundert, und als Weſen höherer Art angeſtaunt zu werden, ſtehen in dem thörichten Wahn, als lägen in dieſer Sprache groſſe Geheimniſſe verborgen, die zu einen vertrautern Umgang mit höhern Naturen, und durch Vermittlung dieſer, zu noch höheren und zum Theil alchymiſtiſchen Kenntniſſen führen, und auf dieſe ſehr leichte Art das mühſeelige Lernen und Denken überflüßig machen. Drei ſehr häßliche Leidenſchaften als Stolz, Geldgierde, Sinnlichkeit, und noch oben drein die Gemächlichkeit vereinigen ſich alſo zur Entſtehung einer ſchwärmeriſchen eingebildeten Frömmigkeit, und zur Aufnahme der hebräiſchen Sprache, machen auf einmal das Bedürfnis darnach dringend, und erläutern meine obige Behauptung, daß nichts geſchehe, und von Menſchen unternommen und begehrt werde, ehe das Bedürfnis darnach entſteht, daß die entgegen-

gen-

gengeſezte Dinge in der Natur ſich nicht aufhe- ben, und daß oft die Finſterniß ſelbſt zum Mit- tel diene, um das Licht hervor zu bringen. Wir werden dadurch ſogar eine neue Abſicht des Ler- nens gewahr, die ich oben vergeſſen habe. Wir ſehen, daß wir auch aus Faulheit und Liebe zur Bequemlichkeit, zur Thätigkeit und zur Erlernung gewiſſer Kenntniſſe getrieben werden.

Auch die ſogenannte Brodwiſſenſchaften kön- nen aus Ehrgeiz getrieben werden, wenn die Be- gierde andere zu übertreffen ſich, aus Mangel eines andern und gröſſern Würkungskreiſes, auf dieſes beſtimmte wiſſenſchaftliche Fach beſchränken muß. Man will ſodann wenigſtens der erſte Rechtsgelehrte ſeyn, weil man die, ſo um uns ſind, auf keine andere Art übertreffen kann.

Es giebt aber auch noch viele andere Merk- male, welche die Abſicht des Ehrgeizes ver- rathen.

Wer aus Ehrgeiz lernt, wird anhaltend ler- nen, ſich mit den mittelmäſſigen und gewöhnlichen Vorſchritten ſehr ſelten begnügen. Er wird nicht

gern

gern einen Mitwerber dulden, und ie gröſſer sein Ehrgeiz iſt, iemehr widerrechtliche Mittel wird er ſich erlauben, ſeinen Mitwerber herab zu ſezen; der Brodneid, und der Haß der Gelehrten iſt bekannt: Er wird bei aller Gelegenheit ſeine Gelehrſamkeit zu Markt bringen, und nach Beifall haſchen: Er wird zänkiſch, unerträglich, und in ſeinem Vortrag mehr entſcheidend als ſceptiſch verfahren. Er wird Leute ſuchen und lieben, wo er glänzen und lehren kann, aber er wird alle vermeiden und haſſen, die ihm keine Ueberlegenheit zugeſtehen, die er wider Willen ſtärker fühlt, als ſich ſelbſt. Wenn ſeine Luſt zu *lernen* nicht durch die Länge der Zeit zur Gewohnheit geworden, ſo wird ſich dieſe Luſt mit der Ausſicht auf Ehre ändern oder vermindern; denn wo der Zweck vorübergehend iſt, da iſt es auch mit dieſer ihrer Urſache die Neigung der Menſchen als ihre Folge. Laß dir das geſagt, und eine groſſe Wahrheit ſeyn, und rechne auf keinen Menſchen, der nicht nach den höchſten Abſichten handelt; und da dies unter Millionen kaum Einer thut, ſo verwundere dich nicht, wenn dein Vertrauen ſo oft beleidiget wird, oder ſchreib dieſen Verdruß

druß auf deine Rechnung, auf deinen Leichtglauben, und Unwiſſenheit, die ſich die Menſchen beſſer vorſtellen, als ſie ſind, und von ihnen eine Würkung verlangen, die nicht in der Urſache liegt. Das Beſte, was du thun kannſt, vertraue ſolang, als bei dem andern dieſe Abſicht dauert, als du im Stande biſt, ſolche zu befriedigen. Dies wiſſen auch die Weltleute ſehr wohl, und ſie verzögern daher ihre Wohlthaten gegen die Regel, qui cito dat, bis dat. Von ihnen heißt es mit Grund:

Quorum irae celeres et tenta Beneficia.

ſie ſind hurtig im Nehmen, und um ſo zäher im Geben, denn ihre Erfahrung hat ſie gelehrt, daß der Durſtige dem Brunnen den Rüken kehrt, ſobald er ſich ſatt getrunken. Darum iſt auch ganz allein nur unter ganz oder ſehr vollkommenen Menſchen die Freundſchaft keinem Wechſel unterworfen; weil ihre Bedürfniſſe von der Art ſind, daß einer des andern und immer bedarf, weil ſie allein dieſelbige bleiben, und ohne Veränderung dieſelbige Abſicht, ihre eigene Vervollkommnung, verfolgen.

Ich habe abermal ausgeſchweift, lieber Leſer! um Dinge vorzutragen, die mir am Herzen liegen, weil ich nicht vorher ſehe, ob ich ſie an einem andern Orte würde füglicher ſagen können. Aber ſie ſind von der Art, daß ſie verdienen eher am unrechten Orte, als gar nicht geſagt zu werden. — Ich wende mich nun zu den Merkmalen von einigen andern Abſichten, die ich dir noch ſchuldig bin. Aber ich beſtehe darauf, daß ich nur Bruchſtüke liefere, die dein Fleis und Nachdenken bearbeiten ſollen, daß es nur Fingerzeige ſind. Ich zeichne blos die erſten rohen Linien eines Gemäldes, das deine Kunſt vollenden ſoll, wenn du glaubſt, daß der Erfolg deine Mühe belohne.

Wer lernt um andern zu gefallen, um ſie zu unterhalten, der, ſcheint mir, werde Gegenſtände aufſuchen, welche die Neugierde der Menſchen reizen, die ihrem Intereſſe ſchmeicheln, die ſie ohne groſſe Anſtrengung belehren. Dahin gehören alle ſchöne Wiſſenſchaften und Künſte, die Aſtronomie, die Phyſik, zum Theil die Naturlehre ſelbſt, beſonders phyſiſche und chemiſche Verſuche,

ſuche, Anekdoten von Höfen, und berühmten Männern, feine Satyre, natürliche Magie, und Geheimniſſe aller Art ꝛc. Ueberhaupt mehr Schein, als Gründlichkeit, mehr Beluſtigung der Sinne, als Unterricht der Vernunft. Er wird ſich nach ſeinen Zuhörern richten, und nie tief in den Gegenſtand dringen: Er wird auf der Oberfläche ſchweben. Kenntniſſe, die man durch Reiſen in ſehr entfernte Länder gemacht hat, dienen vorzüglich dazu. Wenn dich dein Vaterland verachtet, ſo gehe hin, und mache eine Reiſe um die Welt; Komm nach einigen Jahren wieder glüklich zurük, und ſchau ſodann wie ſich alle Stände der Menſchen um dich herum dringen werden. Du brauchſt nur dein Handwerk ein wenig zu verſtehen, ſo ſoll es dir ſehr leicht gelingen dich in dem Ruf einer hohen verborgenen Weisheit zu ſezen. Alle Ebentheurer der ältern und neuern Welt haben ferne Himmelſtriche beſucht, und haben den Glauben, den ſie vordem nicht hatten, bei ihren Zeitgenoſſen durch das Vorurtheil gefunden, daß die Weisheit in der Ferne, beſonders in Egypten und in Morgenland ihre Heimath habe. In einem Zeitalter, das ſo ſehr Zerſtreuung und Zeit-

Zeitvertreib ſamt dem Wunderbaren liebt, biſt du ſodann allein der Mann, den man wünſcht. Und dies iſt ſchon Aufforderung genug, aus dieſer Abſicht zu lernen.

Wer aus Neugierde und Vorwiz lernt, wird Kenntniſſe erwählen, die mit den obigen von einer Art ſind, die für dieſe beide Neigungen die reichſte Ausbeute verſprechen. Er wird z. B. Phyſik und Geſchichte allen obigen vorziehen. ꝛc. ꝛc.

Wer aus Zeitvertreib lernt, um der *langen* Weile zu entgehen, der wird ſelten oder nie tiefe und ernſthafte Gegenſtände erwählen. Er wird lernen, wenn und wo es ihm an anderem Zeitvertreib mangelt, und er wird ſich zerſtreuen, ſtatt zu lernen, wo zur Zerſtreuung Gelegenheit iſt. Seine Gedanken werden ſich ſelten über ſeinen Gegenſtand ſammeln: Es werden Täge und Wochen, und Monate vergehen, und alles Leſen und Denken hat für ihn keinen Reiz. Dichter, Romane, Reiſen, und höchſtens eine kurze Geſchichte im Kleid der Romane, Journäle, und

Per-

Perſiflage ſind die beſten Lokſpeiſen für Menſchen dieſer Art. Sie durchblättern mehr, als ſie leſen, ſie fangen viel an, und vollenden nichts. In der Stunde des Bedürfniſſes machen ſie groſſe Entwürfe, und wenn die Zerſtreuung ruft, ſo iſt alles vergeſſen. Sie wiſſen dafür Entſchuldigungen ohne Ende und Namen, berufen ſich auf tauſend Geſchäfte: und ſiehſt du ſodann der Sache auf den Grund, ſo hat ein Weib, oder ein Spiel alle Weisheit verdrängt. Ich möchte noch hinzuſezen, daß die beide oben angeführte Abſichten ſich ſehr gern und gewöhnlich mit dieſer lezten vereinigen.

Wer lernt um ſeinen Unterhalt zu finden, der erlernt, was Unterhalt giebt, der erlernt, in ſo fern er ihn erhält: Aber weiter lernt er nicht. An Vervollkommnung wird er nicht denken, er wird ſtehen bleiben, wo er iſt: Er wird ſogar zurük lernen, vergeſſen, weil er Unterhalt hat. Er wird ſagen, daß er durch die Uebung lerne, er wird, um ſeine Erfahrungen und Vorſchritte zu zeigen, ſich auf die Mängel der Theorie berufen, um ſich wichtig zu machen. Es mag

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

auch ſeyn, daß er Erfahrungen ſammelt, aber das, wozu dieſe Erfahrungen ſind, darüber denken, ſein Fach mit neuen Entdekungen und Regeln bereichern — das wird er nie.

Im Ganzen kannſt du annehmen, daß der größte Theil der Menſchen lernt um wieder zu erzählen, daß die Menſchen vor allen andern erwählen werden, was ſie ohne große Anſtrengung erlernen, was ihnen wichtig, was andern intereßant iſt, was ihre Neugierde reizt, was Einfluß und Anſehen verſchaft. Du kannſt daraus gewahr werden, wie ſehr Aufſchlüße über ſeltene und verborgene Erſcheinungen der Natur, wie ſehr alles Große, Wunderbare, und Geheime ſamt den Angelegenheiten der Höfe und Länder ihre Wiſſensbegierde reize und beſtimme. Der allein lernt am beſten, zu deſſen Lernen ſich die meiſte, höchſte und reinſte Abſichten vereinigen. Sein Wiſſen wird das Brauchbarſte für andere, und das Beruhigendſte für ihn ſelbſt ſeyn.

Ich geſtehe es, dieſe Bemerkungen ſind nur flüchtig hingeworfen, ſie ſind nicht tief gedacht,

ſie ſind von der Art, daß ſie der alltäglichſte Menſchenverſtand machen kann. Ich hätte tiefer in die Sache eindringen können: Vielleicht thue ich das bei einer anderen Gelegenheit, wo ich weniger beſchränkt bin, und dieſen Stoff ganz allein behandeln kann. Aber ſo viel denke ich beweiſen ſie doch immer, daß es dem Forſcher nicht unmöglich ſey, von ieder Abſicht eigene verrathende Merkmale zu finden. Und dies wollte ich beweiſen.

Aber noch iſt nicht alles gethan. Du muſt noch weiter gehen: Du wirſt auch nöthig haben, bei iedem Handelnden den Grad ſeiner Moralität und innern Vollkommenheit zu beſtimmen, um den Werth und Zuverläſſigkeit des Mannes zu erfahren, mit dem du zu thun haſt, um von ihm weniger hintergangen zu werden. Du muſt alſo den Werth von ieder dieſer Abſichten kennen, den Grad der Zuverläßigkeit, der mit ieder verbunden iſt. Dieſer richtet ſich nach der Lauterkeit, nach der Hoheit, nach der Dauer, nach der Gewisheit ſie zu erreichen, nach dem Nuzen, den ihre Er-

füllung dir und andern gewährt, nach dem Werth und Allgemeinheit des Guten, das durch ſie bewürkt werden ſoll. Du muſt alſo auch erforſchen, durch welche verrathende Kennzeichen ſich der höchſte Zweck, die reinſte Abſicht offenbare, welche Symtomen dieſe gewöhnlich begleiten. Dieſe muſt du mit den Symtomen des Handelnden vergleichen, und du wirſt finden, wie weit er es an innerem Werth und Vollkommenheit gebracht habe. Und alle Verſtellung iſt umſonſt, die Abſicht iſt verrathen, und der Heuchler iſt entlarvt.

Der Leſer.

Du ſcheinſt auf dieſe Methode viel zu bauen.

Ich.

Es kann ſeyn, daß ich mich irre. Aber noch immer ſcheint ſie mir die zuverläſſigſte, und natürlichſte Art, Menſchen zu erforſchen. Die Grundſäze der Phyſiognomik ſind ſehr ſchwankend und willkührlich. Aber Thaten, dieſe ſind der Spiegel der Seele. Die Würkungen allein ſezen uns in der moraliſchen ſowohl als phyſiſchen Welt in

Stand,

Stand, die verborgene Urſachen mit Gewisheit zu erfahren. Wenn dieſe Methode falſch iſt, ſo muß es falſch ſeyn, daß iede Handlung eine Abſicht habe, daß eine Handlung mehrere Abſichten haben könne, daß iede dieſer verſchiedenen Abſichten ihre verrathende Merkmale habe, daß die höchſte Abſicht nicht minder ihre Merkmale habe, durch welche ſie erkannt wird. Es muß alſo falſch ſeyn, daß iedes Ding ſeine Urſach, und ſeine ihm eigene Urſach habe, daß iedes Ding von dem andern unterſchieden ſey. Kannſt du mir die Falſchheit dieſer Säze deweiſen, ſo habe ich ganz gewis unrecht.

Der Leſer.

Ich wollte du hätteſt recht, und dein Mittel wäre untrüglich. Dieſes würde die Menſchen nöthigen, ihre Masque von ſich zu werfen, weil alle Verſtellung unnüz wäre. Dies würde ſie nöthigen, nach reinern Abſichten zu handeln, weil niemand als bös und unvollkommen vor den Augen anderer erſcheinen will. Man liebt böſe Abſichten nur in ſo fern, als es Mittel giebt, ſolche zu verbergen, beſſer zu ſcheinen, als man iſt.

Aber die Herren, die ſich ihrer Abſichten zu ſchämen haben, werden dir wohl ſchwerlich eine Ehrenſäule errichten. Sie werden Mittel finden, dieſes Handwerk zu verſchreien, und verdächtig zu machen.

Ich.

Dafür iſt geſorgt, daß die Gedanken noch Zollfrei ſind. Und was brauche ich dazu weiter, als ſehen, hören, und denken. Man wird doch um einiger willen nicht alle übrige ihrer Sinnen berauben?

Der Leſer.

Dich allein hat alſo noch niemand hintergangen?

Ich.

Oft; ſehr oft, und noch täglich.

Der Leſer.

Wie ſteht es ſodann um die Gewißheit, und Zuverläſſigkeit deiner Bemerkungen?

Ich.

Sehr gut. Theorie und Ausübung ſind nicht weſentlich verbunden. Man kann alle Regeln

einer Kunſt wiſſen, ohne darnach zu handeln: und man kann unterlaſſen darnach zu handeln, weil es am Intereſſe mangelt. Da ich ſehr wenig bei andern ſuche und hoffe, und eben ſo wenig fürchte, ſo liegt mir auch weniger daran, wenn mich andere misbrauchen. Ich für meinen Theil lebe ſo ſorgenlos, als ob mir nichts böſes wiederfahren, als ob mir Menſchen nur gutes thun könnten: und es ſcheint dieſer Gedanke ſey nicht leer, und er habe ſeine eigene Wahrheit. Aber dem Welt- und Geſchäftsmanne, dem liegt das näher am Herzen, daß er ſeine tauſend Abſichten und Anſchläge auf Macht, Ehre, und Einfluß über andere Menſchen ſicher erfülle. Wer nichts ſucht und ſcheut, kann gerade zu und unbekümmert handeln. Ich wüſte nicht, warum er ſich nach andern richten ſollte, wenn's nicht geſchieht, die Einrichtung der menſchlichen Natur, und die Abgründe unſrer Seele zu erforſchen. Dies kann ich thun und misbraucht werden: Und wenn es geſchieht, ſo iſt die Schande nicht auf meiner, ſie iſt auf der Seite deſſen, der ſchlecht genug iſt, meine Gutmüthigkeit zu misbrauchen.

Aber wir verirren uns zu weit. Ich wende mich zur Unterſuchung meiner Frage, welche ſind die Merkmale der höchſten Abſicht des Lernens.

Wer lernt und Unterricht ſucht, um ſich zu vervollkommnen, ſein Begehrungsvermögen zu berichtigen, ſeine Triebfedern zu veredlen, und häufigere und nähere Gründe für ſein Rechtsverhalten zu haben; Der allein lernt, wie er lernen ſoll: ſo hat Socrates gelernt. Kenntniß ſeiner ſelbſt und anderer, die Erforſchung der menſchlichen Natur, Sittlichkeit, Weisheit, dieſe ſind die erſten Kenntniſſe, die er ſucht; alle übrige wird er niemalen verachten, er wird davon lernen, ſo viel er kann, er wird einſehen, daß es eigentlich nur eine einzige Wiſſenſchaft gebe, daß ſich alle in dieſer verlieren, daß ſie alle einen Werth haben, in ſo fern ſie Mittel dazu ſind. Er kennt die Unterordnung der Zwecke, durch dieſe den Werth, den jedes Gut hat, und ſein Betragen, und ſeine Handlungen werden zeigen, wie geläufig ihm ſeine Lehre ſey. Der höchſte Geſichtspunkt, nach welchen er handelt,

delt, macht ihn gleichgültig gegen niedere Güter, duldſam, beſcheiden, zufrieden mit ſich ſelbſt. Er kann Mitwerber dulden, auch dann, wann ſie ihn übertreffen: denn er thut, was er kann, weis, daß er nicht weiter verbunden iſt, weis, daß die Konkurrenz ſeine erworbene Fähigkeit nicht vermindert; das Vorrüken der Anderen erwekt ſeinen Eifer, und beflügelt ſeine Kraft. Erkennt und belohnt die Welt ſein Verdienſt, ſo laßt er das geſchehen, aber er wird ſich nicht betrüben, wenn dieſe Folge nicht erſcheint, ſein innerlicher Werth (und dieſen ſucht er allein) bleibt ſich gleich, das Urtheil der Menſchen vergrößert ihn nicht. Er überzeugt ſich in der Phyſik von den Urſachen, Abſichten und Zuſammenhang der Dinge, überzeugt ſich dadurch von der Güte und Vortreflichkeit der Welt, von der Vollkommenheit ihres Urhebers, ſieht, daß dieſer alles zu ſeinem Vergnügen und Glükſeeligkeit geordnet hat, ſieht, daß iedes Ding iſt, was es ſeyn ſoll, um dieſe Würkung hervorzubringen, ſieht Gutes aller Orten, Andere trauren, und er freut ſich und genießt. Er lernt aus der Geſchichte, wie ſich eins aus dem Andern entwikle; wie Vollkommenheit und Ver-

vollkommnung der Zweck ſey: wie alles dahin arbeite, wie alles aus dem andern entſtehe, und vorbereite, wie alles ein Kind ſeiner Zeit ſey, wie die verfloſſene Jahrtauſende ſein Zeitalter und die Zukunft beſtimmen. In allem ſieht er Gutes: überall findet er Vergnügen: überall ſieht er Gott. Alles was er lernt, dient ihm zur Beſtätigung und zum höhern Beweiß eines einzigen Gedanken, und dieſer Gedanke iſt: Vollkommenheit iſt mein Ziel, und alles führt mich dazu. Sein Wiſſen iſt nicht glänzend, es dringt ſich nicht auf, aber er theilt ſich gerne mit, wenn er geſucht wird. Er lernt für *ſich*, und nur für Andere, wenn ſie wollen. Er weis nicht, daß er etwas weiß, er weiß, wie viel ihm noch fehlt, daher iſt ſein Wiſſen nicht aufgeblaſen und ſtolz, und er zweifelt mehr, als er entſcheidet. Er wird Andere belehren, ohne daß ſie es gewahr werden: nie wird er um Lob oder Gunſt buhlen; vernünftiger Tadel dient ihm zu Belehrung, und unvernünftige Verachtung wird ihn nicht quälen. Nie wird er glänzen, oder Anderen ſich aufdringen: von Zudringlichkeit oder Streitſucht iſt er gleich weit entfernt: aus ſeiner

ner Beſcheidenheit und Fertigkeit kannſt du ihn unfehlbar erkennen. Nie wird er die Wahrheit verläugnen. Nie wird der Mann, der aus den edelſten Abſichten Wahrheit ſucht, und Aufklärung will, wider ſeine Ueberzeugung ſprechen, auf einmal nach dem Wink der herrſchenden Parthei ſeine Urtheile verändern, ſich nach dieſer formen, in den Antichambern herumkriechen, es allzeit mit der ſiegenden Parthei halten, ſich an dieſe ſchlieſſen, mit ſeinen Kenntniſſen das Spiel eines politiſchen Kleingeiſtes treiben, um andere niedrigere Abſichten zu erreichen; nie wird er dem Deſpotismus oder Aberglauben das Wort ſprechen: Nie wird er ſeine Feder der Verfolgung, der Verleumdung und Kabale feil bieten. Er wird für Menſchenrechte kämpfen, keine Gefahren ſcheuen, und ſeinen Lohn in ſich ſelbſt finden, oder von der Zukunft erwarten.

Der Leſer.

Die Moral wäre alſo nach deinem Urtheile die erſte aller Wiſſenſchaften?

Ich.

Das iſt ſie auch: und wenn ich Moral nenne, ſo verſtehe ich den praktiſchen Theil der Religion, und wahre Gottesgelartheit, in ſofern ſie von den Spizfindigkeiten der Schule gereiniget iſt, allzeit darunter. Religion iſt die höchſte Vernunft und Weltweisheit, unterſtüzt durch das Anſehen eines Gottes. Die Vorſchriften der Vernunft erhalten durch ſie eine neue höhere Sanction: ſie erſcheinen nun ſogar als poſitiver Wille der Gottheit, und gewinnen an Wahrheit und Stärke bei einem ungleich größern Theil der Menſchen. Moral iſt der Brennpunkt auf welchen alle zerſtreute Strahlen der menſchlichen Erkenntniß ſollen getrieben werden. Die Wiſſenſchaften, welche nach ihr die menſchliche Glükſeeligkeit am nächſten bezwecken, ſind nach ihr die Vornehmſten: und dieſe ſelbſt haben in der Art ſie zu lehren einen neuen Vorzug, ie gewiſſer und vollkommener ſie dieſe Abſicht erfüllen. Alle übrige ſind Hilfsmittel oder Mittel des Mittels. Zweifelſt du daran? — So ſage mir, warum hat die Natur Wiſſensbegierde und den Erweiterungstrieb in unſre Seele gelegt?

Der

Der Leſer.

Ganz gewiß um unſrer Glükſeeligkeit willen.

Ich.

So muß alſo auch die Wiſſenſchaft, welche eigentlich Glükſeeligkeitslehre iſt, welche ſich ausſchliessender Weiſe mit dieſem Gegenſtand abgiebt, vor allen anderen den Vorrang haben?

Der Leſer.

Es wäre alſo dem Staatsmanne unerlaubt Klugheit, und dem Rechtsgelehrten Gründe zu ſeinen Rechtshändeln aus der Geſchichte zu lernen?

Ich.

Es iſt erlaubt, alles aus der Geſchichte zu leſen, wenn der vornehmſte Geſichtspunkt dabei nicht vernachläſſiget wird. Es iſt auf keine Art unerlaubt, ein Staatsmann, ein Rechtsgelehrter zu ſeyn: aber es iſt unerlaubt, beides auf Unkoſten der Sittenlehre zu ſeyn, dieſe darüber zu vergeſſen. Beide Wiſſenſchaften befördern auch zugleich die Moral und die Glükſeeligkeit ganzer Völker ſowohl als einzelner Perſonen. Und in ſofern ſie dieſes thun, iſt das Studium der Ge-

ſchichte bei dem Staatsmann ſowohl als dem Rechtsgelehrten auch zugleich Studium aus dem Geſichtspunkt der Moral. Denn die Aufrecht-haltung ganzer Staaten, ſo wie die Gerechtigkeit einzelner Menſchen iſt weſentliches Mittel zu unſrer Glükſeeligkeit. Nur iſt der Bezug, den beide Wiſſenſchaften haben, entfernter. Der Werth und die Grundſäze von beiden, ſo wie die Ausübung und Anwendung dieſer Grundſäze müſſen zuvor durch dieienige Wiſſenſchaft beſtimmt und berichtiget werden, zu welcher ſie ſich als Mittel verhalten. Aber auch das Mittel des Mittels führt zum Zweck, ſolang es nicht *ſelbſt* zu dieſem Zweck gemacht wird. Und dieſer iſt der Werth aller Kenntniſſe, die z. B. nöthig ſind, um ein Staatsmann oder Rechtsgelehrter zu werden. Wir ſtreiten vielleicht über Worte, und vereinigen uns in der Sache.

Der Leſer.

So werden doch wenigſtens alle metaphyſiſche Wahrheiten von der Claſſe derienigen ſeyn, die für das Leben und Glükſeeligkeit der Menſchen gänzlich unnüz und unbrauchbar ſind?

Ich.

Ich.

Du magſt recht haben, wenn du ganz allein auf die nächſte und unmittelbare Vortheile dieſer Wahrheiten ſehen willſt. Aber der entfernte Nuzen iſt gros. Sie dienen zur Berichtigung der Moral. Du wirſt ſelbſt bei unſrer Unterredung bemerkt haben, wie oft ich mich auf die Säze, daß alles ſeinen Grund, ſeine Folgen habe, daß jede Würkung ihrer Urſache ähnlich ſey, daß in der Natur nichts ohne Sprung geſchehe, daß kein Ding dem Andern durchaus ähnlich ſey, daß ähnliche Urſachen ähnliche Würkungen haben ꝛc. beruffen habe. Wer kann ohne von dieſen Säzen die nothwendige Ueberzeugung zu haben, die Fortdauer unſrer ſelbſt beweiſen, oder die Abgründe des menſchlichen Herzens mit einiger Zuverläſſigkeit erforſchen? Und was iſt alle Moral ohne der Ueberzeugung von dieſen beiden Stüken?

Aber noch immer ſind wir nicht, wo wir wollten, wir wiſſen blos, daß bei dieſem gegebenen Menſchen die Abſicht ſeines Lernens dieſe und keine andere ſey. Der Forſcher bleibt hier

nicht

nicht ſtehen: denn er weis, daß dieſe Abſicht, die er erforſcht, die Würkung einer weitern Abſicht ſey, die abermal ihre weitere Abſicht hat. Dieſe ſucht er zu ergründen, und dadurch ſieht er der Sache auf den Grund. Daher ergiebt ſich die fünfte Regel, die ich dir empfehlen muß:

Bleibe bei der gefundenen Abſicht nicht ſtehen. Erforſche weiter die Abſicht der Abſicht, und verfolge ſie ſolange, als du kannſt, bis du gefunden haſt, was du verlangſt.

Der Leſer.

Ein Beiſpiel, wenn ich bitten darf.

Ich.

Laß uns bei unſerem obigen Beiſpiel bleiben. Wir wollen annehmen, wir hätten gefunden, dieſer gegebene Menſch lerne aus Ehrgeiz, weil wir die Symtomen deſſelben vor allen andern an ihm entdekt haben. Nun muß auch der Ehrgeiz ſeine Abſichten haben, weil er eine Handlung iſt, und jede Handlung eine Abſicht hat. Welche

mögen

mögen alſo die Abſichten des Ehrgeizes ſeyn? Warum iſt man ehrgeizig? Glaubſt du, daß Jemand Ehre ſuchen oder begehren würde, wenn ſie keinen Vortheil brächte? Welcher iſt nun dieſer Vortheil?

Der Leſer.

Ehre beſteht in dem Gefühl von eigener Vollkommenheit. Ehre giebt Einfluß über Andere, und verhilft zu öffentlichen Aemtern. Ehre macht Andere geneigt, daß ſie unſern Bedürfniſſen zu Hilfe kommen.

Ich.

Wer alſo äuſſerliche Ehre übermäſſig begehrt (und dieſer allein iſt ehrgeizig, denn Ehrgeiz iſt von Ehrliebe unterſchieden) der muß es aus einer von dieſen Urſachen ſeyn. — Nun entſteht die Frage, aus welcher? Welche ſind die verrathende Merkmale von ieder? — Laß uns annehmen, wir hätten nach oben vorgeſchriebener Art die Symtomen gefunden, welche verrathen, daß Er Einfluß auf Andere ſuche. Da giebt ſich ſodann die weitere Frage, warum ſuchen wir dieſen Einfluß? Was iſt das

Begehrungswerthe und Anziehende für Menſchen in dieſem Einfluß über andere? Welches Gute verſprechen ſie ſich dadurch würklich zu machen? Ich ſtelle mir die Sache auf folgende Art vor. Wer groſſen Einfluß auf Andere hat, von dem hangen Andere ab; ihr Glük iſt in ſeinen Händen, ſie förchten oder hofen durch ihn. Er darf gebieten, und ſie folgen. Er iſt der Mann, dem Niemand widerſteht. Das Eigenthum, und die Kräften Anderer ſind ſein Eigenthum, ſeine Kräften. Er hat ſich in der bürgerlichen Geſellſchaft durch alle Geſeze und Hinderniſſe in die Freiheit und Impunität des natürlichen *Zuſtandes* verſezt, und alle Mitwerber entfernt. Er thut was ihm gefällt. Und was thut der Mann, der keine Schranken ſeiner Gewalt kennt? — Er genießt. Oder wozu ſucht man Impunität? — Um zu thun, was man will: und wer dieſes ſucht, der wünſcht auch zu thun, was er nicht thun ſollte. Vervollkommnung ſeiner geiſtigen Kraft iſt alſo ſchwerlich das Ziel ſeines Beſtrebens, und wenn er dieſe nicht ſucht, was iſt übrig, als ſinnlicher Genus? Dieſer Menſch lernt alſo, weil er die Schranken entfernen will,

welche

welche die Ausbrüche ſeiner Sinnlichkeit hindern, weil er Eſſen, Spielen, Lieben und Schwelgen, kurz, weil er nach Gefallen genieſſen will. — Verlangſt du noch ein anderes Beiſpiel?

Der Leſer.

Darf ich dich darum bitten?

Ich.

Hier iſt es. Mäſſigkeit iſt eine der Tugenden, die ebenfalls verſchiedene Zwecke haben kann, die mehr oder weniger gut ſind, z. B. Liebe zur Geſundheit, Sparſamkeit, Mangel, um dafür erkannt zu werden ꝛc. Ich will annehmen, du hätteſt nach meinen obigen Regeln gefunden, dieſer Menſch ſey mäſſig, um ſeine Geſundheit zu erhalten. Nun kann und muß alſo die weitere Frage entſtehen: woher entſteht dieſe Sorge für die Geſundheit? Und ſodann: warum iſt dieſer Menſch für ſeine Geſundheit beſorgt?

Der Leſer.

Soviel mir in der Eile beifällt, ſo mag wohl Abſcheu vor dem Tod, und dem Schmerzen der Krankheit eine der vorzüglichſten Triebfedern

ſeyn. Es kann aber auch geſchehen, daß man die Geſundheit liebe, um den Körper zu den Verrichtungen der Seele deſto fähiger zu erhalten.

Ich.

Laß uns annehmen, unſre Regeln und Beobachtungen hätten uns auf das erſte geführt, wir hätten gefunden, daß er den Tod ſcheue, daß dieſer Abſcheu ſeine Sorge für ſeine Geſundheit veranlaſſe. — Werden wir hier ſtehen bleiben, oder noch weiter fragen, warum ſcheuen Menſchen den Tod? Warum wünſchen *ſie noch* ferners zu leben?

Der Leſer.

Ich denke, wir ſollen auch dieſes unterſuchen. Und hier finde ich z. B. Menſchen lieben das Leben aus Furcht und Ungewisheit der Zukunft, aus Liebe zu ihrem Vermögen, von welchem ſie der Tod trennen wird, um ihren politiſchen Einfluß noch länger zu erhalten, um ihrer Familie vorzuſtehen, und ihre unmündige Kinder zu verſorgen ꝛc. ꝛc.

Ich.

Und wenn wir unſre obigen Regeln anwenden, warum ſcheut ſodann dieſer Menſch den Tod?

Der Leſer.

Ich will annehmen, die Symtomen und alle verrathende Merkmale hätten gezeugt, er ſey ſehr für ſeine Kinder beſorgt.

Ich.

Dieſer Menſch iſt alſo mäſſig, weil er ſeinen Kindern einen Vater erhalten will; ſeine Mäſſigkeit hat eine vernünftige, obgleich nicht die höchſte und reinſte Abſicht: denn es könnte und würde vermuthlich ſeyn, daß er unmäſſig wäre, wenn er keine Kinder hätte. Du wirſt ſogar finden, daß dieſe Sorge für ſeine Kinder auch ſeinen übrigen Karakter beſtimme, und nicht aus ſeiner Mäſſigkeit allein, ſondern auch aus anderen Handlungen erſcheine. So muß z. B. wenn dieſe Sorge lebhaft iſt, der Geiſt der Oekonomie und Sparſamkeit ebenfalls damit verbunden ſeyn.

Der Leſer.

Dies ſezt voraus, daß ein Menſch bei einer gegebenen Handlung iedesmal nur eine einzige der vielen möglichen Abſichten erreichen wolle. Könnte es aber nicht geſchehen, daß er mehrere derſelben zugleich erreichen wollte; daß er z. B. den Tod nicht blos aus Sorge für ſeine Kinder fürchte und verabſcheue, daß ihm auch noch anbei z. B. die Furcht vor der Zukunft quäle?

Ich.

Dies kann nicht blos geſchehen, es geſchieht würklich. Aber immer würken ſodann dieſe verſchiedene Abſichten nicht alle gleich ſtark. Eine derſelben iſt die herrſchende, und ragt vor allen Andern hervor. Dieſe wollen wir wiſſen.

Der Leſer.

Was weis ich nun, wenn ich die lezte Abſicht einer einzigen Handlung erfahren habe? Weis ich nun aus dieſer allein den ganzen Karakter dieſes Menſchen? Kann ich von einer einzigen

Hand-

Handlung auf ſein ganzes übriges Betragen ſchlieſſen?

Ich.

Das kannſt du nicht. Du muſt dasſelbige bei mehrern ſeiner Handlungen verſuchen. Mehrere lezte Abſichten, welche durch dieſen Weg bei andern Handlungen desſelbigen Menſchen gefunden werden, zeigen ſodann, welche Abſicht am häufigſten, welche am ſeltenſten gefunden werde. Die, auf welche wir bei unſrer Unterſuchung am häufigſten ſtoſſen, giebt uns die erſte und lezte Abſicht: durch dieſe erhalten alle übrige ihr Licht und Schatten, ihre Stärke und Schwäche, ihre Miſchung und Proportion. Nach dieſer benennet ſich der Karakter, und richtet ſich das ganze übrige Betragen dieſes einzelnen Menſchen. Wiederholte Beobachtungen einzelner Menſchen lehren dich die Verbindungen und Abſtammungen verſchiedener Neigungen kennen, und erleichtern dir durch die Regeln, die du entdecken wirſt, durch das gemeinſchäftliche, das du findeſt, deine Arbeit, um mehrere Menſchen mit gröſſerer Leichtigkeit und in kürzerer Zeit zu beobachten. Ich ſage noch mehr. Was ich hier von einzelnen

Menſchen vorgetragen, laßt ſich aus demſelbigen Grund auf ganze Völker und Nationen anwenden. Jede Regierung bringt ſichtbare Würkungen hervor. Dieſe Würkungen geſchehen nicht ohne Abſicht; dieſer Abſichten ſind mehrere möglich, und iede derſelben muß ebenfalls ihre weitere Abſichten, ſo wie ihre verrathende Merkmale haben. Dies giebt ſodann den Karakter von ieder Regierung, die Grundſäze, nach welchen ſie handelt, den Werth oder Unwerth derſelben, und die Zuverläſſigkeit der Maasregeln, die Gröſſe, und den Umfang ihrer Klugheit und Stärke.

Der Leſer.

Wenn ich nun fragen wollte, ob würklich etwas daran liege, zu wiſſen, ob dieſer Menſch aus den höchſten oder aus den niedrigſten Abſichten handle?

Ich.

Da liegt ſehr viel daran. Denn alles Verderben und Misvergnügen der Menſchen kömmt aus dieſer Quelle. Wer nach den höchſten

Abſichten handelt, handelt wie er ſoll, als ein vollkommner zuverläſſiger Menſch. Er bleibt ſich immer gleich, und aus dieſem allein kannſt du ihn erkennen; denn ſein Intereſſe, innere Vollkommenheit verändert ſich nicht, und kann allzeit erhalten werden. Alle übrige ändern ihr Betragen, ſobald die Ausſicht für die Befriedigung ihrer Abſicht verſchwindet. Alle übrige können, und werden Böſes thun, weil es ſich oft als Mittel zu ihrer Abſicht verhaltet. Er allein kann es nicht, ſolang innere Vollkommenheit ſein dringendſtes Bedürfnis iſt. Wer nach den höchſten Abſichten handelt, der legt auf alles, was auſſer ihm iſt, einen geringern Werth, er wird es weniger begehren, ſeine Leidenſchaften werden gemäſſigter ſeyn, weil er das, was ſie am meiſten bewegt, Geld, Ehre, Gunſt ꝛc. ꝛc. weniger ſchäzt. Dies macht, daß er ruhiger, verträglicher, mäſſiger, genügſamer, gerechter und wohlwollender iſt, daß ſeine Vortheile mit den Vortheilen anderer ſehr wenig kollidiren, daß er alles als Mittel zu ſeinem Vergnügen betrachtet, und ſich würklich vergnügt. Dieſes thun alle andere nicht: und daraus kannſt und wirſt du ſie erkennen.

Sage mir nun, mit welchen von dieſen beiden wünſchteſt du zu leben?

Der Leſer.

Ganz gewis mit dem, der nach den reinſten Abſichten handelt.

Ich.

Und wenn alle Menſchen nach ſolchen handelten?

Der Leſer.

Dann wäre die Erde ein Himmel, und ieder Menſch hätte genug.

Ich.

So mache, daß es geſchehe.

Der Leſer.

Wenn ich das könnte.

Ich.

Du kannſt es doch für dich. Dein Unterricht und Beiſpiel wird gewis auch auf andere würken. Dein Beiſpiel wird um ſo mehr nuzen, ie weniger aus deinen Handlungen die Abſicht erſcheint, dieſes Beiſpiel zu geben.

Der Leſer.

Warum würde es ſodann weniger nüzen?

Ich.

Weil ſich ſein Werth dadurch vermindern würde, daß du ein falſches Ideal vorſtellſt.

Der Leſer.

Wie ſo?

Ich.

Du würdeſt dadurch keine tugendhafte, ſondern eitle und ehrgeizige Menſchen machen, die gutes thun, um bewundert zu werden. Dieſe Bewunderung wird ſehr ſelten erhalten, und du weiſt, wie quälend es ſey, ſeinen Zweck zu verfehlen. Dies laß dir für alle Fälle geſagt ſeyn. Beurtheile die Tugend und Gröſſe keines einzigen Menſchen nach ſeinen Thaten, die Aufſehen verurſachen. Die Ehre, die mit Ueberwindung groſſer Gefahren verbunden iſt, macht ſehr leicht dieſe Gefahren verachten. So trozt mancher dem Tod auf dem Schlachtfeld, der auf ſeinem Sterbebette bei ruhigen minder glänzenden Gelegenheiten vor ſeinem Annähern erzittert: das Gefühl der Ehre

ver-

verdunkelt dort alles Gefühl von Gefahr, und giebt dem Geiſt einen ungewöhnlichen Schwung. So ſind groſſe Verfolgungen und Ungerechtigkeiten ungleich leichter zu ertragen, als kleine Nekereien und Verweigerungen der Achtung und Liebe. Die gröſte Thaten, die von dem gröſten Adel der Seele zeigen, ſind ganz gewis dieienige, wozu alle Aufforderung von auſſen mangelt, wo der Held ohne Zeuge und Bewunderer ſeiner Handlung mit ſich allein kämpft, alles fühlt, was man bei dem gröſten Unrecht fühlen kann, und ohne allem Anſchein eines äuſſern Vortheils aus bloſſem inneren Antrieb in aller Stille und Verborgenheit ſich zu Thaten entſchlieſſen kann, die bei dem gröſten Theil der Menſchen Würkungen der Eitelkeit ſind. Wer dies kann, darf ſich ſagen, daß er gros, daß ſeine Tugend rein und erhaben ſey. Frage dein Herz, es ſoll dir ſagen, ohne zu heucheln, ob deine Tugend von dieſer Art iſt. Selten iſt dieſe Tugend. Unter den mittlern und niedrigen Ständen, die weniger bewundert werden, kannſt du ſie häufiger finden, als in den Palläſten der Groſſen; denn ſie will nicht bemerkt ſeyn, oder ihr Werth iſt vermindert. Wer bei

den

den beſten Abſichten in der Unſchuld ſeines Herzens ſich durch Trägheit, Uebereilung, Leichtſinn, Unklugheit, Eigenſinn, Eigennuz, Thorheit, Unwiſſenheit, Stolz, Uebermuth, Treuloſigkeit, Undankbarkeit und Zaghaſtigkeit anderer ſich in wiedrige Vorfälle verflochten ſieht, mit dieſen allen zu kämpfen hat, darüber verkannt, verlaſſen, verlacht, verleumdet, verfolgt wird, wer die Verzögerung der Zeit und des gehoften Vortheils, ſeine Leidenſchaften, Irrthümer, und Vorurtheile, ſo wie ſeinen eigenen Wankelmuth beſiegen, ſich gegen alle thörichte Urtheile, gegen allen ungerechten Tadel und Vorwürfe, mit der Wahrheit und Hoheit ſeiner Grundſäze, und mit dem Zeugnis ſeines guten Gewiſſens beruhigen kann, wer ſeine Idee durch alle Hinderniſſe verfolgen, ſich durchaus gleich bleiben, aufrecht halten, ausdauren, und ſich allein in unhörbaren Selbſtgeſprächen ermuntern, und dabei immer denken kann, daß er Recht habe, und um Recht nicht zu verläugnen, alles und noch mehr verlieren kann: dem iauchzet zwar kein ganzes Volk entgegen, kein ſiegreicher Lorber wird ſein Haupt bedeken, keine Nachwelt wird ſeinen innerlichen Kampf vernehmen, noch

ein

ein Dichter ſeine Siege und Thaten beſingen: aber im Reich der Geiſter, und vor Gott, und in der Zukunft wird er glänzen, wie ein Stern der erſten Gröſſe. — Zu dieſer Gröſſe führt die Geduld im Leiden. — Dieſe Tugend, welcher ein Zeitalter keine Altäre erbaut, das nur glänzende Thaten und den äuſſern Anſchein bewundert. Und dieſe Gröſſe, dieſe Tugend iſt für euch alle, die ihr leidet! Dieſe Entſchädigung iſt Euch verheiſſen! Dahin ſoll euer Ehrgeiz gehen. Ihr könnt leiden, und gros ſeyn. Die Welt kann zu Trümmern gehen, alles zittert, was um Euch iſt. — Ihr allein könnt Euch freuen.

So viel von dieſen Gegenſtand. Nun mus ich dir aber auch meine Bemerkungen über dich ſelbſt mittheilen. Du ſcheinſt mir an dieſer Unterſuchung über die Erforſchung der verſchiedenen Gedenkungsarten mehr Antheil zu nehmen, als an allen vorhergehenden.

Der Leſer.

Ich kann es nicht läugnen.

Ich.

Es ſcheint alſo ich habe deine Ideenreihe getroffen, in ſolcher müſſen Begriffe vorhanden ſeyn, die ſich ſehr leicht an dieſe ſchlieſſen. Du muſt etwas ſuchen und begehren, wozu dir dieſe Aufſchlüſſe nothwendig ſind, oder ſich wohl gar als Mittel verhalten.

Der Leſer.

Dieſer Gegenſtand iſt ſehr praktiſch. Er verſpricht groſſen Vortheil im täglichen Leben für ſich ſowohl als andere Menſchen.

Ich.

Ich will dir ſagen, wodurch er am meiſten anzieht. — Wer wünſcht nicht zu herrſchen, andere in ſeiner Gewalt zu haben, zu ſeinen Abſichten zu bewegen? Wer vermag das, ohne zu wiſſen, was andere wünſchen und erwarten? Dies ſucht ieder auf ſeine Art. Dahin üben ſich ſeine Kräften: dazu führt ihn ſeine Schlauheit und Verſtellung, und immer begeht er einen Fehler, den Gröſten bei dieſem Geſchäft. Er beurtheilt die Menſchen nicht wie ſie ſind: Er will ein Reſultat, das er wünſcht:

Seine

Seine Leidenſchaft, iſt der Richter, und er ſieht an Menſchen, was ſie nicht ſind. An ſeinen Freunden iſt alles gut, an ſeinen Feinden alles bös. Erſt der Erfolg muß ihm zeigen, daß er eines noch weitern Unterrichts bedarf. Die Kunſt in den Seelen aller Menſchen zu leſen, ihr verdecktes Spiel zu kennen, unter den übrigen blinden der allein ſehende zu ſeyn, durch die Herzen der Menſchen gerade und ungehindert auf ſeinen Zweck los zu gehen, wie ſehr muß dies dem Ehrgeiz ſchmeicheln, die Herrſchaft vermehren, und den Eigennuz einer Seele reizen, die nur für ſich lebt, und über die Einrichtung der Welt klagt, daß ſie mehr als eine bloſſe Maſchine iſt, die ſich nicht nach dem Wink ſeiner Leidenſchaft bewegt?

Der Leſer.

So möchte ich doch eine einzige Handlung ſehen, bei welcher du keinen Eigennuz und niedrigere Abſichten vermutheſt!

Ich.

Wenn aber die Thaten durchaus ſolche Abſichten verrathen, wie willſt du, daß ich das Gegentheil

theil vermuthe? — Wenn du glaubſt, daß ich unrecht habe, ſo unterſuche bei dir ſelbſt die Frage, warum finden Menſchen an der Erforſchung anderer ſo groſſen Geſchmak, und Intereſſe? Worauf gründet ſich dieſes Intereſſe? Verfahre ſodann nach obiger Art, und ſage mir dann, ob ich irre.

Der Leſer.

Ich dächte aber doch, es ſollte Handlungen geben, die ihrer Natur nach iede unreine Abſicht ausſchlieſſen.

Ich.

Nenne mir ſolche.

Der Leſer.

Die Religion.

Ich.

Vielleicht keine weniger als dieſe, oder alle Erfahrungen und die Geſchichten aller Zeiten ſind falſch. Die Religion iſt ein ſehr weiter Mantel, hinter welchen ſich ſehr häufig iede Leidenſchaft, ieder Böſewicht, verſtekt. Nach dem, was ich ſchon oben über dieſen Gegenſtand geſagt

 habe,

habe, kannſt du alles entbehren, was bloſſe Wiederholung wäre. Aber willſt du dich näher davon überzeugen, ſo wende deinen Blik auf Menſchen, die ſich am meiſten der Gottesfurcht rühmen, ſie beſtändig im Mund führen, und am liebſten andere verdammen. Schau ſodann, wie ſie handeln; aus dieſen ihren Früchten muſt du ſie erkennen. — Man hat Religion aus Ueberzeugung, aus Gewohnheit, aus Intereſſe. Die Religion giebt Einfluß, Macht, Anſehen und Reichthum. Sie iſt mehr als einmal gebraucht worden, um ſeinen Stolz, ſeine Rache zu befriedigen, ſeine Gegner zu verleumden, ſeine Mitwerber zu entfernen, ſeine Einkünfte zu vermehren, ſeine Herrſchſucht zu verewigen, und über ganze Erdſtriche zu gebieten. Ein andrer buhlt nun mit Gott, weil ihn die Menſchen verlaſſen; und dieſer zittert vor den Folgen der Zukunft, und glaubt durch eine augenblikliche am Rande des Lebens durch eben dieſe Furcht und Unvermögenheit, ferner hin zu ſündigen, abgedrungene Rükkehr zu Gott ein halbes Jahrhundert von Schandthaten zu vernichten, bei deren Ausübung er ſchon vorher auf dieſe Reue und Ausſöhnung

gerechnet hat. — So bequem dieſer lezte Gedanke für ieden Verbrecher iſt, ſo niederſchlagend iſt er für iede Tugend, ſo entbehrlich wird ſie dadurch: ſo wenig kann ein ernſthafter Wille nach innerer Vervollkommnung entſtehen. Man lauft dabei nur eine einzige Gefahr, vor der würklichen Reue zu ſterben, und dieſer Fall iſt zu ſelten, und die Menſchen ſind zu ſorglos, als daß ſie gereizt würden, dieſe Folge für ſich ernſthaft zu fürchten.

Ich weis nicht, welche Veränderung auf dem Sterbebette vorgeht; aber das ſehe ich beim Groſſen, wie beim Kleinen, beim Starken, wie beim Schwachen: da ſind auf einmal alle Triebe in Ordnung: da gebehrden ſich alle dieſe Menſchen, als wäre Gott von ieher der Erſte ihrer Gedanken: da fühlt ſich der Starke ſchwach, und der Stolze, der alle verachtet, ſieht an iedem andern ſeines gleichen, er bemerkt kein Vorrecht der Geburt, keinen Unterſchied der Stände, er ſieht nur Menſchen, nichts kann ihn retten, und er leidet, wie ſie alle. Da ſpricht der Wollüſtige von Vergnügen des Geiſtes, und findet

wahr, was er vor dem verlacht; da ekelt ihm vor allem, was er vor dem begehrt hat. — Dieſe Menſchen in dieſer Stunde müſſen nun denken, daß ſie vor dem geirret, ſie müſſen gewahr werden, daß ihr Rang, ihre Hoheit, ihr geſamter Vorrath nicht gegen die dringende Bedürfniſſe ſchüzen, die ſie vorherſehen und vermuthen. Der groſſe König der Natur kömmt herbei: ſeine Annäherung verkündigt den Tod: aber wo ſind die Anſtalten zu ſeinem Empfang? Er wird Rechnung fordern, und du wirſt ſagen, meiner Gewalt iſt niemand widerſtanden, *aber* ihm — wie kannſt du widerſtehen? Du haſt ſeinen Namen misbraucht, du haſt um deiner Herrſchaft willen gewürgt und verbannt: dieſes Blut ſchreit über dich. Wo iſt der Erretter, der dich ſchüzt? Menſchen kannſt du durch Wort und Heuchelei betrügen, aber Gott betrügſt du nie. Aber auch Menſchen haben ihre untrügliche Merkmale, die den Gleisner verrathen. Zu dieſem Ende, welche glaubſt du, daß die wahre unausbleibliche Würkung einer reinen und ungeheuchelten Gottesverehrung ſeyn müſſe.

Der Leſer.

Ich denke innere Vervollkommnung, und vorzüglich Beſſerung des Herzens. Darinn glaube ich kommen alle vernünftige Religionen der Welt überein. Dies verſprechen ſie zu bewürken.

Ich.

Worinn beſteht dieſe Beſſerung des Herzens?

Der Leſer.

Ich denke in der Veredlung der Triebfedern.

Ich.

Wann ſind dieſe am meiſten veredelt?

Der Leſer.

Wenn aus allen oder doch gewis aus den meiſten Rükſicht auf Gott und Zukunft hervorleuchtet. Wenn dieſe Bewegungsgründe die ſtärkſten und herrſchenden ſind.

Ich.

Alle übrige Triebfedern und Bewegungsgründe müſſen ſodann ſchwächer würken, oder nur in ſo fern als ſie ſich mit dieſen vereinigen laſſen, als ſie dieſe verſtärken und erhöhen?

Der Leſer.

Ganz gewis. Auſſerdem wären ſie nicht die ſtärkſten und herrſchenden.

Ich.

Das würde alſo auch von allem gelten, was auf unſern gegenwärtigen Zuſtand Beziehung hat? Auch dieſer müſte dem künftigen untergeordnet ſeyn, und ſchwächer begehrt werden?

Der Leſer.

Dieſer mus ſodann als Vorübung und Vorbereitung der Zukunft angeſehen werden.

Ich.

Scheint dir das Vorbereitung auf dieſe Zukunft, und folglich Religion, ſo zu leben, als ob man hier ewig leben wollte, als ob dieſes Leben der Zweck wäre?

Der Leſer.

Das ſcheint es mir nicht.

Ich.

Wenn aber die Handlungen dieſe Rükſicht ſamt einer Fertigkeit unleugbar verrathen?

Der

Der Leſer.

Dann mus ich ſagen, daß ihre Religion falſch ſey, daß andere niedrigere Triebfedern ungleich ſtärker würken.

Ich.

Was hältſt du nun von der Religion der Menſchen, deren meiſte wo nicht alle Handlungen eine ängſtliche Rükſicht auf Vermehrung ihres Eigenthums, auf Vergröſſerung ihrer Macht, auf lebhaften ſinnlichen Genus verrathen? Auf Menſchen, die keiner Aufopferung fähig ſind, die alles aufopfern, um ihren Einfluß und Anſehen zu erhalten, die ſich haſſen, verfolgen, und von der Erde verbannen, die ſich um zu ihrem Zweck zu gelangen iede Ungerechtigkeit erlauben, die wuchern, ſchwelgen, und andere hintergehen, welche die Blindheit anderer benutzen, und ſie zu dieſem Ende darinn erhalten? ꝛc. ꝛc. Können die Abſichten dieſer die reinſte und höchſte ſeyn? Verrathen dieſe Handlungen Rükſicht auf Gott, und die Zukunft? Kannſt du ſagen, daß ein angewohntes mechaniſches Gebet und die bloſſe Beobachtung äuſſerlicher Gebräuche von allen dieſen

Pflichten entledige, und ohne entſprechenden Thaten von der innern Würdigung und Vervollkommnung des Geiſtes zeige und beweiſe?

Der Leſer.

Unmöglich, oder die Religion verfehlt ihre ganze Beſtimmung: Beſſerung des Menſchen kann ſodann unmöglich ihr erſtes Geſchäft ſeyn.

Ich.

Und was hältſt du ſodann von der ſo hochgeprieſenen Religion unſrer heutigen Theoſophen? Kann man alle Mönchstugenden nachahmen, ſich mit Faſten peinigen, in Betrachtungen vertiefen, ſeinen Geiſt ſammeln, von der Erde losreiſſen, ſich entkörpern, andere Menſchen des Unglaubens beſchuldigen, ſie mit Feuer und Schwerdt um Gottes willen von der Erde vertilgen, von Verachtung der Welt, und der Hinfälligkeit aller Dinge ſprechen, und ſodann — am Schmelztiegel ſtehen, und Metalle verwandeln? Ich wenigſtens erkenne aus ihren Handlungen den Sir Epicur, Mammon aus Johnſons Alchymiſten. — Oder wozu wollen dieſe Männer einen nähern Umgang mit höhern unſichtbaren

Weſen,

Weſen, mit der Gottheit ſelbſt? Wozu verlangen ſie die Gabe Wunder zu thun, die Erforſchung der ſo weislich verborgenen Zukunft, und die übernatürliche Mittheilung eitler, thörichter, unnützer, unmöglicher Kenntniſſe, wenn's nicht die ſehr irdiſche Abſicht Sir Epicurs *) wäre, wenns nicht darauf angeſehen würde, ihren Stolz, Vorwiz, Eitelkeit und Herrſchſucht auf eine ihrer Trägheit verträglichere Art zu befriedigen, als Weſen höheren Urſprungs zu erſcheinen, eben ſo thörichte und leichtgläubige Menſchen um ſich zu verſammeln, und dieſe durch eben dieſen Leichtglauben in ihrer Abhängigkeit zu erhalten? Wer kann, ohne Gott zu läſtern, ihn anflehen und bitten, daß er unſre Thorheiten und ſchädliche Leidenſchaften durch nähere Einwirkung unterhalte und befördere? Wahre Gottesfurcht lehrt Gold entbehren, ſtatt ſolches zu ſuchen. Und wer Metalle verwandeln will,

 dem

*) Siehe Wieland Beiträge zur geheimen Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und Herzens. 6 Buch, N. 1.

dem muß das Gold ſehr werth ſeyn, der ſucht und begehrt alles, was ohne Gold nicht zu erhalten iſt.

Der Leſer.

Sie werden antworten, daß ſie den Stein der Weiſen ſuchen, um mehr auſſer ſich und auf andere zu würken, mehrere Mittel zur Beförderung ihrer Glükſeeligkeit zu haben.

Ich.

Das werden ſie ſagen, und nur Thoren werden es glauben. Vom reichen und mächtigen, der vorher zur Glükſeeligkeit anderer wenig oder gar nichts gethan hat, läßt ſich mit Zuverſicht erwarten, daß er ſodann eben ſo wenig thun werde; und vom armen läßt ſich vermuthen, daß ihm ſeine Armuth näher liege, und daß ihn dieſer jähe Wohlſtand mit den Freuden des Lebens vertrauter machen werde, als mit der vorgegebenen Glükſeeligkeit anderer. Und von dem Weiſen fordere ich, daß er andere beſſere und dauerhaftere Wege kennen ſoll, um auf das Wohl anderer zu würken, Wege, die ſicherer ſind, bei

vel-

welchen er weniger Gefahr lauft, der Hilfe ſelbſt zu bedörfen, die er anderen verſpricht. — Wer alſo Religion hat, um durch ſie die Verwandlung der Metalle zu erlernen, der liebt Gott um der Reichthümer willen, der will dieſe Reichthümer brauchen, wozu ſie die Welt braucht. Er will entweder Schäze ſammeln, ohne ſie zu gebrauchen, oder er will weniger arbeiten, üppiger leben, ſich von andern durch Aufwand unterſcheiden; Er will Macht, Ehre, und Einfluß auf andere erhalten, er will ein unabhängiger ſinnlicher Menſch ſeyn. Dieſe iſt ſeine Weisheit, die er von der Gottheit erwartet! — Wenn Geld oder die Gabe Wunder zu thun, und die Zukunft zu erforſchen ſo weſentliche Mittel zur Menſchen-Seeligkeit ſind, was wollen wir thun, die wir dieſe Gaben nicht haben? Warum fehlen uns, die wir gleiches Recht, gleiche Anſprüche haben, die Mittel, um dazu zu gelangen? Warum werden wir gelehrt, ſelbſt durch die Religion gelehrt, dieſe Mittel zu verachten? Warum ſind ſie ſo gefährlich? Warum hat ieder Menſch beſſere, und ſicherere Wege, um ſeine Beſtimmung nicht zu verfehlen? Warum haben alle weiſere

Men-

Menſchen iene verlacht und verworfen, und ſich bei dieſen ungleich beſſer befunden?

Der Leſer.

Ich will eingeſtehen, daß dieſe Abſichten nicht rein ſind. Aber ein anderes Beiſpiel ſoll meine obige Behauptung näher beweiſen. — Wenn ich meinen erklärteſten Feind in dem Augenblik, wo ich ihn ungeſtraft ſelbſt nach allen Geſezen erniedrigen, ſchwächen, oder vernichten könnte, nicht allein nicht ſchade, wenn ich ihm ſogar Gutes thue, dieſe Handlung zeigt doch gewis von Reinheit der Abſichten, von Kraft, von Selbſtbeherrſchung und Tugend?

Ich.

Nicht allezeit.

Der Leſer.

Alſo auch hier nicht. Was um aller Welt willen wird ſodann aus unſrer Tugend?

Ich.

Das iſt ia eben was wir unterſuchen. Dieſer dein Unwille, den du ſo eben äuſſerſt, iſt mir ein ſehr einleuchtender Beweiß, daß auch du einer

von den vielen biſt, der ſich vollendet glaubt, der in dem Wahn ſteht, daß er nach den reinſten Abſichten handle, und ſich doch ſo wenig Mühe giebt, ſeine Abſichten zu erforſchen. Es iſt dir unangenehm, daß ich dich aus dieſer Täuſchung reiſſe. Mir kann es gleich viel gelten, wenn dir dieſe Täuſchung lieber als Wahrheit iſt: aber das Misvergnügen, das ſie begleitet, wird dir ſtatt meiner in Thaten beweiſen, daß du auf Irrwegen wandelſt. Wir wollten ia die Quellen des Misvergnügens unterſuchen: ich habe dir gezeigt, daß alles Misvergnügen eine Folge einer unlautern Abſicht ſey: warum ſoll es mir nicht erlaubt ſeyn, auch die Abſichten eines guten Betragens gegen Feinde zu unterſuchen?

Der Leſer.

So zeige mir, wenn du kannſt, das unlautere der Abſichten bei einem ſolchen Betragen?

Ich.

Dies muß der Erfolg deiner Handlungen dir beſſer zeigen, als ich es vermag. Ich will den Fall ſezen: Dein Feind ändere dadurch ſein Betragen gegen dich auf keine Art: Er werde

da-

dadurch übermüthiger als vordem: deine Wohlthat habe ihn nun erſt um ſo aufgelegter gemacht, dir noch weiter zu ſchaden, und er ſchade dir auch wirklich.

Der Leſer.

Dann muß er ein ſehr häßlicher Menſch ſeyn.

Ich.

Davon iſt die Rede hier nicht, aber das frage ich, wird dich ſodann dieſe deine gute Handlung nicht gereuen? Wirſt du nicht Misvergnügen, Aergerniß empfinden?

Der Leſer.

Ich kann es nicht läugnen, und will den Mann ſehen, der es an meiner Stelle nicht eben ſo gut empfinden würde.

Ich.

Gut. Ich habe, was ich will: nun darfſt du ſicher glauben, daß deine Abſichten unlauter geweſen. Nun erſcheint es offenbar, daß du deinem Feind Gutes gethan, weil du ihn dadurch für dich gewinnen wollteſt, weil du in den Augen

andrer

andrer als grosmüthig erſcheinen wollteſt, weil du ihm durch dein Betragen das unmoraliſche des ſeinigen auf eine feine Art verweiſen wollteſt, um ihn von deiner Vollkommenheit zu überzeugen, und dadurch zu beſchämen; weil du vielleicht die Ausgleichung mit deinem Feind zu anderen Abſichten, die er bemerkt, nöthig gehabt haſt.

Der Leſer.

Gerechter Himmel! wo iſt die Tugend, die gegen ſolche Misdeutungen beſtehen kann? Biſt denn du dieſer Engel von Menſchen, der in allem ſo handelt, wie du ſagſt?

Ich.

Dafür, daß ich es nicht bin, und ſo oft ich es nicht bin, erfahre ich meine Züchtigung ſo gut als ieder andere. Dieſe Züchtigung hat in mir dieſe Gedanken gezeugt; und ich bemühe mich nun, ſo viel in meinen Kräften ſteht, ſie in Ausübung zu bringen. Dies ſchadet alſo der Wahrheit meiner Säze gar nicht, daß ich nicht ſelbſt von dem allen das Muſter bin. Wenn du aber glaubſt, ich wäre dir durch meine Strenge

zu

zu nahe getretten, ſo laß uns einen andren Fall ſezen. Verſuche es einmal dieſem deinen Feind auf eine ſo geheime und verborgene Art Gutes zu thun, wo es beinahe unmöglich iſt, daß weder er ſelbſt noch irgend ein andrer Menſch dieſen Wohlthäter erfahre. Nun ſage mir, du weiſt aus eigener Erfahrung, man kömmt ſchwer daran, Feinden Gutes zu thun, aber kömmt man nicht noch ungleich ſchwerer daran, ihnen in dieſer Verborgenheit Gutes zu thun? Hab ich recht?

Der Leſer.

Ich kann es nicht leugnen.

Ich.

Aber warum kömmſt du hier härter daran? Wenn es dir bloß darum zu thun iſt, Gutes zu thun, ſo ſollte es dir ja gleich viel ſeyn, ob es öffentlich oder in Geheim geſchehe? Du ſollteſt vielmehr geheime Wohlthaten den öffentlichen vorziehen, weil ſie von gröſſerem Adel der Seele zeigen.

Der Leſer.

Ich werde gewahr, wo du hinaus willſt.

Ich.

Geſtehe es lieber Freund! wenn und ſo oft du dich über die Undankbarkeit deiner Feinde ärgerſt, ſo haſt du deine Abſichten verfehlt, und dieſe waren keine andere, als iene, die ich oben beſchrieben habe. Dein Misvergnügen iſt der Verräther deines Herzens. Es iſt die Folge von ſolchen Abſichten, die man ſehr leicht und ſehr oft verfehlen kann. Es iſt keine Folge des Guten, ſo du gethan, es iſt Folge von dem Mangelhaften, das in deiner Handlung war z. B. von dem Ruhm, den du bei anderen geſucht haſt; von dem, daß du nicht nach ſolchen Abſichten gehandelt, deren Erreichung in deiner Gewalt iſt, die folglich allzeit erreicht werden. Hätteſt du deinem Feind Gutes gethan, weil dies deine Pflicht und Beſtimmung iſt, an moraliſcher Vollkommenheit beſtändig zu wachſen, weil dieſe Handlung durch die Herrſchaft, welche du über dich ſelbſt erhalteſt, dazu ein vorzügliches Mittel iſt, weil ſie dich zum beſſeren Menſchen macht: ſo kannſt du gewis ſeyn, du würdeſt dieſe Abſicht in allen Fällen erreicht, und eben darum kein Misvergnügen empfunden haben.

Der Leſer.

Aber darf man denn bei einem guten Betragen gegen Feinde die obenangeführte Abſichten gar nicht haben? Sind denn dieſe durchaus verwerflich?

Ich.

Sie ſind verwerflich, ſobald ſie zur einzigen und zur Hauptabſicht gemacht werden. Dann werden ſie quälend, weil ſie nicht immer erreicht werden. Nun kommt's darauf an, wie lieb dir dieſe quälende Folgen ſind. —

Laß uns dieſes Thema von den Abſichten der Handlungen noch genauer unterſuchen. Du wirſt ſehen, wohin uns das führen wird. Es iſt nöthig, daß du mit den lezten Abſichten, auf welche alle Handlungen zurükgehen, vertrauter wirſt. Du wirſt gewahr werden, daß bei ieder gegebenen Handlung nur zwei Abſichten möglich ſind, auf deren eine oder die andere iede Handlung hinaus lauft. Dieſe ſind: ſinnlicher, oder geiſtiger Genus und Vollkommenheit. Nach der erſten richtet ſich der ſinnliche, nach der leztern der voll-

vollkommene Menſch. Die erſte iſt die Philoſophie der Welt, und Helvetius hat ſie in unſren Zeiten vorzüglich erneuert. Die lezte iſt die Philoſophie der reinen Vernunft. — Zu dieſem Ende ſage mir, warum glaubſt du, daß alle Menſchen zu allen Zeiten ſich zu dieſer oder iener Handlung entſchlieſſen?

Der Leſer.

So viel ich von mir auf andere kraft der Analogie ſchlieſſen kann, ſo vermuthe ich, weil ſie ſich einen Vortheil davon verſprechen, weil ſie ein Gutes vorherſehen, das dieſe Handlung für ſie bewürken ſoll.

Ich.

Das thut aber der Laſterhafte auch: er handelt aus der Abſicht, weil er ſich dieſen Gegenſtand als gut vorſtellt.

Der Leſer.

Ich finde auch keine Urſache um ſeinetwillen eine Ausnahme von meiner Regel zu machen.

Ich.

Der Tugendhafte enthält ſich alſo von dem Eigenthum anderer, weil ihm dieſe Enthaltſamkeit gut iſt, und der Dieb vermindert das Eigenthum andrer, weil es ihm ebenfalls gut iſt?

Der Leſer.

Unmöglich. Der Tugendhafte enthält ſich von dem Eigenthum andrer, weil dieſe Enthaltſamkeit würklich gut iſt; und der Dieb entzieht das Eigenthum, weil er glaubt, daß es ihm gut ſey, weil er etwas für gut hält, was nicht gut iſt.

Ich.

Alſo nicht alles, was gut ſcheint, iſt wirklich gut? Da ſollte es wohl Regeln geben, den Schein von der Sache zu unterſcheiden? Und es ſcheint ſogar, alle Vergehen der Menſchen gründen ſich auf dieſe Unwiſſenheit, und ieder Böſewicht wäre nichts weiter als ein Verirrter, der den Werth der Güter nicht kennt, der ſich nach unmittelbaren Vortheilen beſtimmt, und ſich von dieſen dahin reiſſen läßt! woher weiſt du

alſo, daß Enthaltſamkeit ein Gut, und nicht Enthaltſamkeit ein Scheingut, ein Uebel ſey?

Der Leſer.

Ich denke aus den Folgen, aus den Beziehungen auf meinen Trieb nach Vergnügen.

Ich.

Aber auch die Kränkung der Rechten andrer kann Vergnügen gewähren, ſo wie die Enthaltſamkeit Misvergnügen? Ein Armer der hunderttauſend Thaler ſeinem reichen Nachbarn raubt, ſieht ſich nun mit einem mal im Stand, nicht blos dem Misvergnügen der Armuth zu entgehen, er hat ſogar Mittel in Handen, ſich groſſe und häufige Vergnügen zu verſchaffen.

Der Leſer.

Dieſes Vergnügen iſt erſtens nicht rein und lauter, denn es wird von der Unruhe über die Gefahr entdekt zu werden, vermindert: dann habe ich von dir gehört, daß es ſehr unrecht ſey, ſich mit den unmittelbaren Folgen ganz allein zu begnügen, auf dieſe allein zu ſchauen.

Ich.

Warum das?

Der Leſer.

Weil die ſpätere Folgen gut ſeyn können; weil es ſehr häufig geſchieht, daß ein unmittelbarer Vortheil ſpäterhin ſehr viele üble und unangenehme Folgen nach ſich ziehe.

Ich.

Wenn alſo Menſchen handeln, ſo ſind nur zweierlei Abſichten ihrer Handlungen möglich: unmittelbare oder entfernte Vortheile. Welcher von beiden ſcheint dir am richtigſten zu begehren?

Der Leſer.

Der, ſo entfernte Vortheile begehrt. Seine Uebereilung iſt minder, und ſeine Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge gröſſer, ſo wie ſeine Vernunft, und ſein Vorherſehungs-Vermögen geübter; folglich auch die Vollkommenheit ſeines Geiſtes ungleich höher. Der Andre ſcheint mir gleich dem Thiere in dem Futter nichts

weiter

weiter als Futter zu ſehen, ſeine Seelenkräfte gar nicht zu üben, und dem Inſtinkt mehr als der Vernunft zu folgen.

Ich.

Du haſt ganz recht. Denn die Aufopferung des gegenwärtigen Vortheils, die der erſtere macht, wird ihm durch die Ausſicht auf ein gröſſeres Gut in der Folge erleichtert und erſezt. Dauer wäre alſo nebſt der Lauterkeit das gröſte untrüglichſte Merkmal in Beſtimmung von dem Werth der Güter, und des Vergnügens. Und ie gröſſer und länger die Dauer, ie gröſſer wäre dies Vergnügen. Nun kann es aber geſchehen, daß gewiſſe Güter eine Dauer von mehrern Jahren verſprechen, andre können uns durch unſer ganzes Leben vergnügen, und wieder andre können ihren wohlthätigen Einfluß ſogar bis über die Grenzen dieſes Lebens erſtreken. Welche von dieſen Gütern verdienen die erſte Rükſicht, welche die lezte?

Der Leſer.

Ganz gewis iene, deren Dauer ſich über dieſes Leben erſtrekt.

Ich.

Sind ſinnlicher Genus, Reichthum, Macht, Ehre von dieſer Art?

Der Leſer.

Das ſind ſie nicht. Freilich wenn das allzeit ſo fort gienge, wie es dermalen geht, ſo möchte es angehen. Aber einſt kömmt der Tod, und macht dem allen ein Ende. Wozu nuzen ſie ſodann?

Ich.

Wenn aber ein Menſch dieſe zur erſten Triebfeder ſeiner Handlungen machte, würde er vernünftig handeln?

Der Leſer.

Er würde durch dieſes Betragen an Tag legen, daß ſein Glauben an eine Zukunft entweder ſehr ſchwach, oder gar keiner ſey.

Ich.

Es giebt alſo Menſchen, bei deren Handlungen die Zukunft, und wieder andere, bei welchen dieſes Leben der höchſte und lezte

Zweck iſt? Können dieſe Menſchen mit dieſen ſo verſchiedenen Triebfedern auf eine oder dieſelbige Art handeln?

Der Leſer.

Die Handlungen des Erſten werden ganz gewis eine deutliche Rükſicht auf das, was ihm in der Zukunft gut ſeyn kann, verrathen; ſo wie die Handlungen des anderen einzige Rükſicht auf alles, was in dieſem Leben einen Werth hat, was Mittel iſt, ſich das Leben angenehm zu machen, und allem Schmerz zu entgehen, augenſcheinlich an Tag legen.

Ich.

Der Zweck des Erſten würde alſo geiſtige Vollkommenheit und der Zweck des Leztern ſinnlicher Genus ſeyn? Dieſe beide wären das höchſte Gut für den Einen und für den Andern? Der Lezte würde ein Thor ſeyn, wenn er nicht alle Vergnügen ergreifen wollte, die ihm dieſes Leben angenehm machen: nur müſte er ſorgen, daß er keine Vergnügen erwählte, die ſeine Dauer verkürzen? Seine Moral würde ſo lauten: genieſſe alles Vergnügen, das

dich nicht unfähig macht, ferner zu genieſſen: Er würde aus dieſem Grund mäſſig, gerecht, nachſichtig ſeyn, auch andern mit Lieb und Achtung begegnen: Er würde genieſſen, um noch ferner zu genießen: Er würde ſich alſo auch mancher Vergnügen entſchlagen, weil ein zu lebhafter Genus ihn hindern würde, noch ferner zu genieſſen? Und dies gienge ſo ganz gut und erträglich, ſo lang es ihm nicht an Gelegenheit und Mitteln des Genußes mangelt. Nun mangelt es aber dem gröſten Theil der Menſchen daran, und doch haben alle gleichen Anſpruch auf Glükſeeligkeit. Wie ſollen ſich dieſe anſchiken, um an dieſem allgemeinen Gut ihren Antheil zu haben? Wie wollen ſie ſich über den Verluſt der Güter tröſten, die allein aufgelegt machen, das Misvergnügen zu überwinden?

Der Leſer.

Dieſe müſſen Hilfe in ſich ſelbſt, in ihrer Gedenkungsart ſuchen.

Ich.

Wie können ſie das? Dazu wäre nöthig, daß ſie ſich das Uebel minder, oder gar als ein

Gut,

Gut, und die Güter der Erde geringer, oder gar als ein Uebel vorſtellten? Wie können Sie das, wenn dies Leben, in welchen ſo wenig für ſie geſorgt iſt, für ſie alles iſt? Wozu nuzt ihnen dieſe Vollkommenheit des Geiſtes, wenn keine Zukunft iſt? Wie können ſie ſolche erhalten, darnach ein Intereſſe fühlen, wenn ſie kein Gut iſt, wenn ſie ſo wenig gewährt?

Der Leſer.

Die Antwort iſt ſchwer.

Ich.

Es ſcheint alſo, es gebe eine Philoſophie, welche ein Kind des Wohllebens iſt: dieſer iſt die Zukunft entbehrlich: und es gebe eine andere, die für den gröſſern unglüklichen Theil der Menſchen iſt, und dieſe bedarf einer Zukunft, weil ſie hier gar nichts hat. Welche glaubſt du, daß die beſte von beiden ſey?

Der Leſer.

Alles fordert mich auf, der leztern den Vorzug zu geben. Das Weſen eines Gottes, die

Einrichtung und Vollkommenheit ſeiner Würkung, der Welt, meine eigene Würde, der Wunſch, und ſehr gegründete Wunſch ſo vieler Elenden, die höhere Beſtimmung, die ſodann alles erhält, das ungleich erhabnere dieſer Vorſtellungsart.

Ich.

Mir ſcheint es auch, unter zwei Meinungen ſollte, wenn alles übrige gleich iſt, dieienige den Vorzug verdienen, welche die höchſte und erhabenſte iſt. Oder warum ſoll blos allein wahr ſeyn, was uns erniedriget? — Und ſo *müſſen* auch dieienige Handlungen die beſte und vollkommneſte ſeyn, aus welchen dieſe Rükſicht auf die Zukunft erſcheint. Alle übrige verrathen die Abſicht, daß dieſes Leben der Zweck ſey, durch die Hize, den Eifer und die Beſtrebung, mit welcher ſie geſchehen. Oder kannſt du ſagen, daß dir Geld, Ehre und Macht für die Zukunft nuzen? Wirſt du dort um ſo glüklicher ſeyn, ie reicher, mächtiger, und angeſehener du hier wäreſt?

Der Leſer.

Das kann ich nicht ſagen.

Ich.

Warum werden ſie aber mit ſolchem Eifer geſucht?

Der Leſer.

In der Zukunft nuzen ſie nichts. Sie müſſen alſo entweder Mittel ſeyn, den Lebensgenus hier unten angenehmer zu machen, oder ſelbſt die Geiſtesvollkommenheit zu erhöhen.

Ich.

Woraus kannſt du erkennen, ob ſie als Mittel zu dem einen oder dem andern geſucht werden?

Der Leſer.

Aus der Heftigkeit, oder Gleichgültigkeit mit welcher ſie geſucht werden. Aus der Verachtung und Aufopferung, deren man fähig iſt. Aus dem Vergnügen, und beſonders aus dem Misvergnügen, das man über ihren Beſiz oder Verluſt empfindet.

Ich.

Du haſt recht. Aber nun ſage mir noch, um nichts vorbeizugehen, kennſt du nicht auch eine dritte Claſſe von Menſchen. Sie ſcheinen mir wahre ſinnliche Freibeuter zu ſeyn, wahre Parteigänger des Vergnügens, ſie plündern iede Küſte, Fouragiren aus iedem Land, und ſaugen aus ieder Blume, ſie halten ſich niemal in den Grenzen eines Syſtems, ſondern ſie ſchweifen von dem einen zu dem andern, ſind heut ſtreng, morgen gelind, verdammen, oder ſprechen ſelig, entſchuldigen, oder klagen an, ie nachdem es ihr iedesmaliger Vortheil und Hang zum Vergnügen mit ſich bringt. Dieſe iſt die einzige Regel, die ſie befolgen. Sie werfen daher von beiden obigen Syſtemen hinweg, was ſie dazu gut finden, und ſie behalten davon zu ihrem Gebrauch, was ihren ſonſtigen Leidenſchaften ſchmeichelt, was eine günſtige Deutung leidet, oder mit ihren Wünſchen ſich leichter vereinigen läßt. Nach dieſem formt ſich ihre Religion und Moral. — Im Grund ſind ſie Epikureer oder Sophiſten. Sie erkennen aber aus widrigen Vorfällen und eigener Erfahrung das unbefriedigende dieſer Vor-

ſtellungs-

ſtellungsart im Unglük: ſie wünſchen eine Dauer, die ihnen ſo angenehm iſt, zu verlängern. Sie ſchweifen daher, um dieſe Lüke in ihrem Raffinement über das Vergnügen zu füllen, in das Gebiet der Religion und der höheren Moral aus, ſie brauchen Gott und die Zukunſt, um ſich durch dieſe zu tröſten, wenn die Menſchen und die Erde nicht nach ihrem Wunſche ſind, wenn der Himmel trübe iſt, und die Stürme des Unglüks hereinbrechen, oder ihre Auflöſung herbei naht. Dies macht ihnen dieſe Gedanken, für welche ſie in der Fülle des Glüks keinen Sinn haben, ungemein werth. Denn ſie können ungehindert genieſſen; ſie haben ſich noch anbey von den Folgen der Zukunft Vorſtellungen gemacht, die zu den übrigen paſſen; ſie haben ſehr bequeme Mittel erdacht, um ſolchen zu entgehen. Für ſie, und wenn ſie gut wollen, iſt die Güte Gottes ohne Grenzen; aber ihren Feinden iſt er ſchröklich. Sie ſprechen von Gott und der Zukunft, und ſie verlaugnen ſie in ihren Thaten. Sie glauben ſich durch Beobachtung ſolcher Pflichten, die keinen ihrer übrigen Wünſche beſchränken, in dem Beſiz eines groſſen Rechts, in allen übrigen Fällen

len nach Gefallen zu handeln. Zu welcher Claſſe der beiden obigen ſollen wir nun dieſe zählen? Welche glaubſt du, daß ihre herrſchende Neigung und Triebfeder ſey?

Der Leſer.

Ich trage kein Bedenken, ſie als ſinnliche Menſchen zu erklären, zu behaupten, daß ſinnlicher Genus ihre wahre obgleich verborgene lezte Abſicht ſey. Ihre Sinnlichkeit hat zwar noch einiges obgleich ſchwaches Gegengewicht an ihrer Theorie und Gewohnheit. Aber ſie brauchen es mehr, um die Lüken eines ältern mehr ausgebildeten und ihnen ungleich geläufigern Syſtems zu ergänzen; ſie nehmen daher die Welt mit, ſo lang ſie können, brauchen ſie, wie ſie ieder andere braucht, und ſie wenden ſich zu Gott und der Zukunft, wenn ſie unfähig ſind, die Welt ferner zu genieſſen, wenn dieſe Vorſtellung Mittel iſt, einem Verdruß zu entgehen, gegen welchen ihre ſonſtigen Gründe zu unwürkſam ſind.

Ich.

Und wie kann ich dieſe Menſchen erkennen?

Der Leſer.

Ich denke aus dem Widerſpruch, der in ihren Worten und Thaten iſt, aus dem Uebermuth ihres Glüks, aus dem ſchnellen Uebergang vom Unglauben zum Aberglauben, von der Unerſchrokenheit zur Forcht, aus der unrichtigen Schäzung der Güter, aus dem Misvergnügen, daß ſie fühlen.

Ich.

Es giebt alſo nur zwei Triebfedern, in welche ſich am Ende alle Handlungen der Menſchen auflöſen, wie ich oben geſagt habe; ſinnlicher und geiſtiger Genus. Der Boshafte handelt nach der erſten, und der Tugendhafte nach der leztern. Jener lebt, als ob dieſes Leben alles wäre, dieſer betrachtet es als Theil und Vorbereitung der Zukunft. Bei ienem iſt dieſes Leben Zweck, bei dieſem iſt es Mittel. Jener wird alles thun, was ihm dieſen Lebensgenus angenehm machen kann, dieſer genießt davon nur ſo viel, als er nöthig hat, um höhere Güter zu erlangen, als die Erwerbung dieſer nicht hindert. Jener ſezt ſeine

Glükſeeligkeit in das Gegenwärtige, ſucht und ſchäzt alles, was dazu Mittel iſt, dieſer in die Zukunft; Jener in die Eigenſchaften der Dinge auſſer ihm, die ihm einen ſinnlichern und frohern Lebensgenus verſchaffen, als Reichthum, Ehre, oder Macht, dieſer in ſich ſelbſt, in die höheren Eigenſchaften ſeines Geiſtes; Jener lebt wie ein Verſchwender, dieſer wie ein guter Hausvater und Wirth. — Noch eine Eigenſchaft von beiden kann ich nicht übergehen. Der vollkommene Menſch rükt in ſeinen Begierden bis an die lezte Grenze ſeiner Beſtimmung. Der ſinnliche Menſch bleibt bei einer niedrigern Stuffe ſtehen, und erkennt dieſe als die lezte Beſtimmung ſeiner Natur. Seine Trägheit hindert ihn weiter zu gehen: er verweilt, wie das Thier bei ſeinem Futter, und er bleibt zurük, wo der andre vorrükt, weil er es verſaumt, ſich noch weiter zu fragen, warum ſuchen Menſchen ſinnliches Vergnügen? Ich denke mit der Beantwortung dieſer Frage würde er ſein Unrecht gewahr werden. Sie würde ihm zeigen, daß man nicht genieſſe, um zu genieſſen, und dann würde er mit dem beſſeren Theil der Men-

ſchen

ſchen an einem gemeinſchäftlichen Ziel ſteben. Es ſcheint, er habe des langen Wanderns müde ſeine Reisgeſellſchaft zu frühe verlaſſen, und ſich an dem erſten bewohnbaren Plaz niedergelaſſen, indeſſen ſein Gefährt die Merkmale des verheiſſenen Landes hier nicht findet, und ſeine Reiſe weiter verfolgt, um mit etwas mehr und längern Beſchwerden ſodann an ein ſichereres und dauerhafteres Ziel ſeiner Wünſche zu gelangen.

Der Leſer.

Was kann man aber hier noch weiter fragen? Ich denke, man komme endlich auf eine Grundeinrichtung unſrer Seele. Und was kann man ſodann weiter beantworten?

Ich.

Ganz gewis liegt es in der Natur unſrer Seele, Vergnügen zu ſuchen, und auch der Tugendhafte folgt dieſer allgemeinen Einrichtung unſrer Natur. Aber muß es denn eben ſinnliches Vergnügen ſeyn? Iſt dieſes das einzige ſeiner Art? Was hat ſodann der Menſch vor den Thieren voraus, der aufgeklärte vor dem

Wilden, der Mann vor dem Kind? Wozu dieſe mögliche Vervollkommnung dieſer höheren Kräfte, die uns von allen Weſen ſo vorzüglich unterſcheiden? Wir lebten alſo zu nichts weiter? Wir hätten dieſe höhere Kräften um zu eſſen, zu trinken, zu ſchlafen, uns zu begatten, uns gegen Hize gegen Kälte zu verwahren? Und wer darein den feinſten Geſchmak, und die gröſte Verfeinerung bringt, dieſer allein wäre der vollkommenſte Menſch, das Meiſterſtük der Natur? Dies erreichten ſo wenige von den vielen? Dies wäre unſre höchſte Beſtimmung? Dahin allein giengen alle dieſe erſtaunliche Anſtalten der Vorſicht? — Ich ſchäme mich dieſer Beſtimmung, und doch ſcheinen mir alle, die ſinnlichen Genus zur Beſtimmung des Menſchen machen, all dieſes ſtillſchweigend, oder ausdrüklich zu wollen. — Nein! das werde nicht geſagt. Ich kenne eine höhere und würdigere Beſtimmung des Menſchen, Grundſäze, die ihn mehr veredlen, die ihn aufgelegter machen, ſich über ſeines gleichen zu erheben, und groſſe Handlungen zu unternehmen. — Dieſe müſſen eben darum wahrer ſeyn, oder die Wahrheit iſt keine

Quelle

Quelle des Vergnügens, ſie erniedriget mich zum Viehe. — Wenn es nun eine ſolche höhere Beſtimmung gäbe, hätten wir ſodann Recht, daß wir leben um zu eſſen, daß wir das Vergnügen um des Vergnügens willen begehren, daß wir etwas zum Zweck machen, das nur für unſeren gegenwärtigen Zuſtand, nicht für andere weitere mögliche angemeſſen wäre?

Der Leſer.

Ganz gewis hätten wir unrecht. Aber ſinnliche Menſchen werden antworten, daß mögliche Zuſtände keine würkliche ſeyen.

Ich.

Dieſe brauchen ſich nur zu überzeugen, daß ſinnliches Vergnügen der Zweck und die lezte Beſtimmung des Menſchen nicht ſey, und dieſe Zuſtände hören ſogleich auf blos möglich zu ſeyn. Ihr Herz bezweifelt ſie mehr als ihr Kopf. Sie brauchen nur den Reichthum und ſinnlichen Genus weniger zu lieben, und der Beweis giebt ſich ſodann von ſelbſten. Er liegt in uns, er iſt einer unſrer heiſſeſten Wünſche: aber dieſe

andern niedrigern Neigungen hindern uns, ohne daß wir es gewahr werden, dieſen Grundſäzen, die nur gar zu oft mit unſren Leidenſchaften zuſammſtoſſen, unſeren vollen und lauteſten Beifall zu geben. Wenn wir dieſe beſieget haben, ſo iſt die Würklichkeit dieſer möglichen Zuſtände nothwendig, weil unſre höhere Beſtimmung hier nicht kann erreicht werden, weil dieſer Zuſtand nur den Grund zu einem Gebäude legt, das ein Kommender vollenden ſoll. — Wir wollen es aber dermalen noch bei der bloſſen Möglichkeit bewenden laſſen. Ich frage alſo, wenn ein ſolcher weiterer Zuſtand würklich wäre, würden ſodann dieſe Menſchen mit dieſen engeren Abſichten, mit dieſem ihren Hang nach ſinnlichem Vergnügen klug zweckmäſſig handeln? Verdiente dieſer kommende Zuſtand nicht ihre vorzügliche wo nicht einzige Rükſicht? Wäre es nicht vielmehr nothwendig für dieienige Eigenſchaften zu ſorgen, die ſchon hier und vorzüglich dort dieſen Nuzen gewähren?

Der Leſer.

Welche wären ſodann dieſe Eigenſchaften? Würden unſre Gegner fragen.

Ich.

Ich.

Keine von denen, die wir hier zurük laſſen, nichts was auſſer uns iſt: alſo — innere Vollkommenheit.

Der Leſer.

Und dieſe gewährte auch hier ſchon Vergnügen?

Ich.

Keine ſo ſehr als dieſe.

Der Leſer.

Bei allen Aufopferungen, die nöthig ſind, um dazu zu gelangen?

Ich.

Bei allen dieſen Aufopferungen, die gar nicht gros ſind. Nun ſage mir zuvor, welche ſind hier unten die ergiebigſten Quellen unſers Misvergnügens.

Der Leſer.

Ich glaube ſie entſtehen 1) aus den Schranken unſrer Kräften, die wir an uns gewahr

werden, aus den Irrthümern unſeres Verſtandes. 2) Aus der wahren oder eingebildeten Difformität der Gegenſtände auſſer uns. 3) Aus dem Streit und Kampf, in welchem unſre Wünſche mit dem Laufe der Natur liegen, oder kürzer aus unerfüllten Wünſchen. Ich kenne keine andere Quelle unſres Misvergnügens.

Ich.

Wenn alſo innere Vollkommenheit alle dieſe Quellen vermindert, und hier unten ſchon vermindert, ſo muſt du finden, daß meine obige Behauptung nicht ohne Grund war.

Der Leſer.

Laß ſehen, wie du dies beweiſen wirſt.

Ich.

Kann innere Vervollkommung ohne wachſende Vervollkommnung unſres Verſtandes und Vernunft gedacht werden?

Der Leſer.

Unmöglich. Wir erhalten dadurch mehrere richtigere und deutlichere Begriffe.

Ich.

Es vermindern ſich alſo mit ihr die Schranken unſrer höhern Kräfte, wir werden weniger Unvollkommenheit an uns gewahr, die Wirkſamkeit unſers Geiſtes wird vermehrt, und folglich die erſte und reichſte Quelle unſres Misvergnügens vermindert.

Der Leſer.

Es ſollte ſo ſeyn: aber werden wir nicht einer Menge der gröſten Gelehrten gewahr, die mit aller Wiſſenſchaft nicht weniger misvergnügt ſind?

Ich.

Hier iſt die Rede nicht von einem theoretiſchen, ſondern von einem praktiſchen Verſtand, der die Verhältniſſe der Dinge, unter denen er lebt, ihre Beziehungen und Verhältniſſe mit und untereinander, ihre Beſtimmung und Zwecke, und die Unterordnung dieſer Zwecke, den Zuſammenhang und die Folgen der Dinge kennt. Dieſe Kenntniß allein ſezt ihn in den Stand, alles gehörig zu beurtheilen, und eine Menge von Gegenſtän-

den zu überſehen, und Harmonie und Uebereinſtimmung überall zu finden. Dieſe Kenntniß kann ieder haben, der Augen hat, um zu beobachten, der ſich überzeugen kann, daß alles in der Natur einen Grund und einen Zweck habe. Dieſe Kenntniß von den Gründen und Zwecken aller Dinge kann er beſtändig erweitern, und mit ihr wird ſich ſein Vergnügen vermehren; denn er muß ſchlieſſen aus der Menge der Gegenſtände, die er kennen kann, aus der Leichtigkeit, mit welcher er ſie erkennen kann, daß er an Erkenntnißkraft in dem Maas zugenommen habe, als er dieſes vermag. Dieſe Kenntniß iſt keine Wiſſenſchaft, oder Gelehrſamkeit, ſie heißt geſunder Menſchenverſtand, Weisheit, um ihrentwillen ſind alle Wiſſenſchaften, und ſie haben nur einen Werth, in ſo fern ſie dieſe befördern. — Nun laß uns weiter gehen. Der Verſtand, der ſich von den wahren Naturverhältniſſen auf dieſe Art ſo anſchaulich überzeugt von ihrem Zuſammenhang, Urſachen, Folgen, Zwecken und Unterordnung dieſer Zwecke, dieſer muß auch finden, daß alle Dinge gut ſind, inſofern ſie ihren Zweck befördern, daß ſie alle

auf einen allgemeinen gemeinſchäftlichen Zweck würken und in dieſer Rükſicht abermal gut ſind. Sie können ihm nun nicht mehr ſo widrig und häßlich erſcheinen, wenn er findet, daß alles zu ſeinem Guten abzwecke, ſo muß er ſie vielmehr lieb gewinnen; die äuſſeren Gegenſtände werden alſo mit ſeiner wachſenden Kenntniß immer mehr an Häßlichkeit und Difformität verlieren, und alſo wird ſich auch die zweite Quelle ſeines Misvergnügens vermindern, ſein Willen wird geordneter ſeyn, ſeine Bewegungsgründe vernünftiger, und er wird alſo dadurch abermal einen Zuwachs an innerer Vollkommenheit erhalten, weil das Wille ſeiner höhern innern Kräfte iſt, der ſich ganz nach ſeinem Erkenntnißvermögen richtet. Kannſt du dies läugnen?

Der Leſer.

Wenn das Spiel der Leidenſchaften und Einbildungskraft nicht wäre?

Ich.

Die Macht dieſer vermindert ſich in dem Maas, als der Verſtand ausgebildet iſt. Wo

deutliche Vorſtellungen herrſchen, vermögen dieſe ſehr wenig. — Nun laß uns zur dritten angegebenen Quelle des Misvergnügens ſchreiten. Ein ſo ausgebildeter Verſtand, der ſich von der Güte und Allgemeinheit eines Zuſammenhangs in der Welt durch ſeine Erfahrungen überzeugt, der wird auch immer mehr einſehen, was ein ſolcher Zuſammenhang mit ſich bringt, was in ſolchem möglich oder unmöglich iſt, ſein Wille wird ſich darnach richten und ordnen, nichts zu begehren, was unmöglich iſt, nichts zu wollen, was nicht die Einrichtung der Natur und der Wille Gottes mit ſich bringt, er wird *in Fällen*, wo ihm dieſer Zuſammenhang weniger einleuchtet, ihn kraft der Analogie nicht weniger vermuthen, und auf die Vorſicht vertrauen, die alles zu ſeinem Beſten geordnet hat: ſeine Wünſche werden alſo immermehr in Erfüllung gehen, und ſein Misvergnügen über unerfüllte Wünſche wird ſeltener werden. — Wenn nun der Verſtand den Willen verbeſſert, wenn Thaten und Handlungen durch den Willen und Bewegungsgründe hervorgebracht werden, ſo werden auch alle Handlungen nicht minder vollkommen

ſeyn,

ſeyn, und das Gepräg der reinſten und lauterſten Abſichten an ſich haben. Der Karakter eines Mannes von dieſer Art muß ſeyn, wie Paterculus den Scipio beſchreibt, qui nihil in vita niſi laudandum aut fecit, aut dixit, aut ſenſit. Da ſein Verſtand die entferntere Folgen überſieht, ſo werden unmittelbare Eindrüke über ihn wenig vermögen, er wird Stärke genug haben, um Misvergnügen nicht zu ſcheuen, und manchem Vergnügen zu entſagen. Die Furcht wird ihm fremd ſeyn, und die Folgen der Uebereilung, des Leichtſinns wird er weniger fühlen. Statt Freuden und ſinnliche Vergnügen zu haſſen, wird er von dieſen nur dieienigen wählen, die unſchädlicher ſind. Er wird Eſſen, Trinken, Schlaffen, alle Freuden genieſſen, die ihn an Erwerbung höherer Güter nicht hindern. Er unternimmt alles, was der ſinnliche Menſch thut, aber richtiger, mit minderer Gefahr, mit gröſſerer Mäſſigung, mit mehr Vorbereitung und Geſchmak. Er ſorgt für ſeinen Körper, ohne ſein Sklav zu ſeyn, weil er ihm zu den Verrichtungen ſeines Geiſtes unentbehrlich iſt: er ſucht auch Reichthümer und Macht, weil ſie gröſſeren

Einfluß

Einfluß geben, und ihn fähiger machen, um auf andere zu würken. Aber er kränkt ſich nicht über ihren Verluſt, denn ſeine Thätigkeit wird dadurch nicht beſchränkt, er würkt nun ſo viel er kann, er würkt auf ſich ſelbſt, und wird immer fähiger zum Genus. Seine innere Ruhe und Gleichheit verbreiten ſich über ſeine Gebehrden, über ſein äuſſeres Betragen. Alles, was er thut, iſt ſchön, und hat ſeine eigene Art. Dieſe verkündet beim erſten Anblik ſogar iedem Fremden das Wohlwollen ſeiner Seele. Es verſichert ihn gegen Beleidigung und Betrug, und öfnet iedes Herz dem Mann, deſſen ungeheuchelter Anſtand im äuſſern Betragen vom innern Adel, und von der Vollkommenheit ſeines Geiſtes zeugt; ſeine Heiterkeit theilt ſich iedem andern mit; er iſt der beſte Sohn, Vater, Burger und Freund, und ieder fühlt aus ſeinem Umgang, daß Tugend ein Gut ſey, das alle Güter übertrift, wenn es ſich in menſchlicher Geſtalt zeigt. —

Du ſiehſt alſo, wie ich glaube, daß der vollkommene Geiſt auf keine Art das ſinnliche

Vergnügen fliehe, daß er kein Haſſer der Freuden ſey, welche den Erwerb höherer Güter erleichteren. Er wählt und beurtheilt ſie nur richtiger. Und du glaubſt, daß Vergnügen hier unten mit dieſer Vollkommenheit nicht beſtehen könne? Du nennſt das Vergnügen entbehren, unnüze Aufforderungen machen! oder ſuchſt du ein Vergnügen, nennſt du das ein Gut, was nicht ohne Gefahr oder Verluſt von dauerhaftern Gütern erworben wird?

Der Leſer.

Du haſt, wie mir ſcheint, deinen Saz vollkommen bewieſen. Aber nun ſage mir auch dieſes noch, welcher Menſch gelangt zu dieſem Grad von Einſicht?

Ich.

Ich habe dir ja ſchon oben mehr als einmal eingeſtanden, zu dem höchſten Grad wird hier unten Niemand gelangen. Ein ſolcher Menſch würde in dieſer Welt gar kein Uebel gewahr werden. Misvergnügen muß hier unten bleiben, ſonſt würde uns der Reiz mangeln, unſre Kräften

in Thätigkeit zu erhalten, es würde uns ſogar unmöglich ſeyn, dereinſt zu dieſer Einſicht zu gelangen. Aber ſich dieſer Einſicht nähern, und das täglich mehr und mehr — das kann ieder. Jeder Grad von Annäherung iſt ein eben ſo groſſer Gewinn: Er iſt würkliche Verminderung des Uebels, und Wachsthum an Vergnügen. Jeder, der dieſe Annäherung unterläßt, verirrt ſich, und leidet in dem Maas, als er ſie unterläßt.

Der Leſer.

Noch immer weis ich nicht, was du oben mit einem weitern Zweck des Triebes nach ſinnlichem Vergnügen wollteſt.

Ich.

Dieſe Ungewisheit will ich dir ſogleich benehmen. Mir ſcheint es, der Trieb nach ſinnlichem Vergnügen ſey den Menſchen aus höheren Abſichten gegeben. Es ſcheint, weil durch und mit der Vervollkommnung unſrer ſelbſt dieſer Trieb unter allen übrigen möglichen Arten, dieſes ſinnliche Vergnügen zu erhalten, am beſten

und

und dauerhafteſten befriediget wird; daß vielmehr die Vervollkommnung ſeiner ſelbſt die Hauptbeſtimmung des Menſchen ſey; daß Gott mit dieſer das Vergnügen als eine Folge, als eine Belohnung verbunden habe, um ihn um ſo ſicherer zu dieſer Vollkommenheit zu führen. Mir ſcheint es alſo, das Vergnügen ſey nichts weiter als ein Mittel, durch welches die Vorſicht die Vervollkommnung der Menſchen zu bewürken ſucht, dieſe Vervollkommnung ſelbſt ſey vielleicht ein noch weiteres Mittel zu weitern uns unbekannten Abſichten der Vorſicht, und ſey als ein ſolches in den allgemeinen Zuſammenhang der Dinge mit eingeflochten.

So ſcheint mir, wir ſuchen durch unſre Handlungen Ehre, Beifall, Macht, Anſehen, Reichthümer. Wir ſuchen in dieſen ſinnliches Vergnügen. Dieſes ſinnliche Vergnügen ſcheint

der lezte Zweck des Menſchen, aber nicht der lezte Zweck der Vorſicht und der Natur. Dieſe hat dem Menſchen den Trieb nach ſinnlichem Vergnügen eingepflanzt, um ihn dadurch zum Vergnügen zu führen, um ihn dadurch mit Vergnügungen höherer Art bekannt zu machen, um ihn zu einen gröſſern und höhern Genus vorzubereiten, um ſodann bei dieſem zu verweilen. Dieſer vollkommnere Menſch verlangt ſodann mit der Natur, er will nach den Abſichten der Vorſicht. Er will das Vergnügen nicht um des Vergnügens willen, er will es als Folge einer Urſache, die in ihm ſelbſt iſt, die er erſt gründen und herbeiführen ſoll: Er will es als Mittel zu gröſſeren Abſichten der Vorſicht. Nun hat alſo auch ſinnliches Vergnügen ſeinen Werth; es darf begehrt und geſucht werden, als Mittel, nicht als Zweck. Alles Misvergnügen der Menſchen führt bei genauerer Unterſuchung dahin aus, daß der Leidende dieſen Geſichtspunkt verfehlt, und die Unterordnung der Zwecke nicht kennt, daß er den Werth gewiſſer Güter unmäſſig erhöht,

ſie

ſie um ihrer Selbſt willen begehrt, und zum lezten Ziel ſeiner Beſtrebungen gemacht hat. Alle Leiden der Menſchen gründen ſich alſo in einem irrigen Verſtand, in einem falſchen zu engen Geſichtspunkt: dieſer hat zur Folge einen ungeordneten Willen, falſche unlautere Bewegungsgründe, durch die er ihn beſtimmt, und aus einer ſolchen Quelle und Urſache können nur unvollkommne Handlungen hervorkommen, die Misvergnügen nach ſich ziehen. Alles Leiden der Menſchen gründet ſich alſo in falſchen Begriffen der Vollkommenheit, in der Vernachläſſigung der wahren Vervollkommnung ihrer innern und höhern Natur. Ein neuer Beweiß, daß die Vollkommenheit des Geiſtes die reinſte Quelle alles Vergnügens ſey, daß ſie daher das lezte Ziel unſrer Wünſche und Begierden ſeyn muß, daß ſie es aber nach den Folgen unſrer Handlungen zu urtheilen noch lange nicht ſey. Dieſe Vollkommenheit erhält auch dadurch noch einen gröſſern Werth, daß ſie das einzige Gut iſt, das keine Mitwerber ausſchließt, deſſen Uebermaas nicht quälend wird; daß ſie von allen Menſchen in

allen auch den widrigſten Umſtänden durch ſie ſelbſt ohne alle äuſſerliche Hülfe und Mitwürkung erreicht werden kann, wo ſich bei allen übrigen Gütern häufige und unüberwindliche Hinderniſſe äuſſern, wo ſodann ihre Nicht-Erreichung quälend wird, und mit Misvergnügen verbunden iſt. Sie hat dieſen Vorzug, daß ſie keinem Wechſel unterworfen iſt, den alle übrige Güter ſo häufig erfahren, daß ſie die Triebfedern unſres Willens verändert, allen Gegenſtänden eine lachende Geſtalt giebt, das Uebel vermindert, und die Freuden vervielfältiget, daß ſie den Weltzweck zu den unſrigen, und uns *aufgelegt* macht, überall Gutes, Harmonie, Vollkommenheit, Ordnung, Vergnügen und Freude zu finden.

Und nun ſage mir, welche Stimmung des Geiſtes iſt fähiger, mehr Vergnügen zu genieſſen, weniger Misvergnügen zu erfahren? — Deine Stimmung muß nach ihren Folgen zu urtheilen offenbar falſch ſeyn. Verwechsle ſie alſo mit dieſer, oder höre auf, über dein Schikſal zu klagen. Du leideſt nunmehro aus eigener Schuld:

Du

Du kennſt das Beſſere, weiſt, was dir Linderung verſchaffen könnte, und benuzeſt es ſo wenig.

Der Leſer.

Das iſt leichter geſagt, als gethan. Wenn das nur ſo leicht möglich wäre.

Ich.

So leide, bis du es vermagſt. Deine Leiden müſſen noch lange nicht ſo dringend ſeyn, als du glaubſt. Sie würden dich nöthigen dich hinter dieſer Schuzwehre zu flüchten. Aber deine Uebel ſind dir lieb. Sag entgegen, was du willſt, ſie ſind dir lieber, als deine gänzliche Geneſung: ſie reizen dich zu ſchwach. Deine Sinnlichkeit und Trägheit ſind eines ſtärkeren Sporns und Antriebs benöthiget. Bitte die Vorſicht, daß ſie dich zu deinem Beſten in noch empfindlichere Lagen verſeze. Du würdeſt dieſe Grundſäze wahrer finden, ſie in Ausübung bringen, und in Thaten zeigen, wenn nicht deiner Sinnlichkeit eine Hinterthüre offen ſtünde, wodurch ſie auf eine kleine Zeit entwiſchen kann, um ſich zu erholen: wenn dein Bedürfnis nach

Linderung ſodann dringender, und nur durch dieſe einzige Mittel zu befriedigen wäre.

Der Leſer.

Himmel! ich ſoll noch elender werden, als ich würklich bin! bin ich das nicht beinah mehr als ich ertragen kann?

Ich.

Merke dir dieſe Worte, und laß uns hier ſtill ſtehen, denn es wird ſchon ſpät, und der Stoff, den du mir ſo eben giebſt, erfordert eine vollſtändigere Behandlung. Die Wahrheit dieſes deines Vorgebens zu unterſuchen ſoll der Gegenſtand unſrer künftigen Unterredung ſeyn.

Ende des zweiten Geſprächs.

Apologie
des
Misvergnügens und Uebels.

Drittes Geſpräch.

Von

Adam Weishaupt

Herzoglich Sachſen Gothaiſchen Hofrath.

Non ignara mali, miſeris ſuccurrere diſco.

Frankfurt und Leipzig,
1787.

Drittes Geſpräch.

Der Leſer.

Schon lange habe ich deiner gewartet. Kein Schüler des Socrates konnte ſeinen Lehrer ſo ſehnlich erwarten. Und nun ſehe ich mich wieder an deiner Seite, und erwarte deinen weiteren Vortrag.

Ich.

Daraus ſchlieſſe ich, daß meine Grundſäze für dich kein geringes Intereſſe haben: und wo dieſes einmal entſteht, da iſt auch der gute Erfolg und Würkung nicht gar ferne. Nach dieſem anhaltenden Eifer, aus der Sehnſucht nach weiterer Belehrung und Unterricht, nicht aus vorübergehenden Eindruk ſolte ieder Lehrer den Nuzen ſeines Unterrichts in den Gemüthern ſeiner Zuhörer beſtimmen. Wer den folgenden Morgen nicht weiter davon ſpricht, wer nicht von ſelbſt von iedem Gegenſtand Gelegenheit nimmt, die gehabte Unterredung zu erneuern, wer deinen

Umgang nicht allem übrigen vorzieht, und dich noch anbei ſehr ſelten, und nur gelegentlich, und auf eine ſehr kurze Zeit ſieht, von dem glaube nicht, daß du oder deine Lehre ihm ſehr wichtig geworden. Er glaubt ſich vollendet, oder es giebt andere Gegenſtände, die ihm ein lebhafteres Intereſſe erweken.

Der Leſer.

Sollte dieſer Schlus auf den Eifer ſeiner Zuhörer nicht zu einſeitig und hart ſeyn? Konnten nicht Hinderniſſe und dringende Geſchäfte Antheil daran haben?

Ich.

Dieſe wird ieder vorſchüzen, um deinen Vorwürfen zu begegnen, die er ſich ſchon zum Vorhinein ſelbſt macht, und in ſeinem Herzen gerecht findet, aber doch nicht erfahren will, weil er beſſer ſcheinen will, als er iſt. Aber du ſey klüger, und glaube nicht, was wider die ganze Natur dieſes Geſchäftes ſtreitet. Sage mir, was thut der Liebhaber, wenn ein geliebter Gegenſtand ſeine Seele feſſelt?

Der Leſer.

Er füllt ſeine ganze Seele. Dieſes Bild begleitet ihn aller Orten und verdunkelt alle übrige Vorſtellungen. Kein andrer Gedanke kann ſich zur gehörigen Lebhaftigkeit hinaufarbeiten. Alle übrige Geſellſchaft iſt dem eifrigen Liebhaber läſtig und ekkelhaft: er ſucht ſich davon los zu machen, er bietet aller ſeiner Verſchlagenheit und Wiz auf, um die gröſten Hinderniſſe zu überwinden, und eilt ſodann in die Arme ſeiner Geliebten, und findet ſich nirgends ſeeliger, als in ihrer Geſellſchaft und Umgang.

Ich.

Du muſt ſelbſt geliebt haben, ſo treffend haſt du dieſen Zuſtand geſchildert: und nun ſage mir, ſoll der Liebhaber der Weisheit, die am meiſten Liebe verdient, weniger thun, wenn ihm Weisheit zur Leidenſchaft, zur erſten Lebens-Angelegenheit wird? Mus nicht dieſelbige Urſach auch dieſelbige Würkungen hervorbringen? Und wenn dieſe nicht erſcheinen, wie kannſt du die Urſache vermuthen, wo ſie nicht iſt? Lauigkeit und Gleichgültigkeit müſſen ſich einer ſolchen Seele bemei-

ſtert haben, es müſſen Gegenſtände vorhanden ſeyn, die ſie heftiger begehrt, oder du haſt die Kunſt nicht verſtanden, das Feuer in dieſer Seele für dieſen Gegenſtand mit der gehörigen Lebhaftigkeit zu entzünden, ihn auf ſeiner reizendſten Seite, in der liebenswürdigſten Geſtalt, mit den dauerhafteſten und anziehendſten Vorzügen darzuſtellen. Wäre dies alles geſchehen, er käme wieder und gienge nicht von deiner Seite. — Aber dich, lieber Leſer! trift dieſer Tadel nicht. Du ſcheinſt über unſre lezte Unterredung gedacht zu haben. Hat dieſe Zwiſchenzeit noch keine Veränderung in dein leztes Urtheil gebracht? Glaubſt du noch immer, daß dein Unglück gröſſer ſey, als du es ertragen kannſt?

Der Leſer.

Ich glaube es noch immer.

Ich.

Ich ſollte glauben, du müſteſt dich groſſer Verbrechen ſchuldig wiſſen, welche dir deine innerliche Ruhe rauben.

Der Leſer.

Dagegen ſchüzt mich mein gutes Gewiſſen.

Ich.

Ich.

Du muſt alſo ſehr mit körperlichen Unfällen und Schmerzen zu kämpfen haben? Oder es müſſen dir alle Mittel fehlen, die erſten und dringendſten Bedürfniſſe der Natur zu befriedigen?

Der Leſer.

Keines von beiden.

Ich.

So ſind alſo deine Schmerzen keine phyſiſche, ſondern idealiſche Schmerzen. Du liegſt krank an einer Idee. Du leideſt in der Einbildung, einer ſehr allgemeinen und quälenden Krankheit. Drei Theile der geſitteten Menſchen leiden mit Dir.

Der Leſer.

In der Einbildung?

Ich.

Du biſt unglüklich, weil du glaubſt unglüklich zu ſeyn; weil du etwas für ein Uebel hältſt, was kein Uebel iſt. Alle Leiden der Menſchen die keine phyſiſche Leiden ſind, ſind Leiden der Einbildung.

Der Leſer.

So ſprechen alle in dem Augenblik, wo ſie nicht ſelbſt leiden. Aber laß die Reihe an dich ſelbſt kommen, und ich will erfahren, daß du dieſen Ton ſehr herabſtimmſt. Ich will alſo die Uebel nicht berühren, die mich näher und unmittelbar betreffen, um deinen Vorwürfen, die ich vorherſehe, auszuweichen. — Aber ſag einmal, ſoll mich das nicht quälen, daß die Welt ſo verderbt iſt?

Ich.

Du nennſt eine groſſe und gerechte Urſache deines Misvergnügens, wenn die Welt das iſt, was du ſagſt. — Aber ob ſie das iſt? Dies könnte doch wohl ein Misvergnügen der Einbildung ſeyn?

Der Leſer.

So ſchau alſo auf den Lauf der Welt, auf die Handlungen der Menſchen. Alle dieſe ſcheinen mein Urtheil zu rechtfertigen.

Ich.

Sie ſcheinen, aber es verhält ſich nicht ſo, wie du vorgiebſt. Es ſcheint, wenn du es bei

dem erſten Eindruk bewenden laſſeſt. — Und am Ende laß die Welt verderbt ſeyn, iſt dieſes Verderben unheilbar? Ohne Zweck? Gar keine Quelle eines künftigen entfernten Wohlſtandes? — Dann erſt klage, wenn es dieſes iſt.

Der Leſer.

Ich kenne dich, wie ſehr du die Kunſt verſtehſt, allen Uebeln der Welt einen beſſern und günſtigern Anſtrich zu geben.

Ich.

Und glaubſt du, daß man übel dabei fährt? Wem war das noch vorträglicher, ſich die Dinge ärger vorzuſtellen, als ſie ſind?

Der Leſer.

Das Gefühl und die Empfindung widerlegen deine Sophismen. Alles ſagt mir, das Verderben der Menſchen ſey gros und unheilbar.

Ich.

Du ſcheinſt mir das Daſeyn eines Gottes zu laugnen?

Der Leſer.

Wie das?

Ich.

Ein unvollkommner Gott, der böſes will, oder nicht hindern kann, iſt doch wohl ſo viel als gar kein Gott? Wenn's nicht ärger iſt einen ſo unvollkommnen Gott zu glauben?

Der Leſer.

Und doch denke ich mir keinen, als einen höchſt vollkommnen Gott.

Ich.

Das gehört zu dieſer ſonderbaren Philoſophie der Menſchen, die ſo manche Säze zu vereinigen weis, die auf keine Art zu vereinigen ſind. — Gott iſt ſo vollkommen, wie du ſagſt, und ſein Werk ſo elend und verderbt? Reime mir das zuſammen, ich bitte dich. Woher weiſt du das Daſeyn eines Gottes, wenn du ihn nicht aus dem Daſeyn ſeiner Werke kennſt? Woher ſchlieſ-ſeſt du auf ſeine Vollkommenheit als aus den Eigenſchaften ſeiner Werke?

Der Leſer.

Gott kann in ſich ſelbſt vollkommen ſeyn, ohne daß es nöthig wäre, daß ſeine Würkungen auſſer ihm dieſen höchſten Grad von Vollkommenheit haben.

Ich.

Alſo in ſich mus er in dem höchſten Grad vollkommen ſeyn? Iſt denn die Kraft, mit welcher er dieſe verderbte Welt hervorgebracht, nicht in ihm, ein Theil ſeines Weſens? Mus denn dieſe Kraft nicht ebenfalls höchſt vollkommen ſeyn? Und iſt ſie das, wenn ihre Würkung die Welt ſo elend iſt, als du ſie beſchreibſt? Was würdeſt du ſagen, wenn ich dir zu deinem Bau einen Baumeiſter als den gröſten und erſten empfehlen, und dir ſodann zum Beweis alle die elenden Hütten vorzeigen wolte, die er gebaut, und die täglich den Einſturz drohen? Würdeſt du deine oder der Deinigen Geſundheit dem Arzt anvertrauen, von dem ich dir erzähle, daß durch ſeine Hülfe noch kein Menſchenkind geneſen ſey? Und du willſt, daß ich auf den Gott vertraue, ihn liebe, ſeine Vollkommenheit bewundere, deſſen

Werke

Werke verderbt ſind, der alles zu meiner Qual geordnet, deſſen Kunſtwerke ohne allen Zweck, Ordnung und Zuſammenhang, und ſo elend ſind, daß du ſogar den Richter machſt, und dich im Stande glaubſt, beſſere an ihrer Stelle hervorzubringen? Erkenne ich nicht aus der Unvollkommenheit der Würkung die Unvollkommenheit der Urſache? Iſt die Würkung ihrer Urſache nicht ähnlich? Oder warum leidet dein Grundſaz hier eine Ausnahm?

Der Leſer.

Wenn dieſer Grundſaz auch hier anwendbar wäre, ſo müſte die Welt kein endliches Weſen, ſie müſte durchaus vollkommen, und ſelbſt Gott ſeyn.

Ich.

Nicht ganz ſo wie du glaubſt. Dieſer Schlus iſt falſch. Ich ſchlieſſe vielmehr daraus, weil die Welt nicht Gott ſelbſt ſeyn kann, aber doch Gottes Werk iſt, ſo mus ſie ſo gut ſeyn, als die Natur eines endlichen Weſens erlaubt, und die Natur eines vollkommnen Gottes erfordert. Dies geſchieht, wenn alle vermeinte Uebel Quellen des Guten werden, wenn ihre Einrichtung

ſo

ſo beſchaffen iſt, daß ſich dieſe Uebel beſtändig vermindern, daß dieſe Uebel Triebfedern zur Entwiklung einer unaufhörlich wachſenden Vollkommenheit werden. Wenn alſo die Welt als ein endliches Weſen nicht auf einmal den höchſten Grad von Vollkommenheit erhalten konnte, ſo muſte ſie doch wenigſtens den gröſtmöglichen erhalten. Sie mus die Fähigkeit haben, durch Verminderung ihrer urſprünglichen Unvollkommenheiten immer beſſer und vollkommner zu werden. Nach dieſem Geſichtspunkt verſchwinden alle Uebel, und ich erkenne einen Gott, und eine Welt die nun beſſer verdient, ſeine Würkung zu heiſſen. Dieſer Weg allein war übrig, oder du biſt genöthiget, Widerſprüche zu behaupten, und Gott zum poſitiven Urheber des Uebels zu machen.

Weiſt du nun, wo dein Fehler liegt, und was dein Urtheil beſtimmt?

Der Leſer.

Ich bin begierig, ſolches von dir zu erfahren.

Ich.

Ich.

Du muſt einſehen, daß deine Begriffe von Gott ſeiner unwürdig, falſch, und ganz widerſprechend ſind. Deine Säze ſind in gar keinem Zuſammenhang. Die Urtheile der Sinne ſind mit ienen der Vernunft in gar keine Verbindung gebracht. Du wankſt zwiſchen beiden, und weiſt nicht, auf welcher Seite du dich beſtimmen ſollſt. Die Empfindungen würken ſtärker, und öfter, reiſſen dich und deine Vernunft mit ſich fort, und erſchleichen von dir dieſe Gottläſternde Urtheile. Du denkſt dir die Welt nach einem gewiſſen Zweck, der dir näher liegt, ſehr oft nach dem Maas, als deine Wünſche und Leidenſchaften dadurch befriediget wurden. — Auf dieſen Geſichtspunkt beziehſt du alles, und die Weltbegebenheiten erfolgen nicht in der Ordnung, wie ſie zu dieſen deinem Zweck paſſen. Dein Zweck, nach welchem du die Welt beurtheileſt, iſt nicht der Weltzweck, der Zweck der ganzen Natur. — Schau einmal, wie dieſe unzählbare Sterne ſo ohne alle Ordnung an den nächtlichen Himmel hingeworfen, und ausgeſtreut ſind. Scheint es dir nicht, daß ſie dem Aug ein ungleich

ungleich reizenderes Schauſpiel darbieten würden, wenn ſie in Buchſtaben oder in ganze Worte, oder Blumenſträuſſe, oder andere Figuren und Bilder geordnet wären?

Der Leſer.

Wenn ich die Vergnügungen des Geſichts zum Zweck machen ſoll, ſo kann ich es nicht läugnen, ſie könnten beſſer geordnet ſeyn.

Ich.

Glaubſt du nicht, daß auf dieſe Art zwar unſre Augen gewinnen, aber unſer ganzes übriges Daſeyn unendlich verliehren würde? Glaubſt du, daß ſodann die Jahrszeiten in der Ordnung erfolgen würden, wie wir ſie nöthig haben? Haſt du bedacht, wie viel wir entweder von dem Uebermaas der Kälte oder der Hize leiden würden? Daß lebende Weſen mit dieſer Natur bei dieſer künſtlichen Stellung der Geſtirne unmöglich beſtehen könnten? Würde nicht auf einmal die Ordnung des ganzen Weltgebäudes verändert? Und wie viel glaubſt du, daß wir in weſentlichen Dingen durch dieſe Veränderung gewinnen würden? Kannſt du noch glauben, daß dein Wunſch, welcher

welcher der Luſt deiner Augen ſo groſſe und weſentliche Vortheile aufopfert, vernünftig ſey?

Der Leſer.

Es halt ſchwer, ſolches zu behaupten.

Ich.

Nun ſchlieſſe aus dieſem Beiſpiel auf deine übrige Wünſche. Es giebt alſo eine Unordnung, die weiſer als deine Ordnung iſt. Unordnung iſt zu etwas gut. Dieſe anſcheinende Unordnung iſt gröſte Ordnung und Harmonie, wenn du ſie nach denen von dir verkannten Geſezen der Gravitation, nach der Stellung beurtheilen willſt, in welcher ſie am fähigſten ſind, die für uns ſo nöthige und wohlthätige Würkungen hervor zu bringen. Der nächtliche Himmel wird ieden vergnügen, der ihn nach dieſen Geſezen beurtheilet. Und dieſe ſo reiche Quelle des Vergnügens kann für dich quälend werden, ſobald du dich von dem Zweck der Natur entfernſt, und die Luſt deiner Augen zum Geſez der Welt und der Schöpfung machſt. Aber ſag einmal. Weſſen iſt ſodann die Schuld? Liegt das Misvergnügen nicht vielmehr in deiner irrigen eingeſchränkten Vorſtellungsart,

lungsart, als in dem Gegenſtand ſelbſt, deſſen Gü=
te und Vollkommenheit du verkennſt? So viel
kömmt darauf an, ſich alles nach der Ordnung der
Natur vorzuſtellen, ſich zu überzeugen, daß in
dieſer beſſer für uns geſorgt ſey, als wir ſelbſt
verlangen. Die Begebenheiten der Erde und
der Menſchen ſind durch dieſelbige Meiſterhand
geordnet, welche den Geſtirnen dieſe und keine
andere Stelle angewieſen: ſie ſcheinen zerſtreut:
ſie erfolgen ohne Ordnung und Zuſammenhang,
wenn du ſie nach einer andern Regel betrachteſt,
als nach welcher ſie nach der Abſicht Gottes erfol=
gen. Aber wenn du ſie nach dieſer Stellung
beurtheilen willſt, ſo wirſt du finden, daß ſie mit
aller anſcheinenden Unordnung und Zweckloſig=
keit ein ſo harmoniſches Ganzes darſtellen, mit
ſolcher Weisheit auf und nebeneinander durch
die ganze Erde, und zu allen Zeiten erfolgen, daß
ſelbſt diejenigen den gröſten Vortheil davon zie=
hen, die dieſe Ordnung verkennen. Eine Bege=
benheit der Erde, die nach dieſer höchſtweiſen
Ordnung der Natur durch Zeit oder Raum von
einer andern getrennt iſt, kann eben ſo wenig
nach oder neben dieſer erfolgen, die du wünſcheſt,

als es offenbar unmöglich iſt, daß die Sterne des Orion ſich in das Sternenbild einer Roſe ordnen und verändern: oder wir alle leiden darunter, die Welt iſt nicht mehr, was ſie ſeyn ſoll, wir glaubten dem Elend zu entgehen, und wir ſind elender als wir waren. — Die vornehmſte Würkung einer wahren und ungeheuchelten Gottesverehrung iſt alſo Zufriedenheit mit ſeinem Schickſal, mit ſeiner Lage, Ueberzeugung von der Vollkommenheit der Welt. Wer dieſe nicht hat, dünkt ſich weiſer als Gott: Er und die Natur haben verſchiedene Wege, und ſie begegnen ſich nie.

Sage alſo vielmehr: die Welt iſt verderbt, weil ich alles einſeitig und aus einem falſchen Geſichtspunkt betrachte, weil ich nicht begreiffen kann, nach welchen Geſezen eine anſcheinende Unordnung geordnet ſey, weil ich mich allein zum Zweck mache, weil ich in dieſer Welt nicht vorſtelle, was ich doch zu ſeyn wünſchte, weil meine ſehr einſeitige Entwürfe und Anſtalten mislingen, weil ich die Welt nicht dazu machen kann, wozu ich ſie brauche, weil ich nur in An-

ſchlag

ſchlag bringe, was ich kenne, und das unendlich grössere, was ich nicht einmal vermuthe, gänzlich vorbeigehe; weil ich den kleinſten Theil als das Ganze betrachte, weil ich über der kurzen Dauer unſres Lebens die ungeheure Zukunft vergeſſe, weil ich mir in der Welt alles ohne Zweck und Zuſammenhang vorſtelle, weil ich nicht weiß, daß die Welt ein endliches folglich ſucceſſives Weſen iſt, das ſich erſt zur Vollkommenheit entwikeln ſoll: weil ich alles zu wiſſen glaube, indem ich nichts weiß. — Und nun ſey aufrichtig. Sag mir offenherzig, ſind nicht dieſe deine Vorderſäze, nach welchen du ſchlieſſeſt, wenn du von einem unheilbaren Verderben der Welt ſprichſt.

Der Leſer.

Und doch iſt die meinige beinahe die allgemeine Vorſtellungsart der Menſchen. Ich will tauſende zählen, die mir beifallen und recht geben, ehe du einen einzigen finden kannſt, der es mit dir hält.

Ich.

Auch ich habe vordem wie du oder wie die tauſende gedacht, die du mir anführſt. Ich weis wie

wie ich mich dabei befunden habe. Aber nun ſoll mich aller Widerſpruch, alles Gelächter der Menſchen nicht weiter bereden, einer Lehre zu entſagen, deren wohlthätige Würkungen ich ſo ſehr empfinde. Unſre Geſichtspunkte ſind zu verſchieden; meine Ideen umfaſſen das Ganze, die deinige einen ſehr kleinen Theil derſelben.

Der Leſer.

Glaubſt du denn, daß andere Menſchen dieſe deine Grundſäze gar nicht kennen? Und doch erhalten ſie ihren Beifall nicht.

Ich.

Das glaube ich nicht, denn ſie ſind nichts weniger als neu: aber aus den Wirkungen, die ich gewahr werde, die ſich nicht verläugnen laſſen, muß ich ſchlieſſen, daß ſie noch zur Stunde von wenigen erkannt werden, wie man ſie kennen ſoll. Es kömmt alles darauf an, mit welchen andern Grundſäzen, in welcher Ordnung und Verbindung ſie gedacht werden, mit welcher Lebhaftigkeit? Mit welchem anhaltenden Eifer? Einzelne Säze erhalten ſehr oft erſt durch eine gewiſſe Stellung und glückliche Verbindung mit den nö-

thigen Vor- und Nebenbegriffen durch eine künſtliche Vorbereitung ihr vollſtändiges Licht und Wahrheit. Es wird oft nöthig ſeyn, erſt gewiſſe ſchon vorhandene Grundſäze zu ſchwächen, ehe die gegentheilige vorgetragen werden. Was kann ich mit dem Mann ſtreiten, deſſen Begriffe den meinigen durchaus entgegengeſezt ſind? Ich mus ihn verlaſſen, oder ſchweigen, oder ich brauche Zeit und einen längern Umgang, um die Idee bei ihm zu finden, wo ich mich anſchlieſſen, und ſeines Kopfs bemeiſtern kann. Es giebt Menſchen, in deren Gegenwart der gröſte Weiſe verſtummen mus, wo alle Gedanken ſtoken, und Worte und Gebehrden ihre Dienſte verweigern. Ein dunkles Gefühl, daß man umſonſt reden werde, das Staunen über den ungeheuren Abſtand der beiderſeitigen Denkungsart, über die Zuverſicht und Dreiſtigkeit ſeines Gegners, ſeine Begierde durchaus recht zu haben, ſeine Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, die bei den gröbſten Irrthümern bei ſich keinen Irrthum vermuthet, den er doch ſo gern bei andern gewahr wird, ſeine triumphirende Mine, ſein iedem Einwurf auf der Stelle entgegenkommendes herabſezendes Lächeln,

 oder

oder helles Gelächter laſſen vorherſehen, was man zu erwarten hat, ſie ſezen den Geiſt auſſer aller Faſſung, und verurſachen dieſes Stoken der geläufigſten Gedanken. Hier bei einem ſolchen Gegner kann man gar wohl verſtummen, und recht haben. Hier iſt nichts übrig, als den Beobachter zu machen, und niemand zu belehren, der Belehrung haßt. Oder was hilft ſtreiten, wo ſich die ſtreitende Theile gar nicht verſtehen, wo ſie ſich über die erſten Grundbegriffe entzweien? Dieſen Widerſpruch und dieſes Gelächter der Menſchen hat wohl keine andere Lehre ſo ſehr erfahren, als eben dieſe von der Vollkommenheit der Welt, worüber auch wir bishero geſtritten. Schon Plato trägt ſie in ſeinem Timäus vor. Leibniz hat dieſe ſehr alte Meinung erneuert, und mit neuen Beweiſen beſtärkt. Voltaire hat dagegen allen ſeinen Wiz aufgebothen, eine Lehre lächerlich zu machen, die es ſo wenig verdient, die ſo zu ſagen die Stüze von aller Moralität und Zufriedenheit iſt. Und weil es ungleich mehr Menſchen giebt, die lieber lachen, als denken, ſo hat die Beredſamkeit und Darſtellungskunſt, oder beſſer zu

ſagen,

ſagen, die Sophiſterei über die Wahrheit geſiegt. Was kann es alſo ſchaden, daß meine Säze nicht neu ſind? Jede Wahrheit iſt noch immer neu, ſo lang ſie von den meiſten verworfen wird, ſo lang Menſchen ſich in ihren Handlungen nicht darnach beſtimmen; und wiederholte Verſuche, ſie einleuchtender und allgemeiner zu machen, können nicht unter die überflüſſigen gezählet werden. Ja es können Jahrhunderte vergehen, ehe eine Wahrheit erfunden, Jahrhunderte ehe ſie erwieſen, und noch mehrere Jahrhunderte, ehe ſie zum Volks=-Begrif und in Handlungen ſichtbar wird. Die Meinung von der Vollkommnung der Welt iſt nach den Würkungen zu urtheilen noch gewis nicht von der Art, daß ſie aus Handlungen hervorleuchte. Du ſagteſt ia ſelbſt, man würde mich darüber verlachen. Ich bin's zufrieden, wenn's damit abgeht; denn es giebt noch ſo viele Menſchen, die ſich bei dem Glauben an ein unheilbares Verderben der Welt zu gut befinden, als daß ſie wünſchen ſolten, daß die Lehre von der Veredlung des Menſchengeſchlechts allgemeiner würde.

Laß alſo andere lachen oder verfolgen. Du der du Wahrheit ſuchſt und liebſt, muſt dich dafür mit den Säzen bekannt machen, die dich von den edelſten und troſtreichſten aller Lehren näher überzeugen. Laß uns dazu ſchreiten.

Du haſt ſchon oben eingeſtanden, daß ieder Menſch aus Abſicht handle, einen gewiſſen beſtimmten Zweck verfolge. Was verſtehſt du durch dieſen Zweck?

Der Leſer.

Jedes Gute, das der Handelnde vorherſieht, und durch ſeine Handlung für ſich hervorbringen will.

Ich.

Jeder Zweck iſt alſo ein Gut, und es wird ſo mancherlei Zwecke geben, als das Gute verſchieden iſt, welches wir verlangen. So wie ſich die Güter widerſprechen, und häufig kollidiren, ſo wird es ſich auch mit unſren Zwecken verhalten. Es wird wahre und falſche, hohe und niedrige, engere und allgemeinere Zwecke geben, ſo wie das Gute iſt, welches ſie bezwecken?

Der Leſer.

Dies läſt ſich nicht läugnen.

Ich.

Da nun bei einer und derſelbigen Handlung mehrere Zwecke können gedacht, und doch nur ein einziger verfolgt und erreicht werden kann, ſoll es uns bei dieſer Verſchiedenheit und Ungleichheit der Güter gleichgültig ſeyn, welchen wir erreichen?

Der Leſer.

Eben ſo wenig, als es gleichgültig iſt, welches Gute ich vor den andern erwählen ſoll.

Ich.

Es muß alſo wohl Regeln geben, nach welchen wir uns in einem zweifelhaften Fall entſcheiden?

Der Leſer.

Eben dieſelbigen, wie bei der Kolliſion der Güter.

Ich.

Und wie würdeſt du dich dabei verhalten?

Der Leſer.

Ich werde das gröſſere Gut dem Kleineren vorziehen.

Ich.

Warum?

Der Leſer.

Weil das kleinere Gut in Vergleich mit dem gröſſeren kein Gut iſt, weil unſer Trieb nach Vergnügen durch ein kleineres Vergnügen weniger befriediget wird, weil der Grad von Vollkommenheit, den ich durch Erreichung eines Guts erhalten will, geringer iſt, als er ſeyn würde, wenn ich das höhere Gut gewählt und vorgezogen hätte.

Ich.

Du wirſt alſo auch den wahren Zweck dem falſchen, den höhern dem niedrigern, und den allgemeinern dem engeren vorziehen?

Der Leſer.

Ganz gewis.

Ich.

Es ſcheint alſo, es gebe eine Unterordnung der Zwecke? Und wenn das, was die höchſte Vollkommenheit

menheit und das gröſte Gut gewährt, allen andern vorgezogen werden muß, ſo wird ganz allein der höchſte und allgemeinſte Zweck unſer Augenmerk verdienen. Alle übrige werden nur einen Werth haben, in ſofern ſie Mittel ſind, dieſen zu erreichen? Dieſe Kenntnis von der Unterordnung der Zwecke, die uns in Stand ſezt, den Werth aller übrigen Zwecke zu beſtimmen, die Stimmung unſrer Seele, den lebhaften Willen, dieſem allem gemäß zu handeln, können wir, wie ich denke, Weisheit nennen. Es ſcheint, die Weisheit ſey die beſte und einzige Schule des Vergnügens. Weiſt du warum?

Der Leſer.

Weil ſie uns lehrt, das Gute und Beſte zu erwählen, und nur der Beſiz des Guten vergnügt.

Ich.

Sollen wir dieſen höchſten Zweck, dieſe höchſte Quelle des Vergnügens in dem Menſchen ſuchen, oder in Dingen die auſſer ihm ſind?

Der Leſer.

Ich denke in ihm, was auſſer ihm iſt, kann von ihm getrennt werden, und folglich würde

ſein

ſein Vergnügen und ſeine Glückſeeligkeit weniger dauerhaft ſeyn.

Ich.

Welcher möchte wohl dieſer höchſte Zweck in dem Menſchen ſelbſt ſeyn?

Der Leſer.

Nach deinem obigen Vortrag — innere Vollkommenheit.

Ich.

Warum dieſe.

Der Leſer.

Weil ſie die einzige iſt, die von mir nicht getrennt werden kann; weil ſie mich zu allem Genus am aufgelegteſten macht, mich die wahre Verhåltniſſe der Dinge auſſer mir einſehen macht, weil ſie mich dadurch von Irrthum, von falſchen Wünſchen und Begierden, folglich von Misvergnügen befreiet, weil ſie mir das vor allem andern am beſten gewährt, was alle Menſchen zu allen Zeiten am eifrigſten ſuchen, einen dauerhaften Zuſtand eines überwiegenden Vergnügens — Glükſeeligkeit.

Ich.

Ich.

Und worin beſtünde wohl dieſe Vollkommenheit?

Der Leſer.

In der Vervollkommnung meiner Kräfte.

Ich.

Hiemit in der Vervollkommnung unſrer Sinne, der körperlichen Geſchiklichkeit? Die Vervollkommnung dieſer gewährt nach deiner Meinung die höchſte Glückſeeligkeit?

Der Leſer.

Nicht doch; dieſe dürfen nicht auf Unkoſten der Seelenkräfte verfeinert werden. Ich verſtehe die Vervollkommnung der Seelenkräften.

Ich.

Alſo des Wizes, des Scharfſinns, der Einbildungskraft, des Dichtungsvermögens?

Der Leſer.

Eben ſo wenig, oder nur in ſo fern, als ſie zugleich die höhere Seelenkräften verbeſſern.

Ich.

Ich.

Welche nennſt du höhere Kräften der Seele.

Der Leſer.

Den Verſtand, die Vernunft.

Ich.

Man müſte ſich alſo beſtreben, der erſte Naturkundige, Metaphyſiker, Mathematiker zu werden? Denn dieſe Kenntniſſe ſind Gegenſtände eines ſehr hohen und geläuterten Verſtandes.

Der Leſer.

Dieſe Kenntniſſe, wenn ſie allein, und der Hauptgegenſtand unſres Wiſſens wären, würden eben ſo wenig Beweiſe von iener inneren Vollkommenheit ſeyn, von welcher hier die Rede iſt. Man kann dieſe in einem hohen Grade wiſſen, und unglüklich und elend ſeyn. Es müſſen praktiſche Kenntniſſe ſeyn.

Ich.

Alſo Staatswiſſenſchaft, Geſezgebende Klugheit, Politik, Rechtsgelehrſamkeit? Dieſe ſind der höchſte Gegenſtand alles Wiſſens?

Der

Der Leſer.

Auch dieſe allein genommen ſind kein Wiſſen für eine andere Welt, wo ſie aufhören anwendbar zu ſeyn. — Ich will es, um dir noch weitere Fragen zu erſparen, noch genauer beſtimmen. Es mus ein Wiſſen ſeyn, das mich zum beſſeren Menſchen macht, auf meinen Willen würkt, meine Triebfedern veredelt, und ſich in entſprechenden vollkommnen Handlungen äuſſert, das meine Begierden herabſtimmt, mich mit der Welt, mit meinem Zuſtand, mit mir ſelbſt zufriedner und ruhiger macht. Dieſes Wiſſen allein gewährt die innere Vollkommenheit, von welcher ich ſpreche, dieſes allein gewährt dauerhafte Vortheile für die Zukunft, und hier.

Ich.

Wiederhole ſie noch einmal dieſe Vortheile.

Der Leſer.

Dieſes Wiſſen macht, daß ich die wahre Verhältniſſe der Dinge einſehe, ſie alle ohne Ausnahme

als

als harmonirende Theile zum Weltzweck betrachte, weniger irre, richtigere und reinere Bewegungsgründe für meinen Willen erhalte, weniger Difformität an den äuſſern Gegenſtänden, weniger Unordnung in dem Ganzen gewahr werde, und folglich weniger Misvergnügen fühle.

Ich.

Du haſt meinen Vortrag ſehr wohl behalten. Und doch kannſt du über ein unheilbares Verderben der Welt klagen? — Freund! dein Verſtand ſagt dir, daß ich recht habe, aber ſogleich melden ſich wieder deine ältere Begriffe, deine dunkle Vorſtellungen und Fertigkeiten, deine noch nicht hinlänglich gebändigte Sinnlichkeit und Leidenſchaften, und erpreſſen von dir dieſes ſo irrige Urtheil, das deine eigene kalte Vernunft nicht anders als misbilligen kann. Bleib doch nicht auf halbem Weg, laß das Gute, das in dir aufkeimt, zur Reife, zur Vollſtändigkeit gelangen. Es iſt um deine Seelenruhe, Zufriedenheit und Glückſeeligkeit zu thun. Dieſe ſuchſt du, ſuchſt ſie durch ſo viele Irrwege. Alle deine Triebe gehen dahin. Hier iſt das Mittel, das

dich

dich unfehlbar dazu führen wird. Aber du muſt etwas mehr thun, als wiſſen, dich von der Wahrheit dieſer Grundſäze überzeugen! — Du muſt ſie empfinden, zu deiner eigenen Natur, zum Bedürfnis deiner Seele machen, oder ſie bringen die Würkung nicht hervor, die ich dir verſpreche. Darum zerſtreue dich weniger, ſammle deinen Geiſt, denke dieſe Gründe täglich und öfter, erhebe ſie bis zur Fertigkeit, und ſie werden ſich in deinen Handlungen äuſſern. Dein Kopf und dein Herz werden ſich ſodann in die Wette vereinigen, dich zum glüklichſten der Menſchen zu machen.

Unſer Geſichtspunkt, unſer Standort allein iſt alſo die Quelle unſres mindern oder gröſſern Vergnügens und Zufriedenheit. Von dieſem hängt unſre ganze Ruhe und Glükſeeligkeit ab: mit ſolchem erweitert oder vermindert ſich auch dieſe. Niemand als ein Weiſer, der die Unterordnung der Zwecke kennt, kann beſtimmen, was in der Welt würklich gros oder klein, gerecht oder ungerecht, gut oder bös, häslich oder ſchön, wahr oder falſch, begehrungswerth oder verabſcheu-

ſcheuenswürdig ſey. Wer die Unterordnung der Zwecke, wodurch alle blos als Mittel zu einem allgemeinen höchſten erſcheinen, nicht verſteht, wer bei einem niedrigern untergeordneten Zweck ſtehen bleibt, und ſich dieſen als ſeinen Hauptzweck denkt, darnach ſeine Handlungen beſtimmt, und die dazu führende Mittel erwählt, deſſen Urtheile ſind ſchief, deſſen Begierden thöricht, ſeine Entwürfe eitel und ſchwankend, ſein Vergnügen abwechslend und ſehr unterbrochen, ſeine Klugheit unſicher, und er lauft Gefahr, dem Uebel in die Hände zu fallen, indem er ihm entgehen will, ſeine Rettungsmittel führen zu ſeinem unfehlbarem Untergang, und ſein vermeinter Untergang, den er vorherzuſehen glaubt, iſt Mittel zu ſeiner Rettung. So wie ieder, der nichts ſchöners geſehen, die Schöne ſeines Dorfs für eine Venus, und den ſeine Gegend durchſtrömenden Bach oder Fluß für ein Meer hält, eben ſo tragen unſre Urtheile über die Welt und ihre Theile das ſichtbare Gepräg unſrer Trägheit im Denken, unſrer Unwiſſenheit und Kurzſichtigkeit, der Leidenſchaft die uns beſeelt.

Dieſer

Dieſer höchſte und lezte Zweck allein iſt der Standort, wo der Weiſe ſich hinſtellt, und von da aus die Welt überſchaut. Dieſer Standort iſt derjenige, welcher dir auf einmal deine bisherige Rieſen in Zwerge umſchaft, alle dir bisher unangenehme Gegenſtände in einer anderen beſſeren Eigenſchaft und Beziehung darſtellt, dein Erkenntnis und folglich auch Begehrungsvermögen abändert, das Böſe gut, und das Gute bös macht, dem Häßlichen ſeine Masque abnimmt, das Vergnügen vervielfältiget, und dieſe dir ſo gehäſſige Welt in ein Elyſium verändert.

Du haſt bisher durch ein gefärbtes Glas geſchaut, haſt nach Seifenblaſen gehäſcht, haſt den Hügel, worauf die Kirche deines Dorfs ſteht, für den höchſten Berg der Welt gehalten, weil dieſer dein höchſter Geſichtspunkt war, weil du an dem unrechten Ort geſtanden biſt. Nun ſtehe hier auf den Ort her, wo ich ſtehe, und ſchaue neuerdings in die Welt hinaus, und erſtaune. — Eine andere neue und herrlichere Welt. Was biſt du gegen deinen Staat und Vaterland? Was dein Vaterland gegen Europa, Europa gegen die

ganze Erde, die Erde gegen dieſes Sonnenſyſtem, und ſelbſt dieſes ungeheure Sonnenſyſtem was iſt es gegen die ungeheure Menge der übrigen, gegen die ganze Schöpfung und Welt? Alle unſre gröſte Welterſchütternde Europäiſche Angelegenheiten und Geſchäftigkeit ſinken bis zur Anmeiſen Geſchäftigkeit hinunter, und verlieren ſich faſt gänzlich in der ungeheuren Kette des Weltalls, wie ein Tropfen Waſſer im Weltmeere. Dieſes kleine beinahe unmerkbare Groſſe war es alſo, was Dir Unruhe und Sorge brachte, welches deine ganze Seele an ſich zog? Dieſes kleine, und ſollte es auch der Anmeiſen Hügel Europa ſeyn, konnte dich und andere bewegen, Zwietracht unter deines gleichen zu verbreiten, tobende Wuth und Sturm in deiner Seele erweken, und die ſo himmliſche Heiterkeit entziehen? — O! wie klein iſt das, worüber du dich ärgerſt, und wie gros, wie unendlich iſt das, wogegen du gleichgültig und ſorgenlos biſt?

Steige alſo, wenn du kannſt, höher und höher hinauf. Dieſes Hinaufſteigen, dieſes Verallgemeinen deines Geſichtspunktes iſt der Berg, oder die groſſe Leiter zum Vergnügen, auf welcher

cher der Auserwählte ſchon hier unten ſich zur Gottheit zur Glükſeeligkeit erhebt, weil er mit ieder höheren Stuffe von ſeiner wachſenden Höhe herab unten in der Tiefe immer mehr ihm vorher unbekanntes Land der Freude und des Vergnügens entdekt. Das was uns unten zu häßlich, zu unſchiklich ſchien, erhält erſt aus einer beſtimmten Höhe ſein gehöriges Verhältniß und Ebenmaas; und wenn denn erſt in dieſem Hinaufſteigen die Sonne ſelbſt als eine Funke erſcheinen wird, was ſoll erſt ſodann aus Dir, aus deinen niedrigen Wünſchen und Begierden werden? O! dann ſchäme dich deines Stolzes, deiner eingebildeten Hoheit und Gröſſe. — Aber da bleibſt du ſtatt deſſen Lebenslang da unten, und glaubſt in der Höhe zu ſeyn. Da ſchmähſt du auf alles, was um und neben dir iſt, biſt anbei zu träg, dich los zu machen, zu erheben. Schmähſt auch auf ieden, der dir von oben von der Spize des Thurms, wo du dich niemal hinaufgewagt, die herrlichſte Ausſicht in ein ſchöners Land verkündigt; ſchiltſt ihn einen Thoren und Schwärmer, und lachſt ſeiner Einfalt und Unerfahrenheit. — Erwache aus dieſem Schlummer,

ſporne dich an, und erhebe deinen Geiſt: oder wenn du das nicht kannſt oder willſt, ſo höre wenigſtens auf, über die Einrichtung der Welt zu klagen: ſie iſt Gottes Werk, und wer dieſes tadelt, tadelt ihren und ſeinen Urheber. Du ſiehſt die Welt freilich nicht, wie ſie iſt, du ſiehſt ſie, wie man ſie von deinem Standort durch das von deinen Leidenſchaften gefärbte Glas ſehen kann; und dieſer Standort iſt dir zu lieb, als daß du ihn verlaſſen wollteſt. Aber ſtrenge dich doch an, und ich will dir das Land zeigen, wo die Häßlichkeit zur Schönheit wird, und anſcheinende Unordnung zur regelmäßigſten Uebereinſtimmung. Ich werde dir noch zeigen, daß du, deine Familie, deine Stadt, dein Vaterland, ſelbſt dieſe Erde nur Sehröhre ſind, durch welche man in die Welt und Stadt Gottes ſchaut, ich will dir ſogar zeigen, daß du und dein ganzes Geſchlecht nur weiter untergeordnete Mittel eines höheren Zwecks ſeyen, daß du, der du unverſchämt genug biſt, dich zum Zweck der Schöpfung zu machen, eben ſo gut als iedes andere niedrigere Geſchöpf nichts weiter als ein Theil der unermäßlich reichen Natur ſeyeſt, ſo wie du und deine

deine Familie ein untergeordneter Theil der bürgerlichen Geſellſchaft ſind.

Alles in der Welt iſt Standort; und nach dieſem Standort richten ſich Kopf und Herz der Menſchen, ihre Freuden ſo wie ihre Leiden. Die Freude thront oben in den höheren Gegenden, die Leiden ſinken in die Mittlere und Unterſte hinunter. Und doch, da alles Standort iſt, kann nur ein einziger der wahre ſeyn, aus welchen man alle Gegenſtände nach ihren wahren Ort überſchauen kann. Nicht zu nahe, und nicht zu ferne, nicht zu hoch, und nicht zu niedrig — das alles modificirt unſre Glükſeeligkeit und Urtheile über Gegenſtände, ſo auſſer uns ſind, und auf uns würken.

So denkt der Weiſe: Er, der allein wahr und richtig urtheilt, beſtimmt den Werth eines ieden Dings, nicht nach der Beziehung, die es auf thörichte Wünſche hat, ſondern nach der Beitragsfähigkeit, nach dem abzwecken zur Univerſalmaſſa der Seeligkeit aller Weſen, zur Offenbahrung von der Gröſ-

ſe ſeines Urhebers. Er findet ſodann, daß alles lebende redende Signatur und Gepräge der Gottheit ſey. Ich bin es, du biſt es, alle ſind es, und das geringſte Inſekt, und der kleinſte Staub ſind es nicht weniger. Verſündige dich nicht daran, verruke nichts von ſeinem Plaz: oder zerſtöhre und verrüke nur immerhin, denn wo du es auch hinſezen wirſt, ſo ſteht es allzeit an der Stelle, die ihm die Vorſicht und Einrichtung der Welt angewieſen.

Der Leſer.

Du willſt alſo ſagen, aus einem gewiſſen und zwar dem höchſten Geſichtspunkt werde man erkennen, daß alles den Weltzweck befördere?

Ich.

Das und nichts anders. In der Welt giebt es eigentlich nach dem wahren und höchſten Geſichtspunkt keine ganz zerſtöhrende Kraft, keine Hinderniſſe. Dieſe giebt es nur, in ſo fern wir die Welt nach einem engeren Geſichtspunkt betrachten. In Rückſicht auf das allgemeine ſind alle anſcheinende Hinderniſſe nichts

als

als Beförderungsmittel. Und das iſt eben das groſſe und erſtaunliche in der Würkung der Gottheit, daß unter den Billionen der verſchiedenſten Kräfte keine die andere hindern kann.

Der Leſer.

Und in ſo fern wäre alſo auch alles ohne Ausnahme gut?

Ich.

Ganz gewis; alles ohne Ausnahm.

Der Leſer.

Welcher Unterſchied iſt alſo zwiſchen dem Tugendhaften und dem Verbrecher? Welche Urſach kann ich haben, eher gut als böſe zu ſeyn? Das eine wie das andere befördert den Zweck der Welt.

Ich.

Aber nicht das eine wie das andere macht dich fähig, Vergnügen, das deine Natur ſo ſehr ſucht, in allen Gegenſtänden zu finden. Dafür iſt in dieſer Weltordnung geſorgt. Du weiſt nun, daß in ſolcher die Laſter und Verirrungen

der Menſchen nicht minder zweckmäſſig als ihre Tugenden ſind; daß die Grauſamkeiten eines Sylla und Marins zu ihrer Zeit und an dieſem Ort den Weltzweck nicht weniger befördert, als die Tugenden eines Socrates oder Cato; das weiſt du, und hörſt es ſo eben von mir, und ſollſt Mühe haben, dieſe Behauptungen zu widerlegen. Kannſt du dich nun entſchlieſſen, deinen Bruder zu morden, deinen Nächſten zu beſtellen, deine Freunde zu hintergehen? Aus keiner andern Urſach, als weil du dies weiſt?

Der Leſer.

Nein, das kann ich nicht.

Ich.

Du weiſt, daß einige Menſchen ſich ſelbſt ermordet haben. Du nimmſt an, daß dieſer Selbſtmord den Weltzweck ſo gut befördert, als das fortdauernde Leben der ungleich mehreren übrigen Menſchen. — Ermorde dich nun, wenn du kannſt.

Der Leſer.

Das könnte ich, wenn ich ernſthaft wollte.

Ich.

Ich.

So verſuche es, und ſtrenge deinen Willen an. Will, wenn du kannſt. Du kannſt mich nicht beſſer und kürzer widerlegen.

Der Leſer.

Ich will es ſehr ernſthaft.

Ich.

Wie kommts ſodann, daß die würkliche That nicht erfolgt? Ernſthaft wollen und thun, können nicht von einander getrennt werden, wenn kein äuſſerliches Hinderniß dazwiſchen kömmt. Du willſt den Tod ernſthaft — nichts hindert dich. — Und du lebſt noch immer?

Der Leſer.

Ich ſehe ein, daß ich es ſogleich eben ſo wenig kann als das obige.

Ich.

Warum?

Der Leſer.

Ich denke, weil dieſe Handlungen Folgen hervorbringen, die meinem urſprünglichen Trieb nach Vergnügen gänzlich entgegen ſind.

Ich.

Ich.

Sind ſie es nun weniger, ſeitdem du dieſe Grundſäze kennſt? Hat ſich dadurch deine ganze empfindende Natur geändert? Hat ſich dein urſprünglicher angebohrner Abſcheu gegen Schmerz vermindert? Sind nun die Folgen von dieſen Handlungen getrennt?

Der Leſer.

Das ſind ſie nicht.

Ich.

So bleiben alſo auch alle vorige Gründe deiner Sittlichkeit und Tugend. Du wirſt handeln wie zuvor, du haſt Urſach genug das Laſter zu fliehen, und die Tugend zu erwählen.

Der Leſer.

Wozu dienen ſodann dieſe Lehren?

Ich.

Sie dienen einen Zweifel zu heben, der, wenn er nicht auf dieſe Art könnte beantwortet werden, auf das ganze übrige Syſtem von der Güte der Welt einen entſcheidenden Einfluß hätte,

te, ſolches als falſch darſtellen würde. Sie dienen, um dich zu überführen, daß alles gut ſey: daß Gott kein Urheber des Uebels ſey: daß die Menſchen übel thun, nicht, weil ſie dieſen Grundſaz denken, ſondern, weil ſie ſich die üble Folgen ihrer Handlungen entweder gar nicht, oder ſehr ſchwach, oder wenigſtens nicht als unausbleiblich denken. Dieſer und kein anderer iſt der wahre Grund ihrer Verbrechen.

Der Leſer.

Aber wie kann ein Verbrechen in der Zukunft geſtraft werden? Er, der den Weltzweck befördert, und folglich gutes thut?

Ich.

Er ſtraft ſich ſelbſt durch die Unvollkommenheit ſeines Geiſtes, durch die Unfähigkeit zu genieſſen, durch die falſche Stimmung, die er hat. Dieſe hat ieder Verbrecher. Er wird alſo ſo lang leiden, als ſeine Unvollkommenheit dauert. Und dieſes Leiden iſt die natürliche Folge ſeines unvollkommenen Zuſtandes, den er mit ſich hinüber

über bringt. Er kann und wird dort nur genieſſen, was und wozu er fähig iſt, und dieſe Fähigkeit iſt ſehr gering, weil ſeine innere Vollkommenheit, welche die Grunderfordernis zu dieſen höhern Freuden iſt, ſehr ſchwach und unvollendet iſt.

Der Leſer.

Aber welches Recht haben wir einen Verbrecher zu hindern, zu ſtrafen? Ihm, der den Zweck der Welt befördert.

Ich.

Das Recht uns zu vertheidigen; die Uebel zu entfernen, mit welchen er uns bedroht; das Recht, von ihm fordern, daß er unſrem Trieb nach Vergnügen durch ſeine Thaten nicht hinderlich werde.

Der Leſer.

Hindern wir ihn nicht dadurch in Beförderung des Weltzwecks? Wir ſelbſt arbeiten durch unſre Vertheidigung dagegen.

Ich.

Ich.

Eben das Misvergnügen, das ich durch die Handlung des Verbrechens empfinde, ſagt mir, daß die Einrichtung der Welt mich dieſes Uebel ſo lebhaft empfinden laſſe, damit ich gereizt werde, eine Handlung zu hindern, deren Ausführung wider den Weltplan wäre, und ſtatt deſſen eine Handlung zu ſezen, die demſelben gemäßer iſt. Stelle dir, wenn du willſt, die Sache auf folgende Art vor.

Dieſe Welt ſoll vollkommner werden, und folglich auch ieder ihrer Theile. Die Vollkommenheit der Weſen iſt ihre Tugend. Ohne Vermehrung der Tugend iſt die Vervollkommnung der Welt eine ganz unmögliche Sache. Um Menſchen zu dieſer dem Weltzweck ſo weſentlichen und beförderlichen Tugend zu führen, ſie darnach lüſtern zu machen, hat Gott den Menſchen einen unwiederſtehlichen Trieb nach Vergnügen, und einen eben ſo groſſen Abſcheu vor dem Schmerz gegeben. Und er hat zugleich mit der Tugend

das

das gröſte Vergnügen, ſo wie mit dem Laſter das gröſte Misvergnügen, als eine unzertrennliche Folge verbunden. Den höchſten Grad von Vernunft konnte er ihnen als endlichen Weſen nicht auf einmal geben, dieſen ſollten ſie erſt durch Erfahrungen ſammeln und erhalten. Es muſte alſo Lagen geben, die dieſe Erfahrungen veranlaſſen: ehe dieſe Erfahrungen geſammelt, berichtiget ſind, geſchehen häufige Verwechslungen des Guten mit dem Böſen. Man ſucht das Gute, wo es nicht iſt, ſchadet ſich und andern, empfindet dadurch üble Folgen, und iedes Laſter iſt eine Folge eines Irrthums und Mangels der Vernunft, einer unvollkommenen Geiſtesſtimmung, nach deren Maas ſich alles Misvergnügen richtet, das wir empfinden. Mit den Vorſchritten der Vernunft vermindern ſich dieſe Laſter, und das Verderben der Welt iſt nicht ſo gros und unheilbar, als du glaubſt. Wenn dich alſo ſolches ärgert, ſo leideſt du durch eine falſche Idee, durch eine falſche Stimmung deines Geiſtes. Der Anblick dieſes vorgeblich ſo häufigen Uebels ſollte dich vielmehr aufmuntern, dieſes Uebel zu vermindern.

Der

Der Leſer.

Das thue ich, das will ich thun, aber welchen Lohn habe ich davon? Ich werde verkannt, verachtet, verfolgt.

Ich.

Das haben tauſend beſſere vor dir erfahren, deren Abſichten vielleicht lauterer und reiner waren; und ich vermuthe, du wirſt nicht der lezte ſeyn. Es iſt deine Schuld, wenn du Misvergnügen fühlſt, weil du etwas beſſeres vermutheſt, wo nach dem Lauf der Dinge nichts dergleichen zu vermuthen iſt. Armer Mann, wenn du etwas anders, als Erfüllung deiner Pflicht und Beruhigung mit dir ſelbſt erwarteſt, ſo höre auf, gutes zu thun, ſobald du kannſt. So weit ſind unſre Menſchen noch nicht gekommen, daß ſie dir dafür Dank wiſſen. Sie werden hundert Fehler, eine groſſe Unklugheit in deinem Betragen entdeken: ſie würden, wenn du ſie nach geſchehener That reden hörſt, dieſes Geſchäfte ganz auf eine andere und feinere Art behandelt haben: ſie haben ſchon lange vorhergeſehen, daß es unmöglich auf dieſe Art gelingen könne. Der glückliche

unmittelbare Erfolg iſt bei ihnen der einzige Maasſtab aller Tugend. Das können ſie nicht glauben, daß iemand recht handeln, und doch unterliegen könne. Sag ihnen das, und ſie lachen über dich, und ſchelten dich einen Thoren. Du darfſt am Ende noch froh ſeyn, wenn deine eigene Freunde nicht auf die Seite deiner Feinde tretten, und dich hindern, wenn du für ſie arbeiteſt. Das läſt ſich noch begreifen, daß Feinde tadeln, dir in allem entgegen ſind; aber daß deine Freunde, die, für welche du dich opferſt, ihr eigenes Joch erſchweren, an ihrer eigenen Unterdrükung arbeiten, das kann nur verzeihlich ſeyn, wenn man denkt, daß ſie die Folgen davon fühlen werden, oder daß ſie aus Unwiſſenheit nicht vorherſehen, daß der, den ſie durch ihre Zaghaftigkeit verſtärken, ihnen ieden Augenblik, er braucht nur zu wollen, thun könne, was ſie glauben, das ſie niemalen treffen werde. Thue alſo gar nichts, oder erwarte nichts beſſeres. — Ich möchte doch wiſſen, was unſre Menſchen mit ihrer durchaus widerſinnigen Erziehung haben wollen. Ihre Tugend iſt Theatraliſch. Natio comoda eſt. Sie bewundern

die

die groſſen Thaten der Alten, ſie ſchwazen unaufhörlich davon, und kommt die Zeit der Ausübung, ſo ſprechen ſie dir von Klugheit, ſo tadeln ſie an dir, was ſie an andern bewundern.

Der Leſer.

Du ärgerſt dich alſo über das ſonderbare Betragen der Menſchen?

Ich.

Nicht Aerger. Ich rüge ihre Fehler; wie würden ſie ſich beſſern, wenn man ſie nicht rügte? Nicht iede Ahndung iſt Aerger.

Der Leſer.

Nicht genug, daß ich will, ſogar meine Anſtalten mislingen und ſcheitern.

Ich.

Ich wollte wetten, der Fehler war in der Anlage, in der unüberlegten Berechnung unmöglicher Erfolge.

Der Leſer.

Du ſprichſt ia gerade wie die Menſchen, die du ſo eben getadelt haſt. Du ſchlagſt meinen Muth, meine ganze Thätigkeit nieder.

Ich.

Ich tadle, wo ich Urſache zum Tadel finde.

Der Leſer.

Welcher Tadler glaubt das nicht eben ſo gut?

Ich.

Der Erfolg mus beweiſen, wer Recht hat. Ich bin gewis, du haſt vergeſſen, daß viele Anſtalten dadurch nuzen, daß ſie verfallen, du willſt durchaus, daß dir alles gelinge. Du haſt einen Ruhm berechnet, der nicht erfolgt. Du kannſt dich mit deinem bloſſen Wollen, mit deiner inneren Vollkommenheit nicht begnügen. Du gehſt nicht mit der Natur einen Gang: du willſt, daß ſie ſich in deine Abſichten füge.

Der Leſer.

Sogar aller Würkungskreis auf andere iſt mir abgeſchnitten.

Ich.

Was liegt daran; ſo würke um ſo mehr auf dich.

Der Leſer.

Das iſt bald geſagt, aber um ſo ſchwerer gethan.

Ich.

Iſt dieſer Würkungskreis nicht gros? Aus welcher Urſach würkſt du auf andere, wenn's nicht deine eigene Vollkommenheit iſt? Ich will die Macht der Erde ſehen, die mich darinn beſchränken kann. Sie kann mich tödten, aber auf mich ſelbſt zu würken, ſo lang ich lebe, das zu hindern, dazu giebt es keine Macht. Entziehe mir das Licht der Sonne, trenne mich von allen Menſchen, durch alle Schauer der Natur. Ich bin noch immer bei mir, und wenn ich mich in dieſe Lage finden kann, ſo bin ich gros, ſehr gros, gröſſer als der Mann mit aller ſeiner Gewalt, der mich in dieſe Lage verſezt. — Nur dem Ehrgeiz, nur der Eitelkeit iſt dieſer Würkungskreis zu eng. Du willſt glänzen, du ſuchſt Bewunderung. Dies gewährt dir dieſe deine Lage freilich nicht; darum iſt ſie dir verhaßt. —

Sprich doch nicht von Mangel der Gelegenheiten um auf andere zu würken; du haſt tauſende, und laſſeſt ſie alle ungenuzt vorbei. Hier iſt ein Nothleidender, du kannſt ihm helfen, du haſt die Mittel in den Händen, du haſt ſie ſo gar um ſie zu dieſem Endzweck zu gebrauchen. — Und was thuſt du? Dort verbinden ſich edlere Menſchen zur Aufrechthaltung der Tugend, und erweitern dadurch die Sphäre ihrer Würkſamkeit, und verſtärken ihre Schwäche. — Und was thuſt du? Kannſt du dich in die nöthige Ordnung fügen? Kannſt du auf deinen Eigendünkel Verzicht thun? Kannſt du dich enthalten, kleine mit der Zeit zu verändernde Mängel zu entdeken, und dadurch den Muth der übrigen zu entkräften? Und warum kannſt du das nicht? Wenn dir um Würkſamkeit zu thun iſt, um Würkſamkeit auf dich ſelbſt, auf deinen innern Zuſtand, wenn dieſer dein Zweck iſt, warum kannſt du es nicht? — Soll ich dir's ſagen? Du kennſt nur eine Art würkſam zu ſeyn, iene, die dir geläufig iſt, die ſich mit deinen Wünſchen und Leidenſchaften am leichteſten vereinigen läßt. Alle übrige vernachläſſigſt du; dieſe allein willſt

du

du gegen den ganzen Lauf der Natur durchſezen, und erzwingen. Gerade in dieſer Lage und auf dieſe Art willſt du würken. Du willſt herrſchen und glänzen, aber nuzen, dich vervollkommnen — das willſt du nicht. Es iſt dir mehr darum zu thun, glänzende als gute Thaten zu unternehmen. Wenn ich dich hier mit Unrecht beſchuldige, wenn ich dir etwas zur Laſt lege, wovon dich dein Gewiſſen frey ſpricht, ſo verſchmähe die Gelegenheit zu dieſer groſſen Würkſamkeit nicht, die ſich dir darbietet — die Welt braucht dein Beiſpiel. Tauſend Jünglinge warten darauf, um den Glauben an Tugend zu erhalten, um ein ähnliches zu thun. Die Tugend erwartet dieſes Opfer von dir. — Du kannſt es thun, und was thuſt du? Hier iſt Gelegenheit klein zu ſcheinen, und du willſt gros ſcheinen? Hier iſt eine Leidenſchaft zu überwinden, und du befriedigſt ſie? Hier iſt eine Pflicht zu erfüllen, und du unterläßt ſie? Hier iſt deinem Freund ein Wort zu ſprechen, und du verläugneſt ihn? Hier iſt von Fehlern und Mängeln die Rede, und du ſuchſt an andern auf, was an dir ſelbſt iſt. Hier iſt Thätigkeit

nothwendig, und du gehſt deiner Gemächlichkeit nach. O! könnte ich doch die Namen derer nennen, die ich vor Augen habe, indem ich dieß ſchreibe, wie einleuchtend wollte ich meinen Saz machen.

Der Leſer.

Da ſollteſt du übel davon kommen. Sie werden ſich weis, und dich ſchwarz machen. Glaubſt du, daß es ihnen an Rechtfertigungs-gründen fehlen würde?

Ich.

Sie könnten mich und andere hintergehen, aber Gott werden ſie nicht hintergehen. Sie ſollen recht haben, wo wir andere Ihr Betragen verdienen. Ich nehme mich nicht davon aus.

Der Leſer.

Um dich ſchön zu machen und die Schuld anderer zu erſchweren.

Ich.

Was kann mir das nuzen? Meine Schuld, wenn ich ſchuldig bin, wird dadurch nicht verringert. Wenn ich dies alles ſchreiben, und nach

dem

dem Gegentheil denken, oder handeln kann, ſo hat noch niemand der Sache der Tugend ſo ſehr geſchadet; ſo bin ich der Heuchler, der Welt und Menſchen am ſchändlichſten betrogen hat. — Ich mag aber recht, oder unrecht haben, ſo darfſt du ſicher glauben, daß die ſo eben angeführte Fehler nur einige von den tauſenden ſind, die ich noch weiter anführen könnte. — Und du klagſt über Mangel von aller Gelegenheit zum würken.

Der Leſer.

Auf andere?

Ich.

Warum auf andere, warum nicht auf dich ſelbſt? Warum haben wir die Pflicht auf andere zu würken, wenn es nicht um unſrer ſelbſt willen iſt? Jede Würkung auf andere iſt Würkung auf ſich ſelbſt, ſie iſt Aeuſſerung einer wohlthätigen Kraft, eines vollkommenen Geiſtes. Würkung auf ſich ſelbſt rührt ſie nicht aus derſelbigen Quelle? Führt ſie nicht zu demſelbigem Ziel? Oder giebt es ein beſſeres höheres Ziel? — — Mein Freund! nach deinen erſten Aeuſſerungen hätte ich erwarten ſollen, deine Klagen wären ge-

meinnützig — und ſie endigen ſich mit der gröbſten Eigenliebe. Geſtehe es aufrichtig; du wünſcheſt mit der Erde und mit Menſchen nach deiner Laune gleich einem Ball zu ſpielen. Du willſt deine Grillen und eigennüzige Wünſche in den Weltlauf legen, ihn nach deinem Kopf formen, und die Aufmerkſamkeit der Menſchen an dich reiſſen. Das gelingt dir nicht, und nun klagſt du über das Verderben der Welt?

Der Leſer.

Dies allein war noch übrig, daß auch du mich verkennſt. Aber wenn alles mich verkennt, ſo wird es Gott wiſſen —

Ich.

Halt ein, und rufe Gott nicht zum Zeugen der Falſchheit an. Gebrauche den innern Beifall und Beruhigung deiner ſelbſt nicht ſo fälſchlich, da wo ſie dir nichts helfen können. Was helfen alle dieſe Betheurungen, wenn deine Thaten das Gegentheil beweiſen? Deine Handlungen ſind deine Verräther. So ſpricht und handelt der Mann nicht, der ſich ſelbſt kennt, der ſich durch-

aus nur guter Abſichten bewuſt iſt; und wo dieſe Handlungen nicht ſichtbar werden, dort iſt auch der Karakter nicht, deſſen unzertrennliche Würkungen ſie ſind. Der Name, den du der Sache giebſt, ändert die Sache ſelbſt nicht. Was kann dir das nüzen, daß du alle deine Fehler verſchönerſt, und deinen Geiz Sparſamkeit, und deine Zaghaftigkeit Klugheit nennſt? Die Hände ſind zwar die Hände Eſaus, aber die Stimme iſt die Stimme Jakobs. Was kann es dir nüzen, daß ich dich ſchöner glaube, als du biſt? Wenn dir wahrhaft um dein inneres zu thun wäre, wenn du wüſteſt, daß du von dieſem die Folgen allzeit empfinden wirſt, daß das günſtigere Urtheil der Menſchen ſie niemalen von dir entfernen kann, ſo würde dich mein abgenöthigter Beifall ſehr wenig beruhigen. Du bleibſt immer, was du biſt, du magſt ſcheinen, wie du willſt: mein Lob oder Beifall werden dich nicht beſſer machen, als du biſt. Dieſe ſo unbehülfliche Masque der Eigenliebe, dieſe unglaubliche Sophiſterei der Menſchen, die du mit ſo vielen tauſenden gemein haſt, kenne ich zu gut: du gleichſt hierinn dem Kind, das ſein

Geſicht

Geſicht verbirgt, um von anderen nicht geſehen zu werden. — Freund! du glaubſt das Verderben der Welt zu bedauern, und du trauerſt über deine gehinderte Herrſchſucht, Eitelkeit und Ehrgeiz. Dein eigenes Misvergnügen widerlegt dein Vorgeben mehr als alle Gründe. Alle Demonſtrationen des Euclides konnten nicht ſtärker gegen dich beweiſen. Klage weniger, ſey vergnügter und ruhiger, laß mich das aus deinen Handlungen gewahr werden, begnüge dich mit iedem, was dir die Vorſicht zugedacht hat: danke ihr dafür, und ich will dir glauben. Dieſe Würkungen ſollen dir ein ewiges und unlaugbares Merkmal ſeyn, um in Zukunft dich weniger zu täuſchen, um richtiger zu beſtimmen, wie ferne oder nahe du der Wahrheit gekommen ſeyeſt. — Höre noch mehr; mir ſcheint es, das Glük und Wohlergehen anderer quäle dich. Dein Neid erwacht, denn du ſiehſt dich von allen Seiten übertroffen. Das Glük und der äuſſerliche Wohlſtand werden nun das Ziel deiner Wünſche: du wirſt gewahr, daß ſich der Weltlauf zu dieſen deinen Wünſchen nicht vereinigen will, und nun ſcheint dir die Welt verderbt. Auch an deinen

Grundſäzen wirſt du gewahr, daß ſie dir nicht gewähren, was du von ihnen erwarteſt, und nun werden ſie dir verdächtig. — Ich kenne dieſe Zuſtände, wo ſich dieſe ſchwarze Vorſtellungen unſrer Seele am meiſten bemächtigen, und glaube mir, ich kenne ſie aus eigener Erfahrung. Ein zur Ironie verzogener Mund, ein einziger verachtender Blik eines Mannes, deſſen Beifall wir für unſeren Saz erwartet haben, hat ſchon oft das Wahrheits-Gefühl und die Ueberzeugung manches vorgeblichen Weltweiſen vom Grund aus erſchüttert. Und nun vollends, wenn die Menſchen finden, daß nicht einer, ſondern ihre ganze Welt aus ihren Einſichten, auf welchen ſie ſich ſo viel zu gut gethan, von welchen ſie ſich ſo viel Beifall, Bewunderung, Ehre, Unterſcheidung, Reichthümer und Beförderung verſprochen, gar nichts macht, ſie gar keiner Aufmerkſamkeit würdiget, wenn die verhofte Vortheile verzögern, und alle Ausſichten dazu verſchwinden, wenn die Zuhörer und Bewunderer mangeln: wenn ihnen ſodann Hof und Welt in ihrer Pracht erſcheinen, und ihre ganze empfindende Natur betäuben; wenn alles deine körperliche Kräfte und Sinne

zum

zum lebhafteren Genuß des gegenwärtigen auffor⸗ dert, und dem iungen Hercules die Wolluſt auf allen ſeinen Wegen, ſich in ihren verführend⸗ ſten Reizen darſtellt. Wenn Weltangelegenheiten und eigene Vortheile alle Menſchen um dich her⸗ um ganz allein beſchäftigen; wenn du gewahr wirſt, daß niemand nach dem Innerlichen fragt; dein Stand, dein Kleid, deine Verbindnngen über dein Schikſal entſcheiden; ieder nur ſo viel gilt und geſchäzt wird, als er äuſſerlich ſcheint, und die Weltweisheit ſo wenig hat, wodurch ſie glänzt: wenn ieder nur ſo weit geſucht und geeh⸗ ret wird, als man ſich von ihm Befriedigung ſeiner thörichten Wünſche, Gewinn, Empfehlung, Unterſtüzung, oder Zeitvertreib verſprechen kann: wenn gar niemand oder höchſtens nur ein äuſſerſt vorübergehendes Bedürfniß nach höheren reellern Kenntniſſen fühlt, weil ſie keinen ſinnlichen Vor⸗ theil gewähren, den alle Welt ſucht: wenn alles ſich ſeiner Sinnlichkeit, Leichtſinn und Trägheit überläßt, alles nach höheren Stellen, gröſſeren Einfluß, und Vermehrung ſeines Vermögens trachtet, ſich darüber haſſet, beneidet, verleum⸗ det, verfolgt, um die Gunſt eines einzigen

buhlt,

buhlt, und dieſen auf Irrwege führt, und ſeinen Leidenſchaften ſchmeichelt, andere nöthiget ein gleiches zu thun: — da, in einem ſolchen Augenblik, unter ſolchen Zeitgenoſſen, wo iſt die Tugend, die ſich ſelbſt ermuntert, über alle dieſe Verführungen hinausſezt, ſich gleich bleibt, und mit einem eiſernen Sinn auf ihren Grundſäzen beharret, ſie nicht verläugnet und verkennt? Da wankt die ſo gerühmte Fertigkeit, da weichen alle, die vordem ohne Feind gefochten, und ohne Treffen geſiegt haben; da geräth die Theorie mit der Praxis in Streit, da erſt äuſſern ſich die wahre bisher verborgene Abſichten ihres Gemeingeiſtes, ihre vorgebliche ſo uneigennüzige Tugend in den häslichen Folgen, welche das unlautere ihrer Triebfedern verrathen. Sogleich entſtehen bei iedem heimliche Wünſche, es dieſem gleich zu thun, nicht weniger bemerkt zu werden. Dann fängt man an, ſeine vorige Grundſäze zu bezweifeln, glaubt zu bemerken, daß ſie wenig gewähren, man fühlt Schwierigkeit, ſich mit innern Beifall zu begnügen; und auf einmal erwachen alle Neigungen und Leidenſchaften, um den Gebrauch der Vernunft zu unterdrüken; dann beneidet man die Lage,

Lage, in welcher ſich andere befinden, es entſtehen Anſchläge um dazu zu gelangen, Macht und Reichthum erhalten einen Werth, alle Handlungen zwecken dahin ab, die Seele iſt voll von ihren Werth. Und dann gute Nacht Weisheit und Tugend! — So ſchwer iſt es, ſich aufrecht zu erhalten; und ich nenne den ſchon einen groſſen Mann, der mir geſtehen kann, daß er durch dieſen Gang auf ſeine Irrwege gerathen ſey.

Aber um wie viel gröſſer iſt derienige, der dieſen Verführungen widerſteht, und dieſe Syrenen vorbeiſchift? Das Glük, lieber Freund! iſt ein ungleich gefährlicherer Gegner der Tugend, als das Unglück. Ich habe Menſchen geſehen, die allen Stürmen des Unglücks um ſo kräftiger widerſtanden haben, ie wüthender ſie waren, weil ſich mit dieſen Widerſtand das Gefühl von Kraft von Ehre, von Nachruhm verbunden hatte. Aber dem Glück, der Schmeichelei, dem Lob konnten ſie nicht widerſtehen, gleich dem Löwen, den ein ſchwacher Faden gebunden hält, ſtatt der Ketten, die ſeine Stärke zerreißt. — Ich habe hofnungsvolle Jünglinge geſehen, ſie ſchienen

Helden

Helden in der Tugend, ich habe auf ſie als die beſten Stüzen gerechnet: aber leider! ſie waren Jünglinge, und ſie waren mit den Verführungen der Welt noch zu wenig bekannt. Die Schmeicheleyen des Glüks, die Pracht der Welt, das böſe Beyſpiel, die Begierde nach Beyfall, eine unglükliche Liebe, Ausſichten auf ihr Glük haben ſie dahin geriſſen, und beinahe glaube ich, ſie ſind für die Tugend verlohren. Vielleicht lieſt mancher von ihnen dieſes Blatt. Ich wünſche, daß es ein Funke in ihrer Seele ſey, möchte es doch dieſe Schlummernde weken, wenn ſie noch zu weken ſind. Ich wünſche, daß ihnen Unglük zu Theil werde, daß ſie dadurch aus ihrem Taumel geriſſen werden. Ich lerne daraus, daß man um ſich gleich zu bleiben, die Verführungen des Glüks nicht weniger kennen müſſe, als die Stürme des Unglüks. Das Hyänen Geſicht des Laſters und der Verführung nimmt ſehr oft eine einſchmeichelnde und einladende Geſtalt an, und die wenigſten können ihm ſodann widerſtehen. Dieſe Feſſeln ſind unmerklicher, aber ſie ſind um ſo gefährlicher, und immer ſind es Feſſeln. Im Glük und Wohlergehen vermindern ſich die Auf-

forderungen, gute Grundſäze zu äuſſern. Der iedem Menſchen natürliche Hang zur Trägheit nimmt aus Mangel des Intereſſe überhand: Man verliebt ſich in ſeine neue ſo bequemliche Lage: man glaubt nun zu beſizen, was man vordem durch Ummwege geſucht, und ſo — — — erſterben am Ende in der Fülle des Genußes alle gute Seelen erhebende Grundſäze, und man verlacht nun als Thorheit, was man vordem als Weisheit bewundert hat. — Das Glük und der Ueberfluß ziehen mehr oder weniger die Vergeſſenheit ſeiner Pflichten, ſamt der Vernachläſſigung ſeiner inneren und höheren Kräfte nach ſich.

Exeat aula

qui vult eſſe pius.

Man bemüht ſich, zu ſcheinen, weil der Schein alles gewährt: man hat dazu alle Mittel in Händen, und man hört auf zu ſeyn. Ich wünſche keinem Menſchen, ehe er in den Grundſäzen der Tugend feſt iſt, daß er in böſe Geſellſchaft gerathe, daß er mit dem Glük und dem Beifall der Menſchen zu frühe bekannt werde —

oder

oder ich wette darauf, es iſt um ſeine Tugend geſchehen.

Der Leſer.

Ich fürchte immer, deine Beobachtungen ſind zu einſeitig, ſie ſind zu ſehr aus dem Kreis genommen, in welchem du lebſt. Alle Menſchen ſind nicht ſo, wie du ſie beſchreibſt.

Ich.

Ich laugne nicht, daß ich gewiſſe Menſchen, die ich vorzüglich kenne, ſehr vor Augen habe. Aber es giebt gewiſſe Eigenſchaften, die allen Menſchen unter allen Himmelsſtrichen zu allen Zeiten gemein ſind; und ich denke, die, ſo ich berühre, ſind von dieſer Art. — Oder ich betrüge mich ſehr, und ich wünſche beſſere Belehrung. Aber ich hab auch Menſchen aus und in anderen Gegenden geſehen, und ich habe gefunden, daß ſie von derſelbigen Art ſind — träg, leichtſinnig, ſinnlich, die am äuſſeren kleben. Ceremonien, äuſſerliches Gepräng dient ihnen ſtatt der Sache.

Der Leſer.

— Dem Pöbel.

Ich.

Ich.

Du nimmſt dieſes Wort in einer ſehr allgemeinen und weitläufigen Bedeutung.

Der Leſer.

Welcher Vernünftige hangt an dem Aeuſſerlichen, an dem Gepräng eitler Ceremonien?

Ich.

O! lieber Freund! dieſe Sprache habe ich ſehr häufig gehört, und von Männern, denen niemand einen hohen Gebrauch von der Vernunft abſprechen kann, und — ich habe gefunden, daß ſie nur Ceremonien von einer gewiſſen Art verabſcheuen, Ceremonien, an welche ſie nicht gewohnt ſind, die ihnen weniger Vortheil verſchaffen, die ihre ſonſt ungehinderte Thätigkeit beſchränken. Rede mir doch nichts von dieſer ſo reinen Vernunft, ſie iſt ſinnlicher, als du glaubſt. Weſſen Vernunft würkt ſo rein und lauter, daß ſie allen ſinnlichen Eindruk entbehren kann? Und was ſind Ceremonien, als ſinnliche Vorſtellungen eines abſtrakten Begrifs, bei Menſchen, die zu ſchwach ſind, dem reinen Begrif die Ehre und Folgſamkeit zu beweiſen, die ihm gebührt. —

Du

Du kanſt Ceremonien entbehren? Was ſind deine Unterſcheidungen, dein Titel, deine Rangſucht? — Ceremonien. Deine Dienerſchaft, Equipagen, Etiquette, Antichambre? — Ceremonien. Nimm dieſem Mann, oder vielleicht dir ſelbſt dieſes alles hinweg, und was biſt du? Warum ärgert dich der Vorrang, den ein anderer in der Geſellſchaft erhält? Warum unterſcheideſt du zwiſchen der rechten und linken Hand? Wohin zielt dein Aufwand? Deine Verbeugungen? Dieſes eitle Gepräng in bürgerlichen, militäriſchen, und gottesdienſtlichen Gebräuchen? Das ſteife und zurükhaltende in euren Umgang, in allem geſellſchaftlichen Leben, das ſo ſehr allen Geiſt der Freundſchaft und Vertraulichkeit hindert?

Der Leſer.

Du erinnerſt mich ſehr gelegen. Das iſt eine von meinen gröſten Klagen über die Welt, daß es unter Menſchen ſo wenig Freunde giebt, daß unter ihnen ſo wenig Innigkeit und Vertraulichkeit herrſchet?

Ich.

Das wundert dich? Sie gebehrden ſich darnach. Ihr unerſättlicher übelverſtandener Eigen-

nuz trennt ihre Herzen. Du ſelbſt klagſt über Mangel von Freuden, aber gehe in dich, erforſche dein eigenes Betragen, und klage noch ferners, wenn du kannſt.

Cum tua pervideas oculis mala lippus in unctis
Cur in amicorum vitiis tam urnis acutum
Quam aut aquila, aut ſerpens Epidaurius? at tibi contra
Evenit, inquirant — vitia ut tua rurſus et illi.

Horat: Sat. 3.

Und ſodann was nennſt dn Freundſchaft, Freunde? Begreifſt du unter dieſen Namen alle die Zuſammenkünfte der Menſchen, dieſe Sauf- und Trinkgelage, dieſe Gelegenheiten um ſeinen Puz und Wiz auszukramen, und ſich darüber wechſelsweiſe zu haſſen? Dieſe Spielgeſellſchaften, dieſes alltägliche ſchadenfrohe verleumderiſche Geſchwäz, dieſe ſteife alle Seelenvertraulichkeit tödtende Zuſammenkünfte, wo ieder dem andern den Rang abzugewinnen, und die erſte Perſon vorzuſtellen ſucht, wo alle Reden und Minen belauſcht wer-

werden, wo ieder auf den andern lauert, wie er ihn hinterliſten und übervortheilen kann? Wo die gehäſſigſte willkührlichſte Unterſcheidungen herrſchen, und alles einem ewigen Carneval gleicht, wo ieder mit der Masque vor ſeinem verzerrtem, Geſicht erſcheint? Dieſe Cirkel von Menſchen in welchen ſich ſo viele Müſſiggänger von den Foltern der Langenweile retten und erhohlen wollen? — Hier, wenn du Freude und Innigkeit des Herzens ſuchſt, ſuchſt du ſie vergebens. Nicht hier, ſondern in den abgelegnern Gegenden muſt du den Menſchen ſuchen, der dein andres ſelbſt werden ſoll, den Mann von durchaus ähnlichen Grundſäzen, den du zum Theilnehmer deines Glüks ſo wie deines Unglüks beſtimmt haſt, deſſen Umgang dir allzeit Freude und Vergnügen gewähren ſoll, in deſſen Geſellſchaft du dich von deinen Sorgen und Arbeiten zerſtreuen, und von dem läſtigen, falſchen, und verführeriſchen Umgang der Welt zu erhohlen gedenkſt, dem ſich deine innerſte Gedanken mittheilen werden, deſſen Seele ſich ungehindert in die deinige ergieſſen kann. Solcher Freunde kannſt du äuſſerſt wenige haben, und du wirſt tauſende von Menſchen finden, denen dieſes

Glük niemalen zu Theil geworden iſt. Es giebt ganze Stände, die dieſes Glük niemalen genieſen, und diß um ſo gewiſſer, ie vornehmer und erhabener ſie ſind. Mir hat die Vorſicht, die in allem für mich ſo gütig ſorgt, wo es um mein wahres dauerhaftes Wohl zu thun iſt, wenigſtens zwei dieſer Freunde gegeben. Wie kann ich glauben, daß ich elend ſey? Suchſt du aber Menſchen, die von dir gut denken, deinen Umgang lieben, dich in deinem Unglük nichts weiter als bedauren, mit welchen du zuweilen zuſammen kommſt, um dich gegen Langeweile zu ſchüzen, und willſt dieſe Gattung von Menſchen Freunde nennen — dieſe kannſt du häufiger finden. Aber Sie ſind weniger zuverläſſig, mehr dem Wechſel unterworfen, und du verſtehſt ſehr ſelten die Kunſt, eine zufällige Bekanntſchaft und Neigung fortdaurend zu unterhalten. Wenn dich deine Freunde ſo häufig verlaſſen, ſo iſt es ſehr oft deine Schuld, Folge deiner Unklugheit, daß du dich iedem vertrauſt, der deinen Umgang ſucht, und deiner Leidenſchaft ſchmeichelt. Du ſollteſt wiſſen, daß der Mann, den du in allen Häuſern und Geſellſchaften findeſt, der ie-

der-

dermanns Freund ſeyn will, niemands Freund iſt. Du ſollteſt wiſſen, daß man nicht dich, ſondern deinen guten Tiſch, dein Anſehen, Amt, Vorwort, und deine Unterſtüzung, die Bekanntſchaften, die man in deinem Hauſe macht, das Anſehen, das man ſich bei andern durch dich geben kann, deine Frau, deine Tochter, deinen Beutel ſuche und verehre, daß man dich mit dieſen Vortheilen verlaſſen, und die Befriedigung ſeiner Wünſche anderswo ſuchen werde. Es war deine Schuld, daß du nicht genau unterſucht haſt, welche Abſicht, welches Bedürfnis dieſen vorgeblichen Freund zu dir bringe, ein edles oder unedles, ein daurendes oder vorübergehendes. Deine Eitelkeit, deine Begierde, Menſchen um dich zu ſehen, die dich bewundern, dein Selbſtgefühl erheben, hat dich beredet, daß dies alles um deinetwillen geſchehe. Es iſt deine Schuld, wenn dich deine beſſere reellere Freunde verlaſſen, weil du ſie nicht als Freunde behandelſt, dich ſehr wenig in ihre Lagen und Erwartungen denkſt, dieſen auf keine Art zuvorkommſt, immer forderſt, ſehr ſelten giebſt, dich deiner Laune zu ſehr überlaſſeſt, und deine Ab-

ſichten zu wenig verbergen kannſt. Du ſollteſt wiſſen, daß ſo wie der Wohlſtand eines ieden Lands durch den ungehinderten Umlauf der Waaren und des Geldes befördert wird, eben ſo das angenehme des Lebens und der Geſellſchaft durch den Umlauf der Dienſtbezeigungen vermehrt und unterhalten werde; daß einſeitige Forderungen ohne Gegendienſte ein nicht minder gefährliches Stoken aller Liebe und Geſelligkeit verurſachen; daß ieder gern giebt, wenn er verſichert iſt entgegen zu empfangen, und daß niemand verlieren kann, wo alle geben, und keiner vorenthaltet. Du ſollteſt wiſſen, daß nur unter ſolchen Menſchen, bei welchen die Bedürfniſſe des Geiſtes dringender ſind, als iene des Körpers, deren Forderungen billig, vernünftig und gemäſſigt ſind, eine dauerhafte innige Seelenvereinigung ſtatt haben könne. Wie mancher Freund hat die Unbilligkeit und Unerſättlichkeit deiner Forderungen, dein in allen deinen Reden und Thaten unverkennbarer Eigennuz, die Ungleichheit und Ungeſtümme deiner Laune, die ſo ſichtbare Abſicht ihn zu misbrauchen, deine Begierde zu glänzen, und Recht zu haben, unverſchuldete Vorwürfe

und

und ungegründeter Argwohn, dein Vorwiz, und oft ſo manche unüberlegte Frage, die Seltenheit oder Koſtbarkeit deiner Beſuche, der Zeitverluſt, den du ihm verurſachſt, die geringe Schonung und Achtung, ſo du ihm bezeigſt, dein ironiſcher ſpöttelnder Geiſt, der ſo wenig Scherz entgegen vertragen kann, der Vorzug, und die Unterſcheidung, die du anderen mindern in ſeiner Gegenwart zugeſtehſt, die ſichtbare Verachtung, oder Gleichgültigkeit und Kälte, wenn du ſeiner nicht weiter bedarfſt, der Muthwillen und Spott, den er von denienigen, ohne ſie darüber zu ahnden, erfahren mus, deine Unvorſichtigkeit und Geſchwäzigkeit, die Kolliſionen und Gefahren, in welche du ihn dadurch verſezeſt, wie manchen Freund, ſage ich, haben dieſe und tauſend andere Behandlungen verſcheucht?

Der Leſer.

Aber du verſchweigſt, was ich entgegen erfahre.

Ich.

Du wirſt alſo auch ſtellen und morden, weil das andere thun? Wenn keiner von Euch

Freun-

Freunden den erſten Schritt wagt, wie kann der zweite erfolgen? Da haben die Beleidigungen kein Ende, und das Wohlwollen keinen Anfang, das iſt eben das gröſte Hinderniß aller Vereinigung der Menſchen, daß keiner den erſten Schritt zur Ausgleichung wagen will, daß der Gegentheil ſo thöricht iſt, ſich ſodann erſt zu übernehmen, und die Bedingungen ſeiner Ausſöhnung zu erſchweren, und zu erhöhen; daß du ſeine Freundlichkeit gegen ihn kehrſt, daß du die gröſſere Ehre, durch die er dich unterſcheidet, und mehr ehrt, als er ſoll, als Schuldigkeit, als Tribut deiner eingebildeten Hoheit, als Bekenntniß ſeiner Schwäche betrachteſt, ihn ſo wenig entgegen ehrſt, Freundſchaft und Wohlwollen durch Stolz und Verachtung erwiederſt, dich ſogar berechtigt glaubſt, ihn geringer zu behandeln, als den Mann, dem du nichts ſchuldig biſt, dem alles gefallen mus, was ihm von deiner Seite wiederfährt. Wer kann ſich entſchlieſſen, fernerhin dein enger Freund zu ſeyn, wenn er ſich durchaus nach deiner Willkühr richten, dir in nichts widerſprechen ſoll, wenn du von ihm verlangſt, daß er haſſen ſoll, wen du haſſeſt, lieben, wen du

liebſt,

liebſt, daß er allen ſeinen Verbindungen um deinetwillen entſage, daß er komme, wenn du willſt, gehe, wenn du es verlangſt? Wenn du ſeine Geduld, Beſcheidenheit, Nachſicht dahin auslegſt, als ob ihm mit Mishandlungen gedient, und er ſelbſt ohne Gefühl wäre? Wie kann er dich lieben, wenn du deine Geſellſchaft auf Unkoſten ſeiner Ehre unterhalten, und ihn zum Gegenſtand brauchen willſt, um deinem groben Wiz Luft zu machen, und das Zwergfell derer zu erſchüttern, die mit dir zur Vergeltung das Schauſpiel aufführen, das du durch ſeine Herabwürdigung dieſen Undankbaren geben willſt, deren Bösartigkeit du verkennſt? Was ſoll er von deiner Freundſchaft denken, wenn du nach dieſer vorübergehenden Vertraulichkeit auf einmal ihn als einen Fremden behandelſt, ganz eigene Ehren erwarteſt, ihm ſteif begegneſt, dich bei andern über ſeine Gutmüthigkeit beluſtigſt, die kleinſte Gefälligkeiten verweigerſt, ſeine Schwäche und Niedrigkeit mit deinen ungegründeten eingebildeten Vorzügen auf eine gehäſſige Art vergleichſt; wenn du auſſer deinem Hauſe dich ſeiner ſchämſt, ihn in Gegenwart anderer verkennſt; wenn du

ihm

ihm den Zutritt erſchwerſt oder verweigerſt? Wenn du dies alles und noch ungleich mehr thuſt, wie kannſt du über Treuloſigkeit und Mangel von Freunden klagen? Wie kannſt du den Grund ihrer Erkältung auſſer dir finden?

Sey liebenswürdig, und dein Freund wird dich lieben: ſey nachſichtig gegen ſeine Mängel und Fehler, und er wird dir die deinigen vergeben: denke dich fleiſſig in die Lage anderer, und ſie werden ſich in die Deinige denken: was du willſt, daß deine Freunde dir thun, das thue ihnen entgegen: thue ihnen nichts, daß du nicht willſt, das ihnen von dir wiederfahre. Alle deine Handlungen und Reden ſollen Aeuſſerungen einer wohlwollenden Seele ſeyn: äuſſere deine Vorzüge niemalen zu unmäſſig, niemalen, daß Schadenfreude und Verachtung daraus erſcheine: wenn der andere nicht glauben kann, daß du ſie zu ſeinem Nuzen gebrauchen würdeſt, ſo erſcheine gleich, oder minder als du biſt. Laß es an Theilnehmung und Liebesdienſten nie ermanglen, und mache frühzeitig zur Gnade, was du ſpäterhin als Schuldigkeit nicht verweigern kannſt,

kannſt, verweigere ihm keine Unterſcheidung, die er verdient, ſey gefällig, ſo viel du kannſt, aber zu ſchändlichen Dienſten las dich nie gebrauchen, ſuche zu erforſchen, was dem andern an dir gefällt, dieſe Eigenſchaft beſtrebe dich zu unterhalten, und zu vermehren: frage nichts, was du in einem ähnlichen Falle mit Unwillen beantworten würdeſt: mache von dem Vertrauen und der Güte deines Freundes keinen Gebrauch, der ihm beſchwerlich würde, wo ihn ſein Vertrauen gereuen könnte; ſey lauter in deinen Abſichten, vermehre deine Vollkommenheiten, halte ihn auf eine gelinde theilnehmende Art von Verirrungen zurük, und wenn du nach längern Umgang und wiederholten Belehrungen von ihm nicht ein gleiches erfahrſt, ſo ſchau dir um einen anderen Freund um, der deine Zärtlichkeit beſſer verdient. — Thue dies, und du wirſt häufigere und dauerhaftere Freunde haben.

Haec res et iungit, iunctos et ſervat amicos.

Der Leſer.

Ich bin mit dir einverſtanden.

Ich.

Ich.

Aber wenn's zu Thaten, zur Anwendung kommt, wie ſteht's ſodann?

Der Leſer.

Ich werde thun, was du ſo eben ſagteſt.

Ich.

Solang die Gelegenheit mangelt, ſolange keine Leidenſchaft deine Seele beſtürmt. Sagt dir dein Gewiſſen, daß du in deinem bisherigen Betragen gegen Freunde Schulden frei ſeyeſt?

Der Leſer.

Wer ſollte nicht in ſich einige kleine Vergehungen finden?

Ich.

Das heißt: ieder geſteht einige Fehler ein, für die er ſchon einige Entſchuldigungen in Bereitſchaft hat, weil er weis, daß ihm niemand glauben würde, wenn er ſich ſelbſt über alle Gebrechen hinausſezen wollte; dieſe ſollen ſodann das Löſegeld ſeyn, um ſich gegen gröſſere reellere

Vor=

Vorwürfe zu deken, um mehr Glauben und Nachſicht zu verdienen. Du glaubſt alſo wirklich von gröbern Freundſchaftsſünden rein und befreyt zu ſeyn?

Der Leſer.

Ich glaube es.

Ich.

Und ich glaube es nicht. Nun kannſt du wohl läugnen, wo keine Gelegenheit iſt, dich auf der That zu überführen. O! wenn's doch Sitte würde, und weniger Feindſchaft und Erbitterung verurſachte, den Thäter bei der That ſelbſt zu ergreifen, auf ſich, auf das, was er thut, aufmerkſam zu machen.

Der Leſer.

Von mir haſt du alle Erlaubnis dazu. Ich werde dir noch oben darein Dank dafür wiſſen.

Ich.

Dieſe Sprache haben ſchon mehrere geführt; und ſie haben das, wozu ſie ſelbſt ihre Freunde aufgefordert, mit Undank, Haß und Feindſchaft

 gelohnt.

gelohnt. Menſchen ſind nun einmal ſo: ſie haſſen alle, die ſie vor künftigen Unfällen warnen, als Leute, die ſich ihrer bemächtigen wollen. Sie wollen lieber ſelbſt erfahren, als andern glauben. — Und ſo würde ich auch bei dir mein Geſchäft zwei oder dreimal treiben, und dann hätte ich es vor allzeit gethan.

Der Leſer.

Du wirſt aber doch auch eine Ausnahme machen.

Ich.

Jeder begreift ſich unter dieſer Ausnahme, und wir haben ſodann nur Ausnahmen, und gar keine Regel. Lieber Freund! Wer von dir ſeinen Karakter zu wiſſen verlangt, der wünſcht, daß du ihn in ein baar unbedeutenden Dingen tadeln ſollſt, die du auf der anderen Seite als Quellen und Urſachen von vielen ſeiner Tugenden angeben ſollſt. Er will dir Gelegenheit geben, ſeine guten Eigenſchaften zu erheben; er erwartet von dir ſo viel Weltgebrauch, daß du ſein Vertrauen durch keine unangenehme Aeuſſerungen vergelten und beleidigen werdeſt. Er will gelobt ſeyn,

lieber Freund! und wenn du das nicht glauben willſt, ſo verſuche es einmal, tadle ihn mit aller möglichen Schonung, wie er es verdient: und gieb acht, was erfolgt? An die Stelle ſeiner vorigen Munterkeit werden nach und nach eine Gattung von Zwang in den Minen, affektirtes Lächlen, eine dumpfere Stimme, und dann immer mehr Ernſt, Stille, Kälte und Zurükhaltung tretten, die am Ende in Haß übergeht, und dies um ſo mehr bewürkt, ie treffender deine Schilderung war. Dazu kömmt noch, was dieſe ſo edle und nothwendige Freimüthigkeit noch mehr hindert, daß man ſich ſelbſt Vorwürfe macht, wenn man eine vorhergegangene Ehrenbezeigung und Freundlichkeit, die Heiterkeit eines andern, durch eine ſo gehäßige Freimüthigkeit unterbrechen ſoll; man ſieht den geringen Erfolg vorher, der Schaden iſt gewiſſer als der Nuzen, und ſehr oft geht die Auslegung dahin, als ob man das in der Abſicht ſagte, um mehr Ehre vor ſich zu fordern. Durch dieſe Folgen, durch dieſe feine Ausflüchten einer beleidigten Eigenliebe unterbleiben manche für die Sittlichkeit der Menſchen ſo nöthige Zurechtweiſungen auf der Stelle, und auf der That.

Der Leſer.

Das iſt ein groſſer Fehler. Freunde ſollten offenherzig ſeyn, ſich wechſelweiſe von Vergehungen zurükhalten und warnen.

Ich.

Das ſollten ſie. Aber es geſchieht nicht. Jeder ſcheut die Folgen. — Kannſt du es? Wirſt du es thun? In Fällen, wo dein Ehrgeiz und Leidenſchaften nicht empfindlich gereizt werden?

Der Leſer.

Ich würde es für Pflicht halten.

Ich.

So ſage alſo dieſem deinem Freund, daß er ſeine Kinder ſehr übel erziehe, daß er ſie durch ſein eigenes böſes Beiſpiel zu Grunde richte, daß er ſich durch ſeine Eitelkeit und Selbſtlob lächerlich, und durch ſeinen Stolz gehäſſig mache, daß er durch ſeinen übertriebenen Aufwand ſich und ſeine Familie zum Untergang bringe, daß er ſo oft gegen ſeine Ueberzeugung ſpreche und heuchle, ſage ihm, daß ſich Stadt

und Land ärgere, daß er auf einmal ſeinen Sinn geändert, und ſich in allem nach der Hofluft richte, an Wahrheit und Freunden zum Verräther werde, den ſchändlichſten Menſchen ſchmeichle, um einträglichere Stellen, um die Gunſt der Mächtigen zu erhalten.

Der Leſer.

Er kann in manchem unſchuldig ſeyn, und wenn man ihn ſelbſt hört, dieſen Tadel nicht verdienen. Weiſt du nicht, daß man aus Klugheit manches thun müſſe, was man auſſerdem verabſcheut?

Ich.

Es ſcheint wohl, du würdeſt an ſeiner Stelle das nemliche thun. Dahinaus ungefähr gehen die Entſchuldigungen, die du vorbringſt. — Du würdeſt alſo höhere Pflichten übertretten, um andern zu gefallen? Und das nennſt du Klugheit?

Der Leſer.

Bedenk aber auch, was kann ich allein thun? haben nicht andere eben dieſe Pflicht?

Ich.

Du biſt alſo ungerecht, weil andere es ſind? du verräthſt Tugend und Freunde, weil es andere auch thun? Und wenn ieder ſo denkt, was wird daraus werden? Iſt nicht ſodann die Herrſchaft des Laſters auf ewig gegründet? Wird nicht ſeine Macht allgemein? — Iſt nicht alle Tugend die gröſste Thorheit und Unmöglichkeit? Warum feuert man uns dazu an, wenn ihre Ausübung ſo gefährlich iſt, wenn es Thorheit iſt dieſe Gefahren zu übernehmen, wenn wir keine weitere Pflicht haben, als unſern Nacken unter das Joch gutwillig zu beugen, iede Unterdrükung zu begünſtigen, glänzende und glükliche Laſter zu bewundern, und durch unſere Furcht und Beyfall zu beſtärken. Entweder giebt es gar keine Tugend, ſie iſt eitles Geſchwäz der Schule, oder die Gefahren ſind nicht zu ſcheuen, die ihrer Vertheidiger warten. Es iſt Pflicht ſolche zu übernehmen. Wenn dieſe Ausflucht dir gelten ſoll, ſo mus ſie auch allen übrigen Menſchen gelten?

Der

Der Leſer.

Dafür hat die Vorſicht geſorgt, es giebt immer einige, die ſich dem überhandnehmenden Uebel widerſezen.

Ich.

Und warum biſt du nicht einer von dieſen? Haſt du nicht dieſelbige Pflicht?

Der Leſer.

Was kann es ändern, was ſelbſt der guten Sache nuzen, daß ich ohne allem Erfolg muthwillig das Opfer werde?

Ich.

Kann das nicht ieder andere eben ſo gut ſagen? Und wo ſind ſodann die Menſchen, von welchen du oben ſprachſt, daß ſie dem einreiſſenden Uebel ſtandhaft widerſtehen werden? Woher weiſt du, daß dein Widerſtand dich zum Opfer machen werde? Woher, daß dieſes Opfer nichts nuzen werde? Nennſt du das ein muthwilliges Opfer, was dir gegeben iſt, um es bey entſcheidenden Gelegenheiten der Tugend zum Opfer

zu bringen, was dir in der Zukunft ſo reichlich vergolten wird? Was dir dort ſo groſſe Belohnungen gewähren ſoll, die du ſuchſt, die du ohne dieſes Opfer niemahlen erhalten kannſt? Wo iſt nun deine Ueberzeugung? Deine ſo hoch geprieſene Religion? Gebieten dir dieſe den Feigen, den eigennüzigen ſinnlichen Menſchen, den Heuchler zu machen? Gebieten dir dieſe für Menſchenrechte, für die gröſte aller Pflichten weniger zu thun, als du für Thorheiten, für Vorurtheile thuſt? Und das nennſt du Vernunft, Klugheit, Religion, ein niedrigeres Gut einem Höhern vorzuſezen, eine höhere Pflicht zu übertretten, um eine niedrigere zu erfüllen, Gott zu verlaugnen, um Menſchengunſt und Unterhalt zu erhalten?

Arme Menſchheit und Tugend, wenn es euch, wenn es eure Rechte gilt, wenn von dem gröſten, von dem dauerhafteſten aller Vortheile, von ſeinem Schikſal in der Zukunft, die Rede iſt — da allein giebt es keinen Curtius, Decius, keine Helden der ältern und neuern Welt. Da zieht ſich ieder zurük, da finden ſich Bedenklichkeiten, Entſchuldigungen

aller Art. Da erhält die Niederträchtigkeit und Freyheit den Namen der Klugheit; aber wenn es falſche Begriffe, den thörichten Wahn einer eitlen misverſtandenen, ſehr oft nur durch einen Blik und Mine beleidigten Ehre gilt, wenn dein Stolz oder Eitelkeit durch Verachtung gereizt und herabgeſtimmt werden: da, in dieſen kleinen unbedeutenden Fällen, die für dich die Wichtigkeit einer Staats und Weltangelegenheiten haben, da in dieſen Fällen, wo Eitelkeit gegen Eitelkeit ſtöſſet, iſt die Ehre alles, und dein Leben nichts, da kann nur eigenes oder fremdes Blut einen Schaden erſezen, und eine Schmach vertilgen, welche du ſehr ſelten in der That, aber ungleich häufiger, in deiner Einbildung, in der Meinung eben ſo thörichter Menſchen erlitten. Wenn ein Erdenfleck bedroht wird, der dich nichts angeht, wenn die Feindſchaften der Mächtigern gegen einander ſtoſſen, und ganze Erdſtriche verſchlingen, da ſtehen auf einmal hundert tauſende von Menſchen bereit, ſprechen von Ruhm, Ehre und Unſterblichkeit, entſagen dem Genus ihrer Güter, der Ruhe und den Gemächlichkeiten des Lebens, trennen ſich von ihrer Familie und

Freunden, ſie ſcheuen keine Gefahren, keinen Tod. Da wird ieder Feige herzhaft, ieder Weichliche ſtark und abgehärtet, ieder Geizige ein Verſchwender, ieder Höfling ein Held. So viel vermögen Leidenſchaft, Beiſpiel, Vorurtheil, Gewohnheit! ſo wenig vermag die Vernunft, wenn ſie nicht durch dieſe wirkſamſte aller Triebfedern unterſtüzt wird! ſo wenig kommen dieſe bißher der Wahrheit und Tugend zu ſtatten! ſo viel liegt daran, die Vernunft ſelbſt zur Leidenſchaft zu machen, ehe wir etwas vernünftiges unternehmen ſollen, ſo wenig iſt ſolches noch bißhero zum beſten der Tugend geſchehen! ſo falſch und verführend ſind unſre Begriffe von Tapferkeit und Ehre.

Der Leſer.

Lieber Freund! du magſt das alles ſehr wohl meinen, ich verkenne deinen Eifer für die Tugend nicht, ich belobe ihn ſogar, aber folgen kann ich dir hierinn nicht. Ich würde zum Gelächter der ganzen Stadt und einer halben Welt werden.

Ich.

Und was würdeſt du dabei verlieren?

Der Leſer.

Meine Achtung und Ehre.

Ich.

Weſſen Achtung?

Der Leſer.

Derer, mit denen ich lebe.

Ich.

Schweige mit deiner Tugend. Sie beruht auf ſehr ſchwachen Gründen, ſie gründet ſich auf der Erwartung, daß ſie dir Ehre und Beifall verſchaffe. Du würdeſt eben ſo gut Böſes thun, dir iede Schandthat erlauben, wenn Schandthaten belobt werden.

Der Leſer.

Böſes werde ich niemalen thun. Dieſe Folgerung iſt zu ſtark.

Ich.

Du ziehſt ia den Beifall der Menſchen einer höheren Pflicht vor? Du unterlaſſeſt dieſe Pflicht, weil ſie dich wegen ihrer Erfüllung tadeln und belachen würden? Du hinderſt das Uebel nicht, das durch einen ſtandhaften pflichtmäſſigen Widerſtand

derſtand zu verhindern wäre? Du ſchäzeſt deſ-nen Unterhalt, deine Aemter und Stellen höher, als dein zukünftiges ewiges Wohl? Du beſtärkſt die Gegner der Tugend in ihrem Irrthum und Macht, du verführſt andere durch dein Beiſpiel, und lehrſt ſie ein gleiches zu thun? Iſt das nicht Böſes genug?

Der Leſer.

Du kannſt doch nicht laugnen, daß ſich Tugend mit der Klugheit verbinden müſſe?

Ich.

Nicht genug. Die Tugend ſelbſt, und die Tugend ganz allein iſt die beſte Klugheit. Aber deine Klugheit, von welcher du ſprichſt, die unter Weltleuten ſo häufig gefunden wird, dieſe Klugheit iſt falſch, und ſie verdient dieſen Namen nicht.

Dieſe Politik iſt, wenn ſie offenſiv geht, die Folge eines ehrgeizigen und herrſchſüchtigen, überhaupt eines eigennüzigen, und wenn ſie ſich in den Grenzen der Vertheidigung hält, die Folge eines zaghaften und furchtſamen Karakters. Sie iſt niemalen die Eigenſchaft eines wahrhaft hohen Geiſtes,

eine

eine Abneigung gegen Sklaverei und Erhabenheit über Gewinnſucht und Furcht.

Wer feſt überzeugt iſt, daß ihm keine Zukunft ſchaden werde, daß ſich alle Kräften der Natur zu ſeinem Wohlſeyn vereinigen, der braucht diese Ummwege und kleinfügige Bedenklichkeiten nicht, der handelt gerade zu ohne Scheu, der leidet weniger von iedem gegenwärtigen Eindruk, der ſcheuet weniger die Zukunft; der ſieht Glück, Stand und Reichthum als ſehr unbedeutende Vorzüge an, deren Verluſt ihn weniger kränkt. Aber wer dieſe leztere für etwas hohes hält, für das lezte der Natur, der hat tauſend Rückſichten zu machen, die ſeinen Muth und ſeine Thätigkeit beſchränken. Wer viel ſucht, hat viel zu verlieren und zu fürchten, viele Klippen zu vermeiden, an welchen ſeine Hofnungen ſcheitern; unſre weltkluge Männer ſind alſo im Grunde zaghafte und eigennüzige Menſchen.

Unſre ſogenannte Klugheit ſezt zwar Einſicht in den Zuſammenhang der Dinge voraus, und ſieht gewiſſe oft entfernte Folgen vorher. Aber da ſie ihren Zweck zu nahe ſezt, ſo wird ſie niemalen

malen die Folgen ſo weit vorherſehen, als ſie ſollte, ſie ſteht bei einem beſtimmten Grad von Folgen ſtill, über welchen ſie niemal hinaus geht, ſie iſt alſo Folge einer beſchränkten Erkenntnis, eines eingeſchränkten Kopfs, der nie ſo weit geht, als er ſollte.

Sie gründet ſich zum Theil auf der ſehr irrigen Vorausſezung, daß man unter den übrigen Blinden der allein Hellſehende ſey: daß alle übrige ihre Vortheile gar nicht, oder weniger verſtehen: daß andere die Fallſtricke nicht kennen, oder bemerken, die man ihrer Gutmüthigkeit legt: ſie iſt alſo ein Kind des Stolzes, und ſeiner eigenen Verblendung; ſie iſt unwirkſam gegen alle, welche dieſelbige Kunſtgriffe verſtehen. Sie veranlaßt einen Krieg der Liſt gegen Liſt, ſie vermehrt die Argliſtigkeit der Menſchen, verbannt eine Zeitlang alle Offenheit und Zutrauen, und nöthigt am Ende zur Wahrhaftigkeit zurük zu kommen, um, nachdem alle andere Arten des Betrugs vergeblich erſchöpft ſind, ſelbſt durch die Wahrheit zu hintergehen. Sie iſt der abgenuzte Kunſtgrif, und das uralte Zufluchtsmittel aller Menſchen, die zu feig ſind, um öffentlich zu ſchaden, die ihre Abſichten

ſichten ſelbſt verwerfen, und in ihrem Herzen mis-
billigen, indem ſie ſich ſcheuen, ſolche öffentlich
bekannt zu machen.

Sie iſt eine ſtillſchweigende Huldigung des
Laſters, eine durch Thaten erklärte Verſicherung
und Transaktion, daß man iedem Böſewicht er-
laube, gegen ieden andern nach Gefallen zu wü-
then, unter dem bedungenen Vorbehalt eigener
Sicherheit für ſeine Güter und Perſon, oder ſie
ſcheint Anſprüche auf die Theilung der Beute
zu machen, und für ſich das Recht zu bedin-
gen, gegen andere ſchwächere ein gleiches zu
beobachten.

Sie verfehlt am Ende ihre Rechnung, ſie
verſtärkt ieden Böſewicht auf den Grad, daß er
am Ende ſelbſt derienigen nicht weiter ſchont, die
er vordem geſchont hat. Sie erhält ieden Irren-
den in ſeinem Irrthum, oder ich wollte ſehen,
wer laſterhaft wäre, wenn das Laſter keine Nach-
ahmer und Bewunderer fände? Wenn es in ie-
dem Lande, weniger einfältige und kurzſichtige
Menſchen geben würde, die ſich ſo gern von der
Bosheit misbrauchen, und zu Mishandlungen al-
ler

ler Art, gegen ihre gröſte Wohlthaten verleiten lieſſen. Wenn die Bosheit, dieſe ihr ſo nuzbare Blindheit des gröſſern Haufens nicht gefliſſentlich unterhielte. Wenns keine eitle Gecken gäbe, die ſich durch eine ſträfliche Nachſicht und Gefälligkeit zu gröſſern Stellen empor ſchwingen und ihren Einflus vermehren wollen: Keine Kinder, die durch den äuſſern Schein und unmittelbare Vortheile geblendet, und durch leere Drohungen geſchreckt werden. Keine Schwäzer und Schreyer von Religion und Tugend

qui de virtute locuti
Clunem agitant.

Keine Wollüſtlinge, die lieber genieſſen; keine ſchwache Seelen, die ihren wahren Vortheil verkennen; keine Leichtglaubige, die iedem Verleumder ſo gleich ihre Ohren leihen; keine furchtſame und ſchwache, die bei dem erſten Angrif das Feld räumen, und ſich trennen und ſchwächen. — Du kannſt alſo gewahr werden, daß ſich der gröſſere Hauffen unſerer heutigen Welt in zwey Helften theilt, in Starke und Schwache, in Bosheit und Dummheit. Vernunft und Tugend ſind ſelten, und halten

zwi=

zwiſchen dieſen beyden das Mittel. Die Dummheit verſtärkt die Bosheit, und die Dummheit, dieſe groſſe und mächtige Stüze der Bosheit, wird von dem Eigennuz und Laſter unterhalten und vereinigt. Du, mit deiner Klugheit unterhältſt beyde: die Welt ſcheint dir verderbt, und ſie iſt es durch dich.

Und am Ende will ich dir beweiſen, daß dieſe Menſchen, die ſo viel von Klugheit ſprechen, nach genauerer Unterſuchung der Sache gar keine Klugheit haben.

Der Leſer.

Darf ich dich um dieſen Beweis bitten?

Ich.

Was nennſt du Klugheit?

Der Leſer.

Die Kenntnis der Mittel zu einem gegebenen Zweck. So iſt der Staatsmann klug, wenn er die beſte Mittel kennt, ſeinen Staat aufrecht zu erhalten, und blühend zu machen, wenn er die Kunſt verſteht, ſie am rechten Ort, zur

gehörigen Zeit, im gehörigen Maas anzuwenden; und er wird ſodann ein Staatskluger genannt.

Ich.

Wer alſo die Mittel und ihre Anwendung zu einem gegebenen Zweck weis, iſt nach deiner Meinung ein kluger Mann?

Der Leſer.

Ich denke.

Ich.

Zu iedem Zweck?

Der Leſer.

Warum nicht?

Ich.

Alſo der Dieb iſt auch klug, wenn er richtige Mittel zu erwählen weis?

Der Leſer.

Dieſer nicht.

Ich.

Warum nicht? Er iſt wenigſtens ein kluger und geſchikter Dieb.

Der

Der Leſer.

Du magſt ihn ſo nennen, aber es bleibt immer ein Misbrauch des Worts.

Ich.

Worinn liegt alſo das Unterſcheidende?

Der Leſer.

Er wählet Mittel zu einem falſchen Zweck.

Ich.

Warum nennſt du dieſen Zweck falſch?

Der Leſer.

Weil ſeine Erreichung ihm mehr ſchaden, als nüzen würde; weil er ihn an Erreichung eines höheren Zwecks hindert.

Ich.

Wenn alſo der Zweck, den ſich der Kluge vorſtellt, ſelbſt nur ein Mittel, folglich ein niederer Zweck wäre?

Der Leſer.

So muß, wenn er klug ſeyn will, nicht auf den niedrigern, ſondern auf den höheren von ihm Rükſicht genommen werden.

Ich.

Warum das?

Der Leſer.

Weil er um des niederen Guts willen ein höheres verlieren würde.

Ich.

Und wenn er das dem ungeachtet thun wollte, wie würdeſt du ihn nennen?

Der Leſer.

Einen Thoren.

Ich.

Alſo keinen Klugen. Es ſcheint alſo, Klugheit lehre die Mittel zu einen wahren und höhern Zweck.

Der Leſer.

Ganz gewis.

Ich.

So lang es alſo noch einen höheren Zweck giebt, ſo iſt der noch immer ein Thor, der den niedrigern wählt?

Der Leſer.

Noch immer.

Ich.

Es muß doch wohl am Ende einen höchſten Zweck geben?

Der Leſer.

Ich läugne es nicht.

Ich.

Dann wäre aber niemand klug, als wer die Mitteln zu dieſen höchſten Zweck kennt, und richtig anwendet?

Der Leſer.

Ich glaube, es ſey ſo.

Ich.

Und alle übrige, die bei niedrigern Zwecken ſtehen bleiben, wären insgeſamt Thoren?

Der Leſer.

Ich muß es eingeſtehen.

Ich.

Nun ſage mir, was thun unſre Weltkluge? Bey welchen Zweck bleiben ſie ſtehen? Bey einem höhern oder niedrigern? Iſt Lebensunterhalt und Bequemlichkeit ein wahrer oder ein falſcher Zweck?

Der Leſer.

Ich denke, ganz gewis ein wahrer.

Ich.

Iſt er aber auch zugleich der Höchſte.

Der Leſer.

Ich zweifle.

Ich.

Leben wir, um zu leben, oder iſt Leben zu etwas weitern gut?

Der Leſer.

Wir leben um uns zu vergnügen.

Ich.

Auf einige Zeit oder länger?

Der Leſer.

Wenn du willſt, ewig.

Ich.

Was nennſt du richtiges Mittel?

Der Leſer.

Das ſeinen Zweck unausbleiblich befördert, was ihn auf keine Art hindert.

Ich.

Ich.

Welches glaubſt du, daß Vergnügen ſicherer befördern werde, innere Vervollkommnung, oder Verbeſſerung ſeines äuſſern Zuſtandes?

Der Leſer.

Innere Vervollkommnung.

Ich.

Wer nun dieſe um der äuſſerlichen Vollkommenheit willen vernachläſſiget, dieſe höher ſchäzt, auf ihre Unkoſten dieſe leztere zu erhalten ſucht, wie nennſt du ihn? Einen klugen Mann?

Der Leſer.

Ich ſollte ihn einen Thoren nennen.

Ich.

Glaubſt du wohl, daß derienige ſeine innere Vollkommenheit befördere, der gegen ſeine Ueberzeugung und Gewiſſen handelt, ſeine Pflichten verläugnet, der das Laſter unterſtüzt, ehrt und befördert, der ſich alles erlaubt, um Geld, öffentliche Aemter, Ehre, Unterſtüzung, Beifall, Ruhe und Sicherheit zu erhalten? — Oder darfſt

du Gott verläugnen, um dein Leben, um dein Amt, deinen Unterhalt und Vermögen zu retten?

Der Leſer.

Das darf ich nicht.

Ich.

Kann man Gott nicht noch ungleich mehr durch Thaten verlaugnen? Durch Uebertrettung ſeiner Geſeze? Oder wozu ſind unſre Pflichten? und das nennſt du Klugheit? Mache nun die Anwendung. Wovon ſprachen wir oben? Habe ich wohl meinen Saz erwieſen.

Der Leſer.

In der Vorausſezung, daß die Zukunft und Unſterblichkeit unſrer ſelbſt eine ausgemachte Wahrheit ſey. Dann haſt du ungezweifelt recht. Aber wenn nur dieſe gewis wäre!

Ich.

Ach darüber wollen wir ſprechen, aber erlaube mir, daß ich dieſe Unterſuchung erſt vollende: ſage mir noch zuvor, wo iſt nun deine Klugheit, von welcher du ſagteſt, daß ſie iede Tugend begleiten müſſe? Wozu wirſt du dich entſchlieſſen?

Der Leſer.

Laß dir dieſe Antwort von den Hof- und Weltmännern geben.

Ich.

Ich verehre und bewundere ihre Welt- und Menſchenkenntnis. Gros iſt der Blik, der einen ganzen Welttheil umfaßt, und unendliche ſo ſehr verwikelte Verhältniſſe ſelbſt bis auf's kleinſte durchdringt, und ſo viele ſtreitende Intereſſe und Kräfte zu einem einzigen Zweck, wie auf einem Punkt vereinigt. Aber doch iſt unſer beiderſeitiger Geſichtspunkt zu verſchieden, als daß ich ſie in dieſer Sache als vollgültige Richter erkennen ſollte. Mein Geſichtspunkt iſt allgemeiner: ſie begnügen ſich mit der Sorge für das eingeſchränktere Geſchäft, das ihnen anvertraut iſt. Darauf allein geht ihr Augenmerk. Dies macht, daß ſie alles für unmöglich halten, was nicht in den Kreis ihrer Erfahrung liegt: daß ſie alles für unnüz oder wohl gar gefährlich anſehen, was nichts zur Beförderung ihrer engern und gegenwärtigen Abſicht beiträgt. Uneigennüzige, hohe Tugend ſcheint ihnen Unmöglichkeit und Thorheit, weil ſie alle Menſchen nur nach dem

Kreis beurtheilen, unter welchem ſie leben. Sie kennen die Laſter und Verirrungen der Menſchen, aber mit ihren Tugenden, mit der Würde unſrer Natur ſind ſie weniger vertraut, weil ſie ſolche ſeltener gewahr werden.

Der Leſer.

Aber mir ſelbſt leuchtet es ein, daß dein Vortrag entweder zur Schwärmerei, oder zur Unthätigkeit führe.

Ich.

Wie ſo? Da verſtehſt du ihn ia ganz falſch?

Der Leſer.

Mir ſcheint es, raſcher und ungeſtümer Eifer müſſe bey dem weniger aufgeklärten Theil der Menſchen an die Stelle der Vernunft tretten, die Martyrer-Sucht, die gefährlichſte von allen Thorheiten müſſe überhand nehmen. Man mus alſo alle Vorurtheile und Laſter ohne alle Schonung angreifen, ieden Betrug aufdeken, und was das ärgſte von allem iſt, die Proſelytenmacherei mus ohne Grenzen ſeyn. Jeder mus ſich berechtiget halten, ieden andern zu ſeiner Meinung

und

und Religion mit gewaltſamen Mitteln anzuhalten, und zu zwingen.

Ich.

Was ſuchſt du, wenn du iemand zu deiner Religion zwingen wollteſt?

Der Leſer.

Daß er ſich dazu bekenne, daß er hierüber mit mir auf einerlei Art denke.

Ich.

Führt dich dieſer Zwang ſicher zu deinem Zweck?

Der Leſer.

Ganz gewis. Es mus ia meine innerliche Vollkommenheit ungemein befördern, daß ich ſo viele Irrende zurecht führe.

Ich.

Und du glaubſt, daß du zu dieſem Ende die ſicherſten Mittel ergriffen habeſt? Führſt du ſie merklich zu recht?

Der Leſer.

Wo ſind beſſere.

Ich.

Ich.

In einer gründlichen Ueberzeugung und Unterricht. Die Religion beruht auf richtigen Gründen und Begriffen von Gott, auf Belehrung des Verſtandes. Wie kannſt du aus dem Zwang, den ich dir thun will, die Wahrheit meines Vertrags erkennen, und dich davon überzeugen? Dieſe Ueberzeugung giebt keine Verfolgung, keine Scheiterhaufen. Du wollteſt durch dieſen Zwang die Anzahl der Gottesbekenner vermehren, und du haſt Heuchler gemacht, die ſich zu allem, was du willſt, bekennen, um deiner Gewaltthätigkeit zu entgehen. — Wollteſt du das?

Der Leſer.

Ich wollte ernſthafte Bekehrung.

Ich.

Wozu nützt dir alſo dieſer ſo unwürkſame Zwang? Welche Verſuchung kannſt du haben, Dragonaden und Bartholomäus-Nächte zu erneuern? Heißt du das Klugheit, Mittel zu ergreifen, die deinen Zweck mehr entfernen als befördern?

Der

Der Leſer.

Das bleibt doch wahr, daß ich Kraft deiner Lehre ieden Schurken unter das Angeſicht tretten, und ihm ſagen mus, daß er ein Böſewicht ſey?

Ich.

Wenn es nur damit allzeit ausgerichtet wäre? Es kann ſich fügen, daß du mehr verderben würdeſt. Und dann muſt du wiſſen, daß dieſe Art Menſchen zu beſſern und zu belehren bei weitem dieienige nicht ſey, welcher ſich der Weiſe bedient. Dieſer hindert das Böſe mehr durch Thaten, als leere Schmähungen, und Worte, die mehr erbittern, als beſſern.

Der Leſer.

Es ſcheint wir ſtreiten nur über Worte. Es giebt alſo doch eine Klugheit?

Ich.

Ganz gewis. Nur, daß dieſe Klugheit nicht von der Art iſt, wie du ſie beſchreibſt. Meine Klugheit, von welcher ich ſpreche, iſt die Sittlichkeit ſelbſt; die Kenntnis von dem Werth der

Güter,

Güter, von der Unterordnung der Zwecke. Selbſt viele Weltkluge geſtehen es ein, daß Ehrlichkeit die beſte Politik ſey. Auf dieſe Art laßt ſich die Klugheit mit der Sittenlehre ſehr wohl vereinigen; ſie ſind vielmehr eine und dieſelbige Kenntnis; und ich ſtelle hier den Grundſaz auf, wer durchaus nach der Sittenlehre handelt, der handelt zugleich nach den höchſten Regeln der Klugheit. Unſere Pflichten ſind die beſten Mittel zu dem zu gelangen, was ieder Kluge ſucht — zum gröſten innern und äuſſern Wohlſtand, zum Vergnügen, zur Glükſeeligkeit. Jede Uebertrettung einer moraliſchen Pflicht, iede Handlung, die unſre innere Vollkommenheit vermindert, iſt ein Fehler gegen die Klugheit. Niemand ſorgt ſo gut für ſein Glük, für ſeinen äuſſeren Wohlſtand, für ſeine Ehre, für ſein Vergnügen, als der ſittliche Menſch. Und ich denke, in dieſem Zweifel, der bei der Anwendung auf einzelne Fälle entſteht, bei dieſer Ungewisheit, in welcher noch bis dieſe Stunde die Grenzen der Politik und Moral verflochten ſind, könnte ſich nach dieſer Regel ieder finden, um am wenigſten zu irren. Auſſerdem

dem geräth man in Verſuchung, es mit denienigen zu halten, die alle Klugheit verwerfen, und ſich dem Eifer gegen ihre Pflicht überlaſſen. Und dieſe ſind ſodann die Enthuſiaſten und Schwärmer. Oder man räumt der Klugheit allein mehr ein, als ihr gebührt, man ſchaut zuviel auf ſeinem gegenwärtigen Vortheil, opfert ihm ſeine höheren Pflichten auf. In der Mitte von dieſen beiden Extremen ſteht die Tugend.

Der Leſer.

Noch weis ich in einzelnen Fällen ſehr wenig, wo die Klugheit anfange oder aufhöre, ein Laſter oder eine Tugend zu ſeyn.

Ich.

Dieſe Frage iſt aber auch eine der verwikeltſten, und ich habe ſo wenig befriedigendes darüber geleſen, als ich ſagen kann. Ich möchte ſagen, das tugendhafte Gefühl könne ieden vorkommenden Fall ganz allein und am ſicherſten entſcheiden. Alle übrige werden die Anwendung falſch machen, die dieſes Gefühl nicht haben. *Darum ſey zuerſt tugendhaft, und du*

wirſt

wirſt im Handeln, ſo wie in der Entſcheidung zweifelhafter Fälle weniger Verlegenheit finden. Indeſſen ſcheint es, ſey folgender Geſichtspunkt derienige, der am nächſten zur Sache führt.

Wenn die Klugheit in der Auswahl und Anwendung der richtigſten Mittel zum höchſten Zweck beſteht; ſo ſcheint dies ganz allein Klugheit, was Mittel iſt dieſen höchſten Zweck zu erreichen. Dahin gehören alſo nur dieienigen Handlungen, welche dieſen höchſten Zweck meiner Natur und meines Daſeyns unfehlbar befördern. Was dieſen hindert, wäre ganz gewis falſche Klugheit?

Der Leſer.

Dies folgt ſehr natürlich aus deinem obigen Vortrag.

Ich.

Welcher wäre nun dieſer höchſte Zweck unſerer Natur?

Der Leſer.

Innerliche Vollkommenheit, weil ihre unzertrennliche Folge das reinſte und lauterſte Vergnügen iſt.

Ich.

Ich.

Alle Handlungen des Klugen müſſen alſo von der Art ſeyn, daß ſie dieſe Vollkommenheit befördern? Eben ſo auch ſeine Unterlaſſungen? Er mus nichts thun, wodurch man auf die Unvollkommenheit ſeines Geiſtes ſchlieſſen könnte, was dieſe vermehrt. Denn er würde auſſerdem ſeinen Zweck mehr hindern als befördern, folglich nicht klug ſeyn.

Der Leſer.

Es läßt ſich ſchwer läugnen.

Ich.

Es werden alſo alle Handlungen und Unterlaſſungen ſtrafbar und unklug ſeyn, aus welchen erſcheint, daß der Handelnde einen niedrigern Zweck zum Hauptzweck gemacht habe? Er handelt alſo unklug, wenn er böſes, welches er hindern könnte, nicht hindert, oder wohl gar befördert, um Geld, Ehre, Beifall der Mächtigen zu verdienen: wenn er ſich um dieſer willen für das Laſter und Unrecht thätig verwendet: wenn er bei Gelegenheit, wo ihn Amt und Pflicht auffordern, der Tugend und Unſchuld das Wort

zu ſprechen, ſich leidend verhält, ſchweigt, oder wohl gar entgegen würkt. Und wenn ihn ſeine Pflicht auffordert, entgegen zu würken, der Tugend ein Opfer zu bringen, ſo wird er, wie ich vermuthe, ſchikliche Mittel erwählen?

Der Leſer.

Unſchikliche Mittel würden keine Beweiſe von der Vollkommenheit ſeines Verſtandes ſeyn. Und die Klugheit zeigt ſich vorzüglich in der Zweckmäſſigkeit und richtigen Anwendung der beſten Mittel.

Ich.

Unmöglich kann offenbare Gewalt, Menſchenmord, Verleumdung, Verfolgung, Uebereilung und Hize eine Würkung und Anzeichen eines vollkommenen Geiſtes ſeyn?

Der Leſer.

Es ſcheint nicht.

Ich.

Er wird ſich alſo von dieſem allen enthalten. Auſſerdem würde er ſeinen Zweck verfehlen, und ſeine

ſeine Vollkommenheit vermindern, indem er ſie vermehren will. Schwärmerei, dünkt mich, gehört nicht unter die Vollkommenheiten der Seele. Er wird ſich alſo auch hüten, ein Schwärmer zu werden: und in Fällen, wo ſeine Kraft nicht zureichen, wo er das Uebel ärger machen würde, wird er ſich mit ſeinem guten Willen begnügen.

Der Leſer.

Warum iſt hier der bloſſe Wille genug?

Ich.

Weil die Pflicht gutes zu thun keinen Menſchen über ſeine Kräften verbindet: weil der Wille alles iſt, was er in dieſen Umſtänden kann: weil er nicht mehr thun kann, ohne von der andern Seite ungleich mehr zu verlieren. Wenn ich z. B. alle falſche Religionen von der Erde vertilgen wollte, ſo würde ich durch die That nicht mehr nüzen, als durch den Willen allein. Ich würde ſogar ſchaden. Ich würde dabei mein Leben, für welches ich eben ſo gut eine ſehr hohe Pflicht habe, ohne Noth und Erfolg in Gefahr ſezen, dadurch eine Pflicht verlezen, und

folglich meine innere Vollkommenheit vermindern, und alſo meinen Zweck verfehlen.

Der Leſer.

Durch dieſen Saz, daß der Wille ſtatt der That gelte, öfneſt du der Furcht und dem Eigennuz ein ſehr weites Thor, um ungeſtraft ihre Pflichten verlaugnen zu können. Da denkt ſich ſodann ieder die Umſtände und die Unmöglichkeit ſo gros, und ſeine Kräften ſo klein, als er nöthig hat, um ſein Gewiſſen einzuſchläfern, und nach Gefallen zu handeln.

Ich.

Das mag er thun. Darüber können auch Menſchen nicht allzeit urtheilen. Daher mag es ihn oft bei Menſchen entſchuldigen. Aber Gott und ſich wird er niemal hintergehen. Er wird die Folgen davon empfinden, und bei dem hellſten Beifall der Welt wird er ſich nie ganz beruhigen. Oder glaubſt du, daß dieſe Täuſchung, die ſich der Menſch auf dieſe Art macht, würklich eine innere Vollkommenheit ſey? Nennſt du das Vollkommenheit des Geiſtes, ſich zu täuſchen, andere

zu täuſchen, ſich einzubilden, daß man ſey, was man nicht iſt?

Da herum ungefähr, glaube ich, müſſen ſich die Begriffe drehen, um dieſe ſchwere Aufgabe zu entſcheiden, und das Mittel zwiſchen Schwärmerei und Hofklugheit zu finden. Und ich mus geſtehen, ich fühle die Auflöſung beſſer als ich ſie in Worten geben kann. Und mir ſcheint es, die Umſtände und ein für die Tugend geſtimmtes Gefühl können in würklichen Fällen weit richtiger entſcheiden als die kalte und abſtrakte Urtheile der Vernunft.

Der Leſer.

Nur noch eine einzige Bedenklichkeit. Mir ſcheint es, ein Menſch von dieſen Grundſäzen, wie du ihn beſchreibſt, dem innere Vollkommenheit ſein einziges Geſchäft iſt, der dieſer alles übrige unterordnet und zum Opfer bringt, ſey für das geſchäftige Leben und für die bürgerliche Geſellſchaft, für Freunde und alle übrige Menſchen gänzlich verlohren.

Ich.

Nichts weniger als dies. Oder ſage mir, wer iſt geſchickter, andern das Leben zu retten, als derienige, der ſelbſt den Tod nicht ſcheuet? wer wird freigebiger ſeyn, dem Nothleidenden mehr beiſpringen, als derienige, der den äuſſern Schein von der Würklichkeit ſo ſehr unterſcheidet? — Dieſe Grundſäze dienen alſo nur, das übermäſſige der Leidenſchaften, wodurch wir andern ſo ſchädlich werden, zu mäſſigen und herab zu ſtimmen. Die Neigung bleibt, nur das Uebermaas fällt hinweg. Die unendliche unerſchöpfliche Thätigkeit des menſchlichen Geiſtes bleibt immer dieſelbe, ſie erhält nun erſt ihre gehörige Richtung, ſie beſchäftigt ſich nicht mehr wie vordem mit ſich allein, mit unſerem äuſeren Zuſtand. Jemehr wir unſre Leidenſchaften und Begierden beſchränken, iemehr Kraft bleibt uns übrig, um auf andere zu würken. Die Kraft, die nun weniger erſchöpft iſt, ſucht nun ihren Gegenſtand auſſer ſich, um auf ihn zu würken. Der, welcher nicht alles für ſich braucht, weniger mit ſich ſelbſt beſchäftiget iſt, mus nun an dem Schikſal anderer Theil nehmen. Der Ueberſchus ſeiner

Kräften, und der Hang zur Würkſamkeit nöthigen ihn dazu. Er hat Luſt, Zeit und Kräfte übrig, die der andere für ſich braucht, die er für andere verwenden kann, die er zugleich für ſich am beſten benuzt, wenn er ſie für andere verwendet. Der Mann, der nach innerer Vollkommenheit ſtrebt, mus wiſſen, daß dieſe Vollkommenheit durch vollkommene Würkungen am beſten erhalten werde. Er wird alſo würken, ſo viel als er kann. Er wird der theilnehmendſte, der thätigſte Geſchäftsmann, der beſte Bürger und Freund ſeyn.

Nun las uns zu deinem oben geäuſſerten Zweifel zurük kommen, aber unter der ausdrüklichen Bedingung, daß ich ſodann deine weitere Beſchwerden über die Welt höre. — Du ſagteſt oben, wenn nur dieſe Lehre von der Zukunft und Unſterblichkeit unſrer Seele gewis wäre.

Der Leſer.

Das ſagte ich.

Ich.

Mir iſt ſie es. Welchen Grad der Gewisheit verlangſt du denn? Ich fürchte dein

Herz läugnet ſie mehr als dein Kopf: und dieſe Lehre findet an dir nicht ſo faſt einen unwiſſenden, ſondern einen wider ſie eingenommenen Zuhörer, der nicht von ihr überzeugt ſeyn will.

Der Leſer.

Wie könnte ich das ſeyn.

Ich.

Der Wunſch beſtändig hier zu leben, ſich nie von ſeinen Freunden, Gütern, von ſeinen Aufenthalt und von ſeinen Gewohnheiten zu trennen, die Forcht vor der Zukunft und andere Leidenſchaften miſchen ſich, ohne daß du es gewahr wirſt, in das Spiel, und vermindern die günſtige und ungehinderte Aufnahme einer ſolchen Lehre. Lieb die Welt weniger, ſage dich beſſer von deinen Gewohnheiten los, und du wirſt dich mehr davon überzeugen. Wo man zu verlieren und zu beſorgen hat, und auf der anderen Seite ſieht und fühlt, da miſcht ſich immer Beſorglichkeit und erwünſchte Ungewisheit gegen alles ein, was man weniger ſieht, hört und fühlt. Sage alſo, welche Gewisheit verlangſt du?

Der Leſer.

Die, ſo den mathematiſchen Wiſſenſchaften eigen iſt.

Ich.

Alſo Evidenz: du verlangſt nicht blos, daß dir dieſe Lehre gewis ſey, daß ſie dir aus unleugbaren Schlüſſen dargethan werde, du willſt doch noch, daß ieder, der die Beweiſe einmal gehört, ſich davon überzeugt, ſich ſo ſehr dadurch beruhiget finde, daß er nicht den geringſten Widerſtand bei ſich finde, ihr auch fernershin ſeinen Beifall zu ſchenken?

Der Leſer.

Das will ich.

Ich.

Dieſe Ueberzeugung iſt ſchlechterdings unmöglich. Dieſe Lehre laßt ſich gewis machen, aus unleugbaren Gründen darthun: aber die Faßlichkeit, die dieſe innere Beruhigung giebt, iſt ſchlechterdings nicht zu erwarten.

Der Leſer.

Warum nicht?

Ich.

Weil der Beweis allzeit durch Vorderſäze muß geführt werden, gegen welche der Zuhörer ſchon vordem Parthey genommen hat; weil, wenn er auch von der Wahrheit dieſer Vorderſäze überzeugt wird, die Ueberzeugung doch nicht von der Art iſt, daß die ehmalige Fertigkeit, ſich das Gegentheil zu denken, gänzlich gehoben werde: die alte Denkungsart würkt allzeit mit unter, und verhindert die gänzliche Beruhigung, weil eine Menge von ſehr verſchiedenen in einander lauffenden, nicht genau von iedem auf dieſelbige Art beſtimmten Begriffen auf einmal mit gleicher Lebhaftigkeit ſoll gedacht, verfolgt, und entwikelt werden: weil man nie einen ganz ruhigen Zuhörer findet; weil ſich allzeit das Intereſſe mit einmiſcht. Dieſes macht, daß nicht ieder iede Erklärung eines Begrifs annehmlich findet. Jeder macht ſich ſodann den Begrif von der Sache, der ſich am beſten zu ſeinen übrigen Leidenſchaften und Erwartungen ſchikt. Dieſe Art von Ueberzeugung iſt noch ferner unmöglich, weil die meiſten Menſchen nur einen Theil der hiezu nöthigen Säze als wahr erkennen, den ungleich gröſſern

ſern Theil als falſch verwerfen, und alſo nie alle zum Beweiſe nöthige Säze in ihrem ganzen Umfang zugleich denken, wie es doch nöthig wäre, um die volle Würkung hervorzubringen. Es giebt immer noch bei iedem einen Saz, den wir beleuchten ſollten, der aber zu tief im Hintergrund ſteht, als daß wir ihn bemerken könnten. Dieſe Widerſezlichkeit der Menſchen hat alſo ihren Grund in ſehr häufigen dunklen Vorſtellungen, Begriffen und Urtheilen, die mit ihren deutlichen Begriffen in Verbindung ſtehen, auf ſie würken, und ſolche be ſtimmen. Und wer kann alle dieſe erforſchen und widerlegen? Wir erhalten folglich nie den ganzen, ſondern nur getheilten Beifall; und dieſer noch zurükgebliebene unbeſiegte Theil iſt der Gegner, der die volle Beruhigung verhindert. Um ſich von der Fortdauer unſrer ſelbſt zu überzeugen, wäre nöthig, daß in unſrer ganzen Ideenreihe, in unſrem ganzen Syſtem, in unſrem ganzen Begehrungsvermögen, kein einziger Begrif, Saz, oder Wunſch angetroffen würde, der dieſer Lehre entgegenſtünde. Jeder neue Saz oder Gedanke kann nur in ſofern ſeine ihm eigene Würkung bei uns hervorbringen, als unſere ältere Bewohner

ſich

ſich ſeiner Aufnahme nicht widerſezen, oder als ſie ſich mit ihm vereinigen. Sind dieſe entgegen, ſo entſteht Streit, innerlicher Kampf, Unruhe, Ungewisheit und Zweifel. Dazu kömmt noch, wir haben ſo manches ſo ſehnlich gewunſchen, die Anſtalten dazu ſo gut getroffen, und den Erfolg ſo gewis berechnet, und doch wurden wir getäuſcht! ſolche widrige Erfahrungen erwecken am Ende Mistrauen, um ſo mehr bei Dingen, die entfernter und abweſend ſind, wo alle Erfahrungen mangeln. Dieſes Mistrauen ſchwächt die ſtärkſten Gründe der Vernunft, und ihre Bruhigung iſt minder.

In mathematiſchen Wiſſenſchaften findet ſich das Gegentheil. Hier iſt ieder Begrif genau beſtimmt; hier theilen ſie die Meinungen der Menſchen weniger, weil ſie weniger Intereſſe dazu haben. Alle Menſchen verſtehen ſich, ieder denkt ſich bei demſelbigen Wort denſelbigen Begrif. Keine Wünſche, Begierden, oder Leidenſchaften widerſezen ſich ihrer Aufnahm, alle übrige Begriffe ordnen ſich ohne Hinderniß ſehr leicht, um ſie gehörig zu verſtehen.

Der

Der Leſer.

Ich wünſchte, dies alles in Beiſpielen zu hören.

Ich.

Die beſten Beiſpiele mögen die Beweiſe ſelbſt ſeyn, die ich anführen will. Du wirſt gewahr werden, wie wenig du mit meinen Vorderſäzen einverſtanden ſeyeſt: wie die Beweiſe dieſer Vorderſäze ſelbſt dir unzulänglich ſcheinen werden; wie ſich am Ende dieſer einzige Saz auf dein ganzes Gedankenſyſtem verbreite: und wie ſehr deine Wünſche, Erwartungen durch manche Säze gehindert werden. Du wirſt dich genöthiget ſehen, entweder dieſen Wünſchen zu entſagen, oder deine Fortdauer zu bezweifeln.

Der Leſer.

Laß hören.

Ich.

Du ſiehſt, daß wir Weſen ſind, die einer ungleich gröſſern Vollkommenheit fähig ſind, als wir hier erlangen. Du ſiehſt, daß wir alle ſo unvollendet von hier gehen. Wozu ſind wir nun geworden, was wir ſind, wenn wir auf-

hören zu ſeyn? Wenn alles verlohren iſt, was wir gedacht oder gethan haben?

Der Leſer.

Es iſt für die folgende ſpätere Menſchen und Generationen.

Ich.

Wir leiden alſo, damit die lezte ſich freuen, damit ihre Freude ſo vorübergehend ſey, als unſre Leiden. Aber auch dieſe gehen unvollendet von hier. Wozu dieſer Aufwand von Jahrtauſenden, um eine ſo äuſſerſt unvollkommene Würkung hervorzubringen?

Der Leſer.

Du ſprichſt immer von Beſtimmung, Zwecken und Abſichten. Es iſt ganz gewis, daß Menſchen nach Abſichten handeln, daß ſie Abſichten und Zwecke in die Natur hineinlegen. Aber ob dieſe würklich darinn liegen, ob Gott und die Natur ſelbſt darnach handeln, das iſt eine weitere Frage.

Ich.

Da haben wir ia, was ich oben geſagt habe. Unſere ganze Frage, der Gegenſtand unſres Streits

iſt

iſt ſchon beim erſten Anfang verändert. Wir wollten die Fortdauer unſrer ſelbſt beweiſen, und auch fragt ſich's, ob Zwecke in der Natur ſind, oder ob Menſchen ſie hinein denken? Die Beweiſe, die ich nun anführen muß, werden aber wohl eine neue Unterſuchung über ein ganz neues Thema veranlaſſen: wir werden immer höher und höher hinaufſteigen, werden da finden, daß dir alle Säze mangeln, die zur Erkenntniß dieſer Wahrheit nöthig ſind. Deine ganze Philoſophie wird dieſer Lehre entgegen ſeyn, und wir werden noch ſtreiten müſſen, ob es einen zureichenden Grund gebe. Da magſt du ſehen, wie ein Saz mit dem andern zuſammenhängt, wie die Falſchheit des einen die Falſchheit von einer Menge anderer Säze nach ſich zieht.

Alſo wir ſtreiten nun, ob es in der Welt Finalurſachen gebe. Davon hängt zum Theile die Wahrheit dieſer Lehre ab. Dieſe laugneſt du, und darum bezweifelſt du ſie. Nun höre:

Du ſiehſt, daß alle würkliche Dinge gewiſſe und ſehr verſchiedene Eigenſchaften haben?

Der Leſer.

Das ſehe ich.

Ich.

Es muß alſo, weil alles einen Grund hat, auch einen Grund geben, warum dieſe Dinge dieſe Eigenſchaften und keine andere haben, wozu ſie dieſe Eigenſchaften haben?

Der Leſer.

In der Vorausſezung, daß der Saz des zureichenden Grundes eine ausgemachte Wahrheit ſey.

Ich.

Was habe ich oben geſagt? Sagt ich nicht, wir werden noch ſtreiten, ob es einen zureichenden Grund gebe?

Der Leſer.

Laſſen wir das geſchehen, damit wir uns nicht zu weit von der Hauptſache entfernen. Laß weiter hören.

Ich.

Dieſer Grund kann kein anderer ſeyn, als daß ſie dadurch aufgelegt werden, gewiſſe andere Würkungen hervorzubringen. Dieſe Weſen mit dieſen

dieſen Eigenſchaften, welche die Quellen von weitern Würkungen werden, giebt es in der Welt, wenn auch keine vorſtellende Kraft in der Welt wäre.

Der Leſer.

Dieſe giebt es; aber ſie ſind ſodann bloſſe würkende Urſachen: ſie ſind noch keine Zwecke, und folglich keine Finalurſachen.

Ich.

Aber Gründe ſind ſie doch, warum dieſes geſchieht. Sie ſelbſt müſſen einen Grund haben, wozu ſie dieſe Eigenſchaften beſizen?

Der Leſer.

Das läßt ſich nicht läugnen.

Ich.

Sobald ein Geiſt ſich dieſen Grund vorſtellt, ſo wird dieſe würkende Urſache zur Finalurſache.

Der Leſer.

Sie ſind alſo nicht reel, ſie ſind eine Vorſtellungsart, ein Gedanke der Geiſter.

Ich.

Aber was iſt dieſe Welt ohne dieſe Vorſtellungsart? Dieſe Vorſtellungsart ſelbſt

iſt eine weitere Eigenſchaft. Warum alſo haben Geiſter dieſe Vorſtellungsart? Ich glaube, um dieſe Welt erſt zu einer Welt zu machen; oder was iſt alles erkennbare ohne Gegenſtand, der es erkennt? — Um das groſſe, zuſammenhangende, harmoniſche, das in ihr liegt, das auſſerdem gar keinen Grund hatte, warum es vorhanden iſt, zur reichſten Quelle des Vergnügens und der Glükſeeligkeit zu machen. Wenn die Finalurſachen nichts weiter als eine Vorſtellungsart der Geiſter ſind, ſo iſt auch dieſe Welt kein Ganzes. Denn auch dieſe Eigenſchaft iſt eine Vorſtellungsart der Geiſter. Und dann welche Welt ſcheint dir vollkommener? Ich denke, wo alles ſeinen Zweck hat, wo alles als ſolcher kann vorgeſtellt werden.

Der Leſer.

Eine Welt, wo alles einen Zweck hat, iſt ohne Widerrede vollkommen.

Ich.

Alſo hat in dieſer Welt alles einen Zweck, oder Gott iſt nicht Urheber davon. Alſo muß es auch ſeine Urſachen haben,

haben, warum wir das geworden, was wir ſind. Und wenn wir aufhören zu ſeyn, ſo weis ich nicht, wozu wir dies alles geworden ſind.

Der Leſer.

Die Einrichtung des Ganzen bringt dieſes mit ſich.

Ich.

Aber wozu dieſe Einrichtung des Ganzen? Was ſoll dadurch gewürkt werden? Warum iſt dieſe Einrichtung mehr auf dieſe als auf eine andere Art geſchehen? Alles hat ſeinen Grund. Dieſe Einrichtung der Welt muß ihn auch haben. Dadurch allein bin ich im Stand zu beſtimmen, ob ſie gut oder bös ſey, wenn ſie dieſen Zweck erreicht oder verfehlt.

Der Leſer.

Dies weiſt du eben ſo wenig als ich.

Ich.

Der Erfolg muß es zeigen. Unten werde ich dir nach den Gründen der Vernunft ein vollſtändiges Syſtem entwerfen. Dort werde ich dir

zeigen, daß die Einrichtung der Welt dahin gehe, um ſehr viele groſſe und vorſtellende Kräfte immer mehr zu entwikeln, daß alle ihre einzelne Anſtalten dahin abzwecken. Wenn ich das vermag, ſo erhalten alle einzelne Dinge eine ihrer würdige Beſtimmung. Ich kann einſehen, daß ſich alle ohne Ausnahm als Mittel dazu verhalten. Und du ſelbſt muſt eingeſtehen, daß dieſe Darſtellungsart Gottes und unſrer ſelbſt ungleich würdiger ſey, daß ſie die einzige Darſtellungsart ſey, welche uns am aufgelegteſten macht, um Vergnügen zu genieſſen, und Uebel zu vermindern. Warum ſoll ich ſie nun verwerfen? Warum ſoll ich lieber glauben, daß die Welt aus einzelnen unzuſammenhangenden Bruchſtücken beſtehe? Daß ſie gar keinen Zweck habe? Daß dieſer Zweck meine Quaal ſey? Macht dich dieſe Vorſtellungsart beſſer, vollkommener, tugendhafter, glüklicher? Und dies willſt du doch ſeyn? Oder wozu iſt dieſe Welt, wenn in ſolcher gar kein Zweck, keine Beſtimmung erreicht werden kann?

Ferner. Du weiſt, daß ein Gott iſt. Du klagſt über die ſo häufige Uebel dieſer Welt, du

weiſt,

weiſt, daß Gott kein Uebel will, daß er auf keine Art Urheber des Uebels ſeyn könne. Wenn unſer Geiſt fortdauert, ſo haben dieſe Uebel einen Zweck, ſie werden Triebfedern zur Vervollkommnung und Entwiklung unſres Geiſtes: ſie werden ſogar Güter, und die ergiebigſte Quellen des Vergnügens.

Der Leſer.

Dazu können dieſe Uebel eben ſo gut dienen, wenn wir auch nicht unſterblich ſind. Sie bleiben immer noch Triebfedern, um uns zu vervollkommnen.

Ich.

Aber wozu dieſe Vervollkommnung, wenn wir nicht fortdauern? Wenn wir unvollendet bleiben?

Der Leſer.

Um uns zu vergnügen. — Du ſagteſt ia oben ſelbſt, daß mit der Vervollkommnung unſrer ſelbſt das reinſte Vergnügen verbunden ſey.

Ich.

Ganz gewis. Aber auch nur in ſo fern, als wir wiſſen, daß dieſe Vervollkommnung zu etwas

gut ſey: weil wir wiſſen, daß uns unſer Leiden dereinſt vergolten werde: daß wir für unſre gegenwärtige Aufopferungen dereinſt Entſchädigung erhalten. Dies allein giebt uns die Stärke, dem Reiz des gegenwärtigen zu entſagen, Gefahren zu verachten, Uebel zu ertragen. Der Gedanke, daß Leiden zu etwas gut ſey, daß es ſogar zum Beſſerſeyn führe, dieſer Gedanke allein erhält den Geiſt, wo er unterliegen will. Aber nimm dieſen wohlthätigen Gedanken hinweg: überzeuge dich, daß er falſch ſey, und ſchau ſodann, wieviel du kannſt und vermagſt. Stelle dir vor, daß deine Seele mit deinem Körper vergehen werde, und ſchau ſodann, ob du dich überzeugen kannſt, daß alle Uebel dein Beſſerſeyn bewürken?

Der Leſer.

Ich kenne Menſchen, welche die Fortdauer ihrer ſelbſt laugnen, die darum nicht weniger vergnügt ſind.

Ich.

Im Glück oder in einem mäſſigen ſchnell vorübergehenden Unglük, aber in anhaltenden ſehr dringenden lebenslänglichen Stürmen und Unfällen

hält

hält dieſe Art zu denken ganz gewis nicht aus. Verzweiflung iſt in dieſen Lagen das einzige, was dem Unglüklichen übrig iſt, wenn er ſeine gänzliche Zernichtung glaubt. Es giebt Menſchen von hohen Geiſteskräften, und von einer erhabenen Tugend, dieſe hat das Glük ſo wenig bedacht, daß ſich vielmehr die ganze Natur zu ihrer Quaal vereiniget. Alle Leiden des Körpers, und alle Foltern der Seele ſtürmen auf ſie hinein. Wenn ſolchen Menſchen die erſte Bedürfniſſe der Natur mangeln, indeſſen oft dem unwürdigſten Theil die Güter des Glüks im Ueberfluß zugetheilt ſind, ſo muß doch wahrlich Reichthum und Ueberfluß an äuſſeren Gütern das höchſte und allgemeinſte Gut des Menſchen nicht ſeyn; ſo muß es andere Güter, von einer höhern Art, einen andern höhern Zuſtand geben, wo dieſe entbehrlich ſind; ſo muß auch für dieſe die Zeit dereinſt kommen, wo ſie ſich freuen; oder alle Tugend iſt das einzige entbehrliche Ding in dieſer Welt, alle weiſe Menſchen ſind die einzige und gröſte Thoren, die es geben kann. Socrates, und alle weiſe Männer des Alterthums, müſſen bei einem Apicius und Sardanapalus, bey

allen Schwelgern und Wollüſtlingen der ältern und neuern Zeit in die Schule gehen, um die ächte Gründe der Sittlichkeit zu erlernen. Die Religion führt uns von unſerer Beſtimmung ab, ſtatt um ſolcher zu nähern. Sie und die Moral ſind die gröſte Gegner unſers Glüks. Unſre Vernunft iſt uns zur Quaal: die gröſte Sinnlichkeit, iſt die gröſte Vollkommenheit des Menſchen: dieſe Welt iſt ſo elend, ſo ohne allen Zweck geordnet, alle Maasregeln ſind darinn ſo verkehrt getroffen, daß ſie gerade das Gegentheil bewürken, daß ich mich ſchämen würde, ihr Urheber zu ſeyn. So fluche ich der Stunde, in der ich gebohren bin; ſo iſt Gott nichts weniger als Gott: er iſt das unweiſeſte, parteyiſchte, ungerechteſte und grauſamſte Weſen, das ich kenne. — Nein, Gott iſt auch mein Gott, oder er iſt es für keinen. Alle vorſtellende Kräfte der Natur haben gerechten Anſpruch auf ſeine Güte und Gnade. Du irrſt dich alſo, wenn du glaubſt, daß der Gedanke an unſre Zernichtung im Unglük ſtärke und unterſtüze. Die Leiden der Menſchen ſind oft ſo dringend, daß ſelbſt die höchſten Grundſäze, ſelbſt der Glaube an unſre Fortdauer kaum vermögend

ſind,

ſind, den ſchon gezükten Dolch in den Händen des Unglüklichen zurük zu halten, und — eine ſo troſtloſe niederſchlagende gegentheilige Ueberzeugung, daß man zu keinem beſſern Zweck leide, daß man leide, um zu leiden, um das Glük einzelner Lieblinge zu erhöhen, und — dann auf ewig vergehe — ein ſolcher elender Gedanke ſollte mehr vermögen? — Nein, das iſt gegen alle Erfahrung und Vernunft!

Der Leſer.

Dies iſt eben, was mir die Lehre von der Unſterblichkeit unſrer Seele verdächtig macht. Sie ſcheint eine Erfindung der Elenden zu ſeyn. Dieſe haben ſie nöthig.

Ich.

Alſo, weil die Reiche und Mächtige, weil alle Kinder des Glüks ihrer ſo häufig vergeſſen, indem ihre Lage ſie weniger daran erinnert, ſcheint ſie dir falſch? ſind dieſe elende und ſchwächere nicht der ungleich gröſſere Theil der Menſchen? Warum haben dieſe gar keinen Anſpruch auf Vergnügen, und Glükſeeligkeit? Du glaubſt alſo, daß Vergnügen kein allgemeines Gut ſey?

Daß Gott die Welt nur um der Reichen und Mächtigen willen geſchaffen habe? Soll die Welt nicht ungleich beſſer und Gottes würdiger ſeyn, wo Vergnügen für alle iſt, wo auch der Leidende ſeinen Troſt finden kann?

Der Leſer.

Dieſer kann ihn ſodann in der Täuſchung ſeiner Grundſäze finden.

Ich.

Leidende bedarfen eines reellern dauerhaftern Troſts. Täuſchung gewährt ungleich weniger, als Wahrheit: Täuſchung kann aufhören. Und ſelbſt die Kinder des Wohllebens ſind bösartig genug, ihm, wenn ſie könnten, dieſe Täuſchung zu entziehen, ihm zu beweiſen, daß er ſich täuſche.

Nun ſage mir. Du geſtehſt ein, daß Menſchen fähig ſind, nach den reinſten und höchſten Abſichten zu handeln?

Der Leſer.

Das kann ich nicht läugnen.

Ich.

Ich.

Du muſt eingeſtehen, daß ein Menſch um ſo vollkommener ſey, ie reiner ſeine Abſichten ſind, nach welchen er handelt?

Der Leſer.

Auch das will ich nicht läugnen.

Ich.

Daß es reinere Abſichten gebe als ſinnliches Vergnügen, Ehre, Macht, Reichthum?

Der Leſer.

Innere Vollkommenheit iſt von dieſer Art?

Ich.

Daß mit dieſer inneren Vollkommenheit ganz allein das, was der Menſch am meiſten ſucht, das höchſte, reinſte, und lauterſte Vergnügen verbunden ſey?

Der Leſer.

Dies haſt du oben gezeigt.

Ich.

Wenn alſo der Menſch nach den höchſten Abſichten handelt, darinn ſeine gröſte Vollkom-

menheit

menheit beſteht: mit der innern Vollkommenheit allein zugleich das höchſte Vergnügen verbunden iſt, ſo ſind in dieſer Welt die beſte, vollkommenſte, zu unſer Glükſeeligkeit weſentlichſte Dinge gerade zu die unmöglichſten, wenn es wahr iſt, daß unſer Geiſt vernichtet werde, ſo haben alle dieſe gar keine weitere Beſtimmung. So iſt uns ein Ziel ausgeſtekt, das wir niemahlen erreichen.

Der Leſer.

Ich ſehe dieſe Folge noch nicht ein.

Ich.

Dieſe Folge ergiebt ſich daher, weil ich durch die Vorſtellung von meiner Fortdauer, und durch nichts anders ſo ſehr gereizt werde, nach den höchſten Abſichten zu handeln, mich auf den möglichſten Grad zu vervollkommnen, und dadurch fähig werde, die damit verbundene Folge, das dauerhafteſte und lauterſte Vergnügen zu genieſſen; weil ich durch die Vorſtellung, daß Reichthum, Macht und ſinnliche Luſt mir in der Zukunft gar nichts nüzen werden, gelehrt werde,

ſie weniger zu ſuchen, eine gröſſere Sorge auf meinen innerlichen Zuſtand zu verwenden.

Der Leſer.

Aber dieſe Sorge für deinen inneren Zuſtand, für deine innere Vollkommenheit belohnt ſich ia ſelbſt. Du haſt alſo Urſache genug, ſie vor allen andern zu ſuchen.

Ich.

Ganz gewis, ſo bald ich weis, daß ſie zu etwas gut iſt. Aber wenn ich nicht fortdaure, wozu iſt ſie gut?

Der Leſer.

Dich zu vergnügen. Denn Vergnügen iſt ia die Folge davon.

Ich.

Aber nur, wenn die Vorſtellung voraus geht, und der Seele geläufig geworden, daß unſer Leiden nicht ohne Zweck ſey, daß uns alles vergolten werde, daß Uebel Mittel ſind, uns zu vervollkommnen: daß dieſe Vollkommenheit zu etwas gut ſey. Dies giebt dir Stärke, dies

giebt

giebt allem einen beſſern Anſtrich, dies macht, daß wir ſogar Feinde und Uebel lieben können. — Aber nimm nun auf einmal den Gedanken von deiner ewigen Fortdauer hinweg, laß anbey die ſo gewöhnliche Fälle eintretten, wo deinem Ehrgeiz die Nahrung fehlt, wo ſtatt deſſen Verachtung und allgemeine Misbilligung deiner warten, wo alle äuſerliche Reize und Aufforderungen gänzlich mangeln, und ſag, was du noch weiter vermagſt. Wie willſt du wiſſen, daß Reichthum, Macht, Ehre, Beifall, die ihrer Natur nach ſo geſchikt ſind, uns dieſes Leben angenehm zu machen, keinen Werth haben, wo dieſes Leben alles iſt? Wie kannſt du ſie ſodann weniger begehren, wie es doch nöthig iſt, um nach den reinſten Abſichten zu handeln? Wie kannſt du dich über ihren Mangel und Verluſt weniger quälen? Wie vorſtellen, daß ſie nur Mittel zu einem höheren entfernten Zweck ſeyn? Und doch ſind es dieſe Gedanken ganz allein, wodurch ſich deine Vorſtellung von dem Uebel vermindert, wodurch dir die Gegenſtände auſſer dir weniger häßlich erſcheinen, wodurch du ſie ſogar begehren kannſt, wodurch ſich dein Vergnü-

gen

gen vervielfältiget, wodurch alſo die Tugend ſich ſelbſt belohnt? Dieſe Vorſtellungsart allein giebt dieſe Belohnung: und es iſt unmöglich, ſich die Sache ſo vorzuſtellen, ohne an ſeine Fortdauer zu glauben. —

Giebt es einen ſtärkern Beweis? Und was willſt du dagegen einwenden, als daß du nicht begreifen kannſt, wie ein einfaches oder zuſammgeſeztes Weſen ohne dieſe vorübergehende Form noch weiter fordauren könne? *)

Iſt dies ſodann Klugheit, daß dich dein Stolz quält: daß du deine Unwiſſenheit zum Maasſtab deſſen machſt, was iſt, oder ſeyn kann? daß du ehe deinen Troſt, alle höhere Gründe der Sittlichkeit hinwegläugnen, als deine Unwiſſenheit über eine Frage eingeſtehen willſt, deren du tauſend ähnliche eben ſo wenig beantworten kannſt, ohne darum, wie du hier thuſt, die Würklichkeit der Sache ſelbſt zu läugnen.

Der

*) S. meine Abhandlung über den Materialismus und Idealismus. S. 55 — 74.

Der Leſer.

Das wäre doch ſonderbar, wenn es unmöglich wäre, ohne den Glauben an dieſe Lehre ein vergnügtes und gerechtes Leben zu führen? Wer rühmt nicht die Tugend eines Atticus? Und ſelbſt die Tugend eines Epikurs hat ihre gerechte Vertheidiger gefunden.

Ich.

Im Unglük und im anhaltenden Unglük iſt es ſchlechterdings unmöglich. Im Glük und etwas beſſeren Umſtänden wird alle Sorge dahin gehen, ſich in dieſem Leben ſo gut als möglich durchzuſchlagen. Man wird alſo alles vermeiden, was dieſes Leben unangenehm machen könnte. Man kann klug, gerecht, freigebig, geſellig, liebenswürdig ſeyn, aber alles aus der Abſicht, um den froheſten Genus dieſes Lebens zu haben, weil ein gegentheiliges Betragen dieſen hindern würde. Aber weiter geht man nicht: und nur ſehr wenige gehen ſo weit: die höchſte Entwiklung und Vervollkommnung unterbleibt. Man iſt weniger einer groſſen Aufopferung fähig, und das Leben eines ſolchen gleicht dem Leben eines Menſchen, der verſichert iſt, daß ihm nur

noch ein Jahr gegeben ſey, um dieſes Leben zu genieſſen. Aber das Leben deſſen, der eine Fortdauer glaubt, iſt das Leben eines klugen Menſchen, der noch auf viele Jahre rechnet, der nicht heute ſeinen ganzen Vorrath verzehrt, um in ſeinem Alter zu darben. Er wird ſich Vergnügungen entſagen, die ſich der andere nicht ohne Thorheit verweigern kann. Er wird ſeine Ausgaben beſchränken, er wird ſparſamer genieſſen, um dort noch zu genieſſen, wo der andere nicht mehr iſt. Ein Menſch, der an die Zukunft glaubt, mus mehr für die Eigenſchaften ſorgen, die ihm in der Zukunft nuzen. Er wird nicht blos gut ſeyn, er wird ſich überzeugen, daß es für ihn um ſo beſſer ſey, ie vollkommener er hier iſt: daß ſein kommender Zuſtand ſich nach dem gegenwärtigen richte, daß er mit minderer Vollkommenheit, die er hier erworben, auch um ſo unfähiger ſey, dort zu genieſſen. Daß ihm zu dieſem Ende einzelne gute Handlungen wenig nuzen, wenn die Quelle unrein iſt, aus welcher ſie gekommen, daß es alſo nöthig ſey, gutes aus den beſten Abſichten zu thun, weil die Vollkommenheit des Geiſtes, der dort genieſſen ſoll, in dieſer Reinig-

keit der Abſichten beſteht. Dies alles braucht der Epikureer nicht. Ihm iſt es genug, daß er dem Misvergnügen und dem Haß und der Verachtung der Menſchen entgehe. Dieſen Zweck kann er durch gute und wohlthätige Würkungen erreichen, weil Menſchen ihn nach dieſen beurtheilen, nach den Folgen, die er hervorbringt. Die Abſicht ſelbſt kommt weniger in Betracht. Er wird alſo ſeinen inneren Zuſtand verbeſſern, aber nur weil es Mittel iſt, ſeinen äuſſeren Wohlſtand, und ſeine Ruhe zu erhalten. Aber dieſe Stimmung des Geiſtes iſt unvollkommen für die Zukunft. Sie gewährt das nicht, was man dort wünſcht, weil die Fähigkeit mangelt, dort zu genieſſen, wie man ſoll. — Darum beſtelle bei Zeiten deinen Vorrath, ehe der Winter kömmt, damit du nicht darbeſt. Wenn du in der Zukunft genieſſen willſt, ſo bring den Geſchmak, die Stimmung deines Geiſtes mit, die dazu erforderlich iſt.

Du ſiehſt nunmehr, wie ich glaube, deutlich ein, daß alle Uebel der Welt erträglich werden, daß ſich das Vergnügen vermehrt, ſo bald

bald ich meine Fortdauer annehme. Dieſen Vortheil gewährt kein anderes Syſtem. Dieienige Vorſtellungsart der Welt, wodurch das Vergnügen häufiger, und die Uebel weniger werden, iſt ganz gewis der Maieſtät Gottes, der Würde des Menſchen, ſo wie ſeiner endlichen Beſtimmung angemeſſener, und eben darum wahrer. Durch ſie allein werden wir der gröſten Aufopferungen fähig: durch ſie allein erhalten unſre höhere Kräfte Verſtand und Wille eine höhere Vollkommenheit, und äuſſern ſich in vollkommnen Handlungen; durch ſie wird die Welt ein herrliches Ganzes, alles erhält einen Zweck: wir ſelbſt werden, was wir ſeyn können und ſollen. Ohne ihn geht alles auf den Genus: ohne ihn ſind wir wenig von Thieren unterſchieden. Durch ſie iſt hohe Tugend, und Vergnügen und Glükſeligkeit für alle Menſchen: durch ſie kann der ſchwächſte und ärmſte ein Vergnügen erhalten, das keine Macht, kein Reichthum gewährt. — Und eine ſolche Lehre, die den Menſchen auf den höchſten Grad veredlet, die Erde zum Himmel umſchaft, Gott in der gröſten Maieſtät und Liebenswürdigkeit darſtellt, ſoll falſch, ſoll ein

Traum ſeyn? — Ich möchte vielmehr ſtatt deſſen kürzer ſagen, die Lehre von meiner Unſterblichkeit veredelt, und vergnügt mich; alſo iſt ſie wahr.

Der Leſer.

Wie kömmſt du zu dieſer Folge aus einem ſo unähnlichen Vorderſaz?

Ich.

Weil iedes dauerhafte Vergnügen aus der Wahrheit entſteht: weil iede Wahrheit dauerhaftes Vergnügen würkt; weil Wahrheit und dauerhaftes Vergnügen nicht können von einander getrennt werden. Warum ſoll alſo dieienige Lehre, die unter allen möglichen am meiſten fähig iſt, dem Menſchen das gröſte, reinſte und dauerhafteſte Vergnügen zu verſchaffen, warum ſoll dieſe Lehre ganz allein falſch ſeyn?

Der Leſer.

Daran ſollte ich mit Recht zweiflen. Denn die Erfahrung hat mich belehrt, daß nicht iede Wahrheit vergnüge, daß nicht iedes Vergnügen eine Folge der Wahrheit ſey.

Ich.

Ich.

Und eben dieſe Erfahrung ſpricht noch deutlicher für mich. Alſo deine Erfahrungen, wenn ich bitten darf: du ſollſt ſodann auch meine Erfahrungen hören, und eingeſtehen, daß alles Misvergnügen aus einem Irrthum, ſo wie iedes dauerhafte Vergnügen aus der Erkenntnis der Wahrheit entſtehe.

Der Leſer.

Mache einmal den Verſuch, und berede alle Mängel und Fehler derer, mit denen du umgehſt. Sag dieſem liebloſen Wucherer, daß ſich Stadt und Land an ſeiner unerſättlichen Gewinnſucht ärgere. Sage dieſem Verſchwender, daß er ſeinen Aufwand beſchränken ſolle, um nicht ſehr traurige Folgen zu erfahren. Du ſagſt groſſe, ſehr nüzliche Wahrheiten, aber aus den Aeuſſerungen derer, die du belehren wollteſt, ſollſt du ſehr bald gewahr werden, daß Wahrheit nicht allzeit Vergnügen erwecke. Ich könnte dir noch tauſend Beiſpiele von den verſchiedenen Sekten anführen, deren iede in Beſiz der Wahrheit zu ſeyn glaubt, und ihre Gegner verabſcheut

und verfolgt, obgleich öfters die Wahrheit auf Seite der Verfolgten iſt.

Ich.

Wenn die Wahrheit Misvergnügen erweckt, ſo befindet ſich der Menſch, bei dem dieſes Misvergnügen entſteht, zuverläſſig in einem verderbten Zuſtand. Er ſieht die Wahrheit nicht ein, er haßt ſie, weil er ſie als falſch, als einen Irrthum erkennt. Es müſſen in ſeiner Seele gegenſeitige Begriffe vorhanden ſeyn, welche dieſe Annahme verhindern. Es hat ſich ein gewiſſer Irrthum ſeiner Seele ſchon zum vorhinein bemächtiget, der dieſen Widerſpruch verurſachet.

Der Leſer.

Wie ſoll ich das verſtehen?

Ich.

Wie glaubſt du, daß meine Feinde und Gegner von meinen Schriften urtheilen werden? Glaubſt du, daß ſie ihren Beifall erhalten, daß ſie mir Gerechtigkeit wiederfahren laſſen?

Der Leſer.

Wenn ſie das könnten, würden ſie aufhören deine Feinde zu ſeyn. Sie werden ſolche verwerfen und mißbilligen, weil ſie von dir ſind. Sie werden dich einen Heuchler ſchelten und dir die unedelſte Abſichten zur Laſt legen: kurz ſie werden alles Gute gegen dich kehren, um dich dadurch zu verſchreyen. Sie werden ſagen, du wollteſt dadurch einen günſtigern Glauben für dich erwecken, und die Vorwürfe, die ſie dir vordem gemacht, entfernen und widerlegen. Zu dieſem Ende hatteſt du zu der Heucheley deine Zuflucht genommen, und dir das Anſehen eines Vertheidigers von ſtrengen Grundſäzen gegeben, die niemahlen die Deinige waren.

Ich.

Sag ſodann dieſen Menſchen, und fordere ſie auf, daß ſie es mir gleich thun, und ein ſo ausgebildetes, zuſammenhangendes, durchdachtes Syſtem, ebenfalls auf einmal, wie aus der Luft greiffen, und mit dieſer Wärme und Ueberzeugung vortragen — und du ſage mir warum werden meine Gegner dies thun?

Der Leſer.

Eben darum, weil ſie deine Gegner ſind.

Ich.

Es muß alſo in der Natur dieſer Verhältniſſe liegen, in welcher Feinde und Gegner gegen einander ſtehen? Es ſcheint alle Menſchen, deren Intereſſe gegenſeitig ſind, werden ſich ſehr ſchwer entſchlieſſen können, die Lobredner ihrer Gegner, Mitwerber und Feinde zu machen? Dies kannſt du an allen, und wenn du unparteiiſch genug biſt, an dir ſelbſt erfahren.

Der Leſer.

An mir ſelbſt?

Ich.

Du wirſt doch eingeſtehen, daß kein Menſch durchaus böſe ſey, daß auch der verworfenſte Menſch ſeine gute Seite habe?

Der Leſer.

Dies geſtehe ich ſehr gerne ein.

Ich.

Es mus alſo auch wohl dein gröſter Feind ſeine gute Eigenſchaften haben.

Der Leſer.

Auch dieſer.

Ich.

Stellſt du dir ſolche vor? Oder hörſt du es gern, wenn er darüber geprieſen wird? Und dieſes Lob kann Wahrheit zum Grunde haben?

Der Leſer.

Allerdings.

Ich.

Und dieſes misfällt dir?

Der Leſer.

Ich kann es nicht läugnen.

Ich.

Du wirſt aber bey genauerer Erforſchung finden, daß eben zu dieſer Zeit und ſchon vordem bei dir die Vorſtellung herrſchend geworden ſey, daß dieſer Mann dein Feind ſey? Du weiſt, daß man nicht geneigt ſey, an ſeinem Feind Vollkommenheiten zu finden, daß ſeine Mängel und Fehler uns ungleich willkommener ſind. Vereinige

mir nun, wenn du kannſt, dieſes gegründete Lob deiner Feinde mit den Vorſtellungen und Wünſchen, die du haſt.

Der Leſer.

Das kann ich nicht.

Ich.

Alſo dieſes Lob, dieſe Wahrheit misfällt dir, weil der, den es gilt, dein Feind iſt, weil ſich Lob zu Feinden nicht paßt, weil es mit einem deiner heiſſeſten Wünſche in Widerſpruch ſteht.

Der Leſer.

Es ſcheint ſo.

Ich.

Findeſt du nun wahr, daß an Feinden gar nichts gutes ſey? Iſt es recht, zeigt es von Vollkommenheit, ſich den Gegenſtand ſo vorzuſtellen, wie er nicht iſt?

Der Leſer.

Auf keine Weiſe.

Ich.

Die Wahrheit beleidiget alſo, weil du in einem verderbten Zuſtande

de biſt; weil dich deine Leidenſchaft über alle Vorſtellungen der Vernunft gegen alle Billigkeit und Gerechtigkeit dahin reißt.

Der Leſer.

Ich kann nichts entgegen ſagen.

Ich.

Stelle dir nun vor, du würdeſt auf einmal überführt, daß dieſer dein vermeinter Feind dein Wohlthäter ſey. Wird dich ſein Lob noch ferner beleidigen?

Der Leſer.

Es würde mir ehe Misvergnügen verurſachen, wenn er getadelt würde.

Ich.

Und warum das?

Der Leſer.

Weil ſich gutes von einem Freund und Wohlthäter ehe gedenken läßt, als von einem Feind.

Ich.

Warum nicht eben ſo gut von einem Feind?

Der

Der Leſer.

Weil dieſer ein Feind iſt.

Ich.

Wie kömmt es aber, daß dieſer dein Feind auch Freunde hat, die das Gute an ihm ſehen, das du verkennſt, die das Böſe an ihm vorbeigehen, das du bemerkſt.

Der Leſer.

Ihre Begriffe, ihre Art zu ſehen, ihre Stimmung des Geiſtes iſt von der meinigen ganz verſchieden.

Ich.

Dieſe Wahrheit, dieſes Lob deines Feindes misfällt dir alſo nicht als Wahrheit. Es misfällt dir durch deine gegenſeitige verdorbene und unvollkommene Stimmung, weil du keine Empfänglichkeit dafür haſt.

Der Leſer.

Ich ſehe noch nicht deutlich ein, warum Menſchen nur für gewiſſe Gegenſtände Empfänglichkeit haben. Der Erweiterungstrieb, der ieder menſchlichen Seele ſo eigen iſt, ſollte doch auf alle Gegenſtän-

genſtände gehen, die für dieſen Trieb nur einige Nahrung verſprechen. Und unter dieſe gehören alle Gegenſtände, die keinen innern Widerſpruch enthalten, die nach einer gewiſſen leicht erkennbaren Ordnung zuſammengeſezt ſind, an welchen ſie Mannigfaltigkeit gewahr werden. Das geſchieht aber nicht.

Ich.

Das iſt ſehr natürlich. Es iſt nicht genug, daß der Gegenſtand in ſich ſelbſt keinen Widerſpruch enthalte, und im allgemeinen dem Erweiterungstriebe angemeſſen ſey. Es wird noch über das erfordert, daß er auch mit dieſem beſonderen Erweiterungstrieb dieſes dieſen Gegenſtand ſich vorſtellenden Subiekts keine widrige oder widerſprechende Idee vorhanden ſey, welche dieſe Aufnahme verhindert.

Der Leſer.

Wie ſoll ich das verſtehen?

Ich.

Sobald ein Menſch eine Idee aufgenommen hat, ſo hat eben dadurch ſeine urſprüngliche Vorſtellungs-

ſtellungs-

ſtellungskraft eine Modification erhalten. Nun kann er nicht mehr ohne Unterſchied iedem Vortrag Beifall geben, iede neue Idee annehmen. Er wird ganz allein dieienige erwählen, die dieſer ſchon angenommenen nicht offenbar widerſprechen.

Der Leſer.

Zum Beiſpiel.

Ich.

So bald du einmal durch Beleidigungen, wahre oder vermeinte überzeugt zu ſeyn glaubſt, daß dieſer Menſch dein Feind ſey; ſo wird dir alles angenehm ſeyn, was deinen Feind ſchwach und unvollkommen vorſtellt; und du wirſt alle Mühe haben, gutes von ihm zu denken. Denn die lezte Begriffe ſtehen mit deinen Wünſchen, welche auf die Unvollkommenheit und Zernichtung deines Feindes gehen, in einem auffallenden Widerſpruch. Und aus dieſer Urſache werden ſie von deiner Seele als falſch verworfen. Dies ſollte ieden behutſam machen in Verwerfung neuer Meinungen. Denn es iſt zehen gegen eins zu wetten, daß die Falſchheit, die er einzuſehen glaubt, nicht in dem Widerſpruch liege, der in

der

der Sache ſelbſt iſt, ſondern vielmehr in dem Widerſpruch mit den ſchon vorhandenen Begriffen. Und wenn nun dieſe falſch ſind, wie wir es ſo häufig erfahren, ſo haben wir eine offenbare Wahrheit als Falſchheit verworfen. Die Anhänglichkeit für eine Meinung beweiſt alſo gar nichts für ihre Wahrheit. Denn welcher Irrthum findet nicht auf Erde ſehr eifrige und warme Vertheidiger? Sie beweiſt blos, daß uns dieſe Meinung geläuffiger ſey; daß wir einer neuen gegentheiligen Meinung nicht beipflichten können, ohne dieſe zu verlaſſen, und als falſch zu erkennen: daß gewiſſe Vortheile damit verbunden ſeyen, die wir mit ihr verlieren müſten: Der Widerſpruch mit dieſem gegenwärtigen Nuzen und Vortheil iſt der grimmigſte Gegner aller Wahrheit. Dies kannſt du an den Hinderniſſen ſehen, welche alle gute und die beſten Vorſchläge bei der Reformation eines verdorbenen Landes oder einer ausgearteten Religion noch beſtändig finden. Berühre dieſe Berge, und ſie werden rauchen. Aber daraus kannſt du keinen Schlus gegen meine obige Behauptung ziehen, daß Wahrheit misfalle. Dieſe Menſchen erkennen ſie nicht

als ſolche: ihre Leidenſchaften verhindern ſie, dieſen Gegenſtand genauer zu unterſuchen: ſie nennen falſch, was ihrem Vortheil widerſpricht, was dieſen beleidiget. So ſagteſt du z. B. oben, es ſey gefährlich, iemand ſeine Mängel vorzuwerfen, wenn gleich die offenbare Wahrheit auf deiner Seite iſt. Weiſt du warum dieſe Offenherzigkeit ſo ſehr mißfällt?

Der Leſer.

Ich will die Urſache von dir hören.

Ich.

Wer Fehler hat, glaubt, daß andere blind ſeyen, daß ſie nicht von ihnen bemerkt werden. Dieſer ſein Glaube wird da, wo er nichts weniger vermuthet, von dir erſchüttert. Er wollte in den Augen anderer beſſer ſcheinen, als er iſt, Lob war ſeine Erwartung. Dieſe Erwartung iſt getäuſcht. Er weis, daß Mängel Verachtung nach ſich ziehen, er ahndet, daß ſie ihn treffen, und ſeinen Einfluß vermindern werde. Dieſen wünſchte er fort zu erhalten, und ſieht ſich nun aus dieſer Urſache aus ſeiner Bequemlichkeit herausgeriſſen, und genöthiget, dieſen Fehler zu verbeſſern, allen

Gewohn-

Gewohnheiten zu entſagen, Leidenſchaften zu mäſſigen. Allem dieſem ſteht dieſer Tadel entgegen. Und dies ärgert ihn. — Kannſt du nun ſagen, daß dieſer Aerger über Wahrheit aus einer guten Quelle, aus einer guten Stimmung des Geiſtes entſpringe?

Der Leſer.

Das kann ich nicht ſagen.

Ich.

Alſo habe ich recht. Jeder Menſch, den die Wahrheit beleidiget, befindet ſich in einem verderbten Seelenzuſtand; und dieſer Zuſtand iſt um ſo verderbter, ie häufiger er dadurch beleidiget wird, ie gröſſer und allgemeiner die Wahrheiten ſind, welche ihn beleidigen.

Der Leſer.

Wenn er aber die Wahrheit nicht als Wahrheit erkennt, ſo iſt doch dieſer Abſcheu im Grund Liebe zur Wahrheit.

Ich.

Nicht allzeit. Er iſt weit häufiger Liebe zu ſeinem Vortheil, der ſich unter dem Eifer vor Wahrheit verſtekt, weil ſich ieder Eigennuz ſchämt, in ſeiner wahren Geſtalt zu erſcheinen. Wer eifrig Wahrheit und nur Wahrheit ſucht, dem kann iedes Misvergnügen ſagen und erinnern, daß er ſich davon entferne; der muß wiſſen, daß wir ſelten unmittelbar aus der Quelle ſchöpfen: der muß häufig erfahren haben, daß ein Menſch, der einmal für oder gegen einen Gegenſtand eingenommen iſt, alles in Beziehung auf ſeine Wünſche und Erwartungen ſehe und erkenne; daß man dieſer Regel zufolg alles einſeitig beurtheile, und alle Mühe habe, an ſeinen Feinden gutes, an ſeinen Freunden böſes zu entdeken. In einer Seele die ganz Wahrheit iſt, herrſchet durchaus Ruhe, Uebereinſtimmung und Vergnügen. Wo Unruhe, Misvergnügen iſt, da gebieten Leidenſchaften, dieſe verwirren und übereilen die Vernunft, und der Irrthum und die Falſchheit ſind eine Folge dieſer Uebereilung und Verwirrung, und die Quelle des Misvergnügens. Auf dieſe Art wird unſer Misvergnügen ſelbſt zur

wohl-

wohlthätigſten Einrichtung unſrer Natur. Es erinnert uns, dort, wo uns Freunde mangeln, wo wir ihren Zuſpruch und Belehrung verſchmähen, einen Blik auf uns ſelbſt zu werfen, die Quelle zu erforſchen, gewahr zu werden, daß ſich ein Irrthum unſrer Seele bemächtiget. Das Misvergnügen wird unſer Wächter und Lehrer; es wird zur Schule der Vernunft und Wahrheit, es lehrt uns die Wahrheit zu finden, indem es uns durch den unangenehmen Eindruk auffordert, das Gegentheil von dem zu denken, was wir bishero gedacht haben.

Der Leſer.

Wie ſoll ich das verſtehen?

Ich.

Wenn dich das ſchlechte Wetter quält, ſo erinnert es dich, daß du falſch begehrſt, daß deine Luſt einem allgemeinern Vortheil nachſtehen müſſe, daß tauſende dadurch gewinnen, indem du nichts weiter, als einen Spaziergang entbehrſt; daß ſich die Jahrszeiten unmöglich nach der Phantaſie eines einzelnen Menſchen richten können, der noch dazu in anderer reeller Rükſicht in der Folge mehr

dabei verlieren würde, als er zu gewinnen glaubt. Dieſe Wahrheit haſt du vergeſſen, und dieſes dein Misvergnügen führt dich darauf.

Der Leſer.

Und wenn ich die gröſten Reichthümer in den Händen derienigen ſehe, die ſie am wenigſten verdienen, die ſie noch dazu misbrauchen, und wenn ich mich darüber ärgere, was kann ich aus dieſem Aergernis lernen?

Ich.

Daß eben darum dieſe Reichthümer die höchſten Güter des Menſchen nicht ſeyen; daß ſie dieſen ſchwächern ſo zu ſagen zur Entſchädigung für höhere Güter gegeben ſind, die ſie nach der Ordnung der Dinge dermalen entbehren müſſen; daß Gott und die Natur kein Weſen alles Vergnügens gänzlich beraubt haben; daß ſie durch den Mangel beſſere Menſchen auffordern, ſich höhere Güter zu erwerben, und ſich in ihrem Beſiz dauerhafter zu vergnügen. Das haſt du nicht bedacht, und dein Misvergnügen iſt die Folge. Nun denke ſtatt deſſen dieſe Wahrheiten, und ich wette, du wirſt ruhiger ſeyn.

Der Leſer.

Aber wenn ich von anderen verachtet, unter meiner Würde und Verdienſt behandelt werde, und darüber Misvergnügen empfinde, was kann ich lernen?

Ich.

Daß du keine wahre Begriffe von der Ehre haſt: daß du gutes thuſt, um Ehre und Beifall zu erhalten. Dafür quält dich die Verachtung. — Wenn die wahre Ehre des Menſchen in ſeiner inneren Vollkommenheit beſteht, wenn ich dieſe ohne Beifall der Menſchen, ia ſogar durch dieſen Mangel von Beifall in ieder auch der niedrigſten Lage erhalten kann, warum ziehſt du dieſen mindern glänzenden Lagen, die deinen Zweck noch beſſer befördern, dieienige vor, die mehr glänzen, und die Aufmerkſamkeit der Menſchen ſtärker und häufiger reizen? Da muß es dir doch wahrlich noch auſſerdem um ganz andere Dinge zu thun ſeyn, da kann dieſe innere Vollkommenheit unmöglich dein ungeheuchelter höchſter und einziger Zweck ſeyn.

Der Leſer.

So giebt es doch wenigſtens Vergnügungen, die ſich nicht allzeit auf Wahrheit, ſondern auf Täuſchung und Irrthum gründen?

Ich.

Dieſe ſind ſodann keine wahre Vergnügen.

Der Leſer.

Warum?

Ich.

Weil eines der beſten Merkmale des wahren Vergnügens die Dauer iſt; und wie kann das von Dauer ſeyn, was ſich auf bloſſe Täuſchung gründet? Kann dieſe Täuſchung nicht auf einmal aufhören? Und welche muß ſodann die Folge ſeyn?

Der Leſer.

Misvergnügen.

Ich.

Und was iſt ein Vergnügen, deſſen Folge Misvergnügen iſt?

Der Leſer.

Ein Scheinvergnügen.

Ich.

Ich.

Alſo ein Scheinvergnügen kann ſich gar wohl auf Täuſchung gründen. Dies läugne ich nicht, denn dies bemerken wir bei allen Vergnügungen der Sinnlichkeit und des Ehrgeizes. Aber ein Vergnügen, das von Dauer ſeyn ſoll, das eben darum wahres Vergnügen iſt, kann nur Wahrheit zum Grunde haben. Aus dieſer Urſach habe ich das Vergnügen, von dem die Rede war, durch den Beiſaz dauerhaft näher beſtimmt.

Du haſt alſo nichts entkräftet, und meine Behauptung ſteht aufrecht.

Ich werde fortdauren. Dieſe Lehre vergnügt mich. Sie gewährt mir das gröſte dauerhafteſte Vergnügen für hier und die Zukunft. Alle Gegenſtände erſcheinen mir dadurch in einer freudigern Geſtalt, mein ganzes Leben ordnet ſich zur Vollkommenheit. Durch dieſen Gedanken erfülle ich am beſten die Abſichten der Natur. — Nein! ein ſolcher Saz, der ſo gute, ſo wohlthätige Würkungen in einer ſolchen Entfernung hervorbringt, kann unmöglich falſch ſeyn, oder es giebt

gar keine Wahrheit, keine Merkmale des Wahren. Alles iſt ſodann Täuſchung, und nur allein das Gute, das Vollkommene unmöglich. — Alſo werde ich nie aufhören zu ſeyn.

Und nun laß mich deine noch übrige Klagen gegen die Welt und Vorſicht hören. Was klagſt du noch weiter?

Der Leſer.

Ueber Verachtung, die mir wiederfährt.

Ich.

Du nennſt einen ſehr reichen und ergiebigen Stoff des Misvergnügens. Ich wette, daß unter hundert Misvergnügten neun und neunzig über ihren beleidigten Ehrgeiz trauren. — Laß uns zuerſt unterſuchen, ob dieſe Verachtung verdient ſey. Iſt ſie das; ſo beſſere dich. Dazu fordert dich dieſe Verachtung auf, und dafür ſollteſt du, wenn du vernünftig wäreſt allen Menſchen Dank wiſſen, welche dich verachten. Mit dem Grund der Verachtung wird ſich auch die Verachtung ſelbſt verlieren.

Der Leſer.

Aber wenn ſie unverdient iſt.

Ich.

Sie kann dir unverdient ſcheinen, und ſie iſt es nicht. Wenn dir Verachtung zu Theil wird, weil dir Kenntniſſe mangeln, welche nach allem Recht zu den öffentlichen Stellen gefordert werden, welche du ſuchſt, ſo iſt deine Zurükweiſung keine Verachtung, ſie iſt verdient, und zum Theil bedingt. Die Thorheit iſt von deiner Seite offenbar und einleuchtend, wenn du verlangſt, daß man die Staatsverwaltung anvertraue, dir, der du nichts weiter als ein guter Dichter biſt. Du hätteſt dieſes vorherſehen, deine Fähigkeiten genauer erforſchen ſollen, und du würdeſt dir dadurch dieſen lebhaften Verdruß ſicher erſparet haben. Laß dir dieſes zur Warnung ſeyn, und begehre vernünftiger. Es war deine Thorheit, daß du ein Geſchäft, das in ſich gut iſt, das aber nicht für die Stellen paßt, welche du ſuchſt, mit Hintanſezung und Vernachläſſigung derienigen Kenntniſſe getrieben, welche dazu erforderlich ſind. Verſchaffe dir alſo dieſe fehlende Eigenſchaften, oder dulde noch fernerhin ohne Murren die gerechte Folgen deiner Thorheit. Ich gebe dir anbei zu bedenken, ob

nicht manche Verachtung über welche du klagſt, von eben dieſer Art ſey; ob dein Misvergnügen nicht daher rühre, daß du ſo gern mehr Ehre forderſt, als dir gebührt. Wer viel fordert, der mus es ſich gefallen laſſen, daß ihm viel verweigert werde. Und du kannſt der Menſchen in Menge finden, bei denen in einer unaufhörlichen Reihe eine ungegründete Forderung aus der anderen entſteht. Beinahe alle ehrgeizige, und beſonders eitle Menſchen fallen ſehr häufig in dieſen Fehler. Wenn du alſo darum Verachtung leiden ſollteſt, ſo iſt das Misvergnügen, das dir darüber zugeht, eine Folge deiner ſehr kleinen eigennüzigen Geiſtes Stimmung, deiner Unwiſſenheit in den Gerechtſamen anderer, deiner Gleichgültigkeit gegen die Verhältniſſe, in welchen du mit anderen lebſt, deiner thörichten übertriebenen und leidenſchaftlichen Wünſche und Begierden. Aendere dies alles, und du wirſt geehrter und ruhiger ſeyn.

Haſt du aber würkliche groſſe und nuzbare Eigenſchaften, und du wirſt derentwillen weniger geehrt, als du verdienſt: ſo wird vielleicht von dir wahr, was der Dichter ſagt:

Cum

Cum magnis virtutibus affers
Grande ſupercilium.

Es mag ſeyn, daß du ſolche zu übermäſſig mit zu vielen Stolz und Verachtung gegen andere geäuſert haſt. — Und dann leideſt du abermal die gerechte Folgen deines Betragens, und man fordert dich durch die Verachtung zu einem höhern Grad der Beſcheidenheit auf. — Oder dieſe deine Vorzüge ſind zu wenig bekannt. In beiden Fällen kannſt du helfen. In dem erſten, wenn du dich weniger fühlſt, wenn du genau überdenkſt, daß kein Menſch dem andern gutwillig ſeine Ueberlegenheit eingeſteht, wenn er nicht vorher ſieht, daß ſie mehr zu ſeinem Nuzen als zu ſeiner Unterdrükung verwendet werde; daß Beſcheidenheit eine ſehr nöthige Eigenſchaft groſſer Talente ſey, weil der Neid und die Verleumdung ſehr gerne rege werden, um ſich an dieſer Ueberlegenheit zu rächen. In dem andern Fall muſt du deine guten Eigenſchaften mehr durch nuzbare Handlungen als durch bloſſe Worte an Tag legen, oder du muſt dir ſelbſt dieſes Misvergnügen zurechnen, weil du glaubſt, alle Welt müſſe von deinen Vorzügen ſprechen, weil du die Thorheit haſt, von andern

andern zu verlangen, daß ſie Dinge ſchäzen, die ſie gar nicht kennen.

Der Leſer.

Haben wir denn nicht häufige Fälle, daß die gröſten Menſchen mit den nuzbarſten und gröſten Eigenſchaften verkannt, verachtet, verfolgt werden?

Ich.

Solche Fälle giebt es, und ieder kleine Geiſt rechnet ſich um ſo lieber unter dieſe ſeltene Zahl, ie kleiner und ſchwächer er iſt. Schwache Menſchen (und eitle Menſchen ſind gewis ſchwache Geiſter, denn ſie hangen an der Schaale) fühlen ſich am meiſten, kennen ihre Schwäche am wenigſten, und fordern um ſo mehr, ie weniger ſie verdienen. Aber ein ſolcher Mann, von dem du ſprichſt, fordert wenig: Er kennt die Schwäche, die Stimmung und Erwartungen derer, die um ihn ſind, unter denen er lebt. Ihr Betragen befremdet ihn nicht: oder er iſt der groſſe Geiſt nicht, wie du ihn beſchreibſt. Er weis, daß kein Menſch durchaus, und von allen geſchäzet werde, daß ieder ſeine Neider und Verleumder gefunden, daß hohe Kenntniſſe

und Tugend nicht in iedem Land, und in iedem Zeitalter geſchäzet werden, weil nicht allen wichtig iſt, was ihm wichtig iſt; weil Menſchen kein Bedürfnis darnach fühlen, kein Intereſſe dazu haben, oder es müſte dieſes Land, dieſes Zeitalter, es müſten dieſe Menſchen nicht ſeyn. Wer würde den Arzt ſchäzen, wenn keine Krankheit, den Rechtsgelehrten, wenn kein Streit, den Krieger, wenn nichts zu vertheidigen oder zu erobern wäre? Jedes Zeitalter hat ſeine eigene Bedürfniſſe: was dieſe befriediget, wird geſucht und geehrt. Dieſes ſind die Zeiten, wo einzelne Tugenden und Kenntniſſe gewiſſe Vorrechte und Freiheiten gewähren. Sind dieſe Zeiten der Noth vorüber, ſo ſteigen andere empor; und wer dieſe Vorzüge über dieſe Zeiten hinaus fordern will, der zeigt deutlich, daß er den Lauf der Welt ſehr wenig kenne. Daher ſind in unſren Tagen alle Bemühungen nach Rang und veriährten Titeln lächerlich und abgeſchmakt, wenn ſie nicht mit Gewalt oder Einkünften unterſtüzt werden, dieſe werden eigentlich geehrt. Selbſt der Adel iſt ohne Vorzug, wenn ihm beides mangelt. Sobald die Macht und der Einfluß auf andere Menſchen von

einem Stand weicht, ſo weicht auch die Ehre, und die Verachtung tritt an ihre Stelle. Wie viele unſrer heutigen Stände berufen ſich auf alte Vorrechte und Freiheiten, und ſie berufen ſich umſonſt, denn die Zeiten und Bedürfniſſe haben ſich geändert. Alles Geſchrei über ihre Geringſchäzung und Verfall kann höchſtens beweiſen, daß nun die Macht in andern Händen, und ihre Herrſchaft vorüber ſey; daß die Menſchen die alten Bedürfniſſe nicht mehr ſo ſehr fühlen, daß ſie dafür mit neuen bekannt geworden, kurz, daß ſie ſchäzen, was ſie brauchen. In den erſten Zeiten Roms blühten keine Wiſſenſchaften. Im Orient blühen ſie noch weniger, denn wozu waren oder ſind ſie in dieſen Verfaſſungen gut. Der Geiſt des mitlern Zeitalters hat auſſer der Kirche ſehr ſchwache Bedürfniſſe darnach veranlaßt. Solang andere lebhaftere, dringendere, gegenwärtigere Bedürfniſſe vorhanden ſind, ſo lang iſt alle Mühe, alles Beweiſen, alles Aergernis umſonſt. Die Menſchen brauchen dich nicht, was hilft nun dein Aufdringen? Wer eine Würkung verlangt, wo die Urſache mangelt, der iſt ein Thor;

er ſollte vielmehr denken, wie er dieſes fehlende Intereſſe gebe, und wenn er das nicht kann, und ſeine Zeiten thöricht ſind, ſo weiche er dieſen Zeiten, und ihrer Thorheit, die ihn unterdrüken würde. Er freue ſich vielmehr, daß er nicht iſt, was er an andern verabſcheut. Was in iedem Land, und in iedem Zeitalter geſucht und geſchäzt wird, ſey ihm ſein Maasſtab, nach welchem er den Verſtand und die Moralität ſeiner Zeitgenoſſen beſtimmt. Wenn alſo höhere Kenntniſſe und Tugend nicht geſucht werden, ſo mus der Vortheil nicht gros ſeyn, den beide gewähren: ſo müſſen andere dringendere Bedürfniſſe den Kopf und das Herz unſrer Zeitgenoſſen füllen: ſo mus es durchaus an Kennern mangeln, und wie kann dich ſodann dieſe Verachtung quälen, die du erfahrſt? Dieſe Verachtung iſt vielmehr deine Ehre. Du wäreſt einer wie ſie, wenn ſie dich ehrten, und das willſt du nicht ſeyn, und willſt, daß ſie dich ehren, daß ſie ſchäzen, was ſie nicht kennen, daß ſie ſuchen, was ſie nicht begehren? Weſſen iſt die Schande, ihr, oder dein? Der Mann unter den Kindern zu ſeyn, wem bringt das Schande? Wenn die,

die

die um dich ſind, alles Ernſthafte und Groſſe vorbei gehen, um nach der Schelle, oder Klapper zu greifen, wie kann dir das ſchaden? — Schau dieſen unerſättlichen Reichen. Seine ganze Seele iſt ein einziger Gedanke, und dieſer Gedanke iſt — Gewinn. Alles übrige ſcheint ihm Thorheit. Wie kannſt du fordern, daß ihm werth ſey, was kein Geld bringt, was den Werth deſſelben herabſezt? Der Ehrgeizige, der Wohllüſtling, der Hofmann, der Spieler, der Gelehrte, ieder denkt auf dieſe Art. Beurtheile doch ieden Menſchen nach den Zweck, den er hat. Darnach richten ſich die Mittel, die er erwählt, ſein Haß und ſeine Liebe, ſeine Leiden und ſeine Freuden; dieſem ſind ſie ähnlich. — Bringt die Weltweisheit Geld? Bringt ſie Hofgunſt, oder Ehre? Und du willſt, daß man ſie ſuche? Mache, daß ſie dies alles gewähre, und hier haſt du meine Hand, alle Welt iſt ſodann weiſe.

Der Leſer.

Es iſt alſo doch wahr, daß Weisheit um dieſer Urſachen willen einen Werth habe, daß ſie darum geſucht werde?

Ich.

Ich.

Das iſt an ſich falſch. Aber ſo lang Menſchen ſo ſchwach ſind, daß dieſe Triebfedern für ſie allein und am ſtärkſten anziehen, ſo ſind auch Geld, Macht, Ehre und Unterhalt für dieſe ſchwächere das beſte Vehikel und Lokſpeiſe, um ſie dafür einzunehmen. Iſt einmal auf dieſe Art der erſte Schritt geſchehen, dann finden ſie ſpäter nach genauern Umgang, daß Weisheit auch einen innern Werth habe, unabhängig von allen Gütern, daß ſie dieſe unendlich übertrift. — Wo iſt nun das quälende der Verachtung? Giebt die Anerkennung deines Verdienſtes deiner Weisheit einen Zuwachs? Was hat Uranus verlohren, daß ihn die Vorwelt bis auf unſre Tage miskannte? hat er vordem weniger gewürkt? War darum ſeine Laufbahn kleiner, die er ehdem durchlaufen? So wird iede verkannte Tugend nicht weniger leuchten, Menſchen mögen ſie erkennen, oder nicht, ſie bleibt, was ſie iſt, ſie wächſt durch ihre Verborgenheit: ſie beſtimmt den Ort und Stelle in dem Reich der Geiſter, ſie wird auch nach Jahrtauſenden würken, und eine reiſſere Nachwelt wird bewundern, was unſer Zeitalter verachtet.

Der Leſer.

Wenn's nur möglich wäre, ſich ſogleich über alle unverdiente Verachtung hinweg zu ſezen? Verachtung thut doch wehe.

Ich.

So lang äuſſere Ehre und Beifall der lezte Zweck ſind, nach welchen du handelſt. Dieſe Abſicht mußt du nach der Stimmung unſeres Zeitalters ſehr oft verfehlen, und du haſt folglich eine grenzenloſe Ausſicht auf Misvergnügen aller Art. Willſt du nun dieſem entgehen, ſo iſt das Mittel in Bereitſchaft: und es kommt auf dich an, ob und wie ſtark du dich ſeiner bedienen wirſt.

Der Leſer.

Welches wäre ſodann dieſes Mittel.

Ich.

Es iſt einfach, und aus der Natur der Sache genohmen. **Handle nach deiner Ueberzeugung und Pflicht: Mache den Beifall der Menſchen weniger zum Hauptzwecke, und die Verachtung wird dich weniger quälen.**

Der

Der Leſer.

Das iſt ſehr bald geſagt. Haſt du aber auch an die Möglichkeit der Ausführung gedacht?

Ich.

Wer das nicht vermag, der mag ſich ſo- lang quälen, bis ihm dieſe Quaal unerträglich wird. — Kennſt du das gröſte Hindernis aller Sittlichkeit und Tugend, die Quelle aller Verderbnis der Menſchen?

Der Leſer.

Deren ſind mancherlei.

Ich.

Aber das Gröſte und Würkſamſte?

Der Leſer.

Das kenne ich nicht.

Ich.

Eben dieſen Hang der Menſchen nach Beifall, ihre ſo falſche Begriffe von Ehre, und die falſche Stimmung derer, welche den Beifall ertheilen.

Der Leſer.

Wie ſo?

Ich.

Nenne mir den Menſchen, der ſo bos=haft wäre, daß er gegen das verdammende Ur=theil einer ganzen Welt, aller Menſchen ſchänd=lich, oder übel handeln würde? Glaubſt du, daß iemand ſich zu einer ungeſezmäſſigen unerlaub=ten Handlung entſchlieſſen würde, wenn allge=meiner Tadel und Verachtung die unausbleibliche Folge davon wären.

Der Leſer.

Schwerlich.

Ich.

Man handelt alſo böſe, weil das Laſter Theilnehmer und Bewunderer findet? Und dieſe müſſen die mehrere ſeyn, oder ſie wären weni=ger furchtbar? Sie müſſen die Gewalt in Han=den haben, um ihren Beifall wichtig zu machen, um ihn mit ſinnlichen Vortheilen nachdrüklich zu unterſtüzen? Dies nöthigt am Ende viele an=dere, die eine beſſere Ueberzeugung haben, gegen dieſe ihre Ueberzeugung zu handeln.

Der

Der Leſer.

Nicht anders.

Ich.

Hier iſt der Grund des Uebels nicht blos der gegenwärtigen, auch der künftigen Generationen. — Alle unſre Erziehung zweckt dahin ab. Wir wollen keine ſittliche ganz vernünftige Menſchen bilden, es iſt uns vielmehr darum zu thun, keine unglükliche zu erzeugen, Menſchen zu erziehen, die dereinſt ihr Glük machen, die geſchikt ſind, die Erwartungen ihrer Zeitgenoſſen zu befriedigen, ſich durch die Fallſtrike hindurch zu arbeiten, die ihnen aller Orten auf ihrer Laufbahn gelegt ſind. Dazu iſt nöthig, daß ſie mehr ſcheinen, als ſie ſind, daß ſie mehr glänzende auffallende, als reellere und höhere Eigenſchaften des Geiſtes haben, daß ſie Menſchen, die allen Werth ſo gern nach dem äuſſern beurtheilen, blenden, daß ſie geſchikt werden, andere von ſich abhängig zu machen. Oder wer kann, ohne davon das Opfer zu werden, (und wie viele haben dazu Muth?) uneigennüzig handeln, wenn alle übrige Welt ihrem Vortheile nachgeht, wenn alles darauf lauert, wie man dich

zu deinen Abſichten gebrauchen kann? Wer kann ſich entſchlieſſen, offenherzig zu ſeyn, wo ieder den andern zu täuſchen ſucht? Wer wird ſeinen äuſſerlichen Aufwand vermindern, wenn ihn alle Welt nach dem, was er äuſſerlich ſcheint, behandelt und aufnimmt? Wenn er um dieſer Tugend willen verachtet wird, ſeinen Einfluß verliert, in allen Geſellſchaften zurükſtehen mus? — Ein ſolches Hindernis aller Tugend iſt der Beifall, den du ſuchſt? — Und nun was ſoll man thun? Wer von allen Menſchen kann ſich entſchlieſſen, ſich über dieſen Tadel hinweg zu ſezen, und der erſte zu ſeyn, der das ſo nöthige Beiſpiel dieſer Tugenden giebt? Wer wird das thun, wenn er vorherſieht, daß ſein Beiſpiel ſo wenig Nachfolger erweken werde, daß ihm vielmehr alle übrige Thorheit und Weltunerfahrenheit zur Laſt legen, ihn beſchuldigen, daß er ſich ſo wenig in die Sitten und das Betragen ſeiner Zeitgenoſſen zu ſchiken wiſſe? Daß man ſeine Mäſſigung im Aufwand als eine Folge ſeiner Armuth und ſeiner zerrütteten Hausumſtände betrachtet? — Ein Menſch verderbt alſo den andern; aber welcher am meiſten?

Der

Der Leſer.

Vermuthlich der, deſſen Beifall am meiſten geſucht wird, mit deſſen Beifall auch die meiſten übrigen günſtigen Folgen verbunden ſind, welche die Menſchen ſo gewöhnlich am häufigſten ſuchen.

Ich.

Alſo die höheren Stände?

Der Leſer.

Keine andere.

Ich.

Warum dieſe?

Der Leſer.

Ich glaube, weil dieſe die Macht in Handen haben, weil dieſe keinen, oder ſehr unwürkſamen Tadel zu fürchten haben, weil die niedrigere ſo vieles durch ſie hofen und fürchten, und um dieſer Vortheile oder Schaden willen ſich ganz nach ihren Abſichten fügen, ſchmeicheln, und Handlungen beifallen, die ehe Abſcheu verdienen.

Ich.

Aber was könnten dieſe, wenns keine Niedrigere gäbe, die ſich ſehr gern verderben laſſen, welchen mit dieſem Verderben gedient iſt, welche, die Höhere in ihren Thorheiten und Verirrungen unterhalten, ſie dafür bewundern, und darüber beneiden? Es ſcheint alſo ehe der Grund des Verderbens ſey bei den niedern Claſſen? Durch dieſe werden die höhern verderbt? Dieſe ſelbſt bieten freiwillig die Hände zu den Feſſeln, über welche ſie klagen? — Was iſt nun zu thun? Tugend ſoll unter Menſchen befördert werden. Solang der Beifall auf dieſe Art ſo ungerecht vertheilt wird, iſt die Unmöglichkeit einleuchtend. Es iſt durchaus nothwendig, eine Claſſe der Menſchen mus die andere vor ſich hertreiben, und zu dieſem Ende vernünftiger werden. Welche ſollen den Anfang machen, die höhere, oder die niedrigere?

Der Leſer.

Wer einmal in dem Beſiz gewiſſer Güter und vorzüglich der iedem Menſchen ſo ſchmeichelhaften Impunität iſt, der wird ehe ſuchen, ſeine Gewalt

zu erweitern als zu vermindern. Es muß ein groſſes dringendes Bedürfnis entſtehen, das ihn wekt, und auffordert ſein Betragen zu ändern. — Dieſes Bedürfnis wird er ſehr ſchwer durch ſich ſelbſt fühlen. Es muß von auſſen erwekt werden. Es muß etwas kommen, das ihn aus ſeinem Taumel reiſſet, und zur Thätigkeit bringt. Wenn Tugend unter Menſchen allgemeiner werden ſoll, ſo muß von beiden eines geſchehen: entweder die höhere Stände müſſen anfangen, ihren Beifall vernünftiger zu ertheilen oder die niedrigere müſſen weniger bewundern, was keine Bewunderung verdient.

Ich.

Du ſagſt, daß ieder, welcher im Beſiz der Macht iſt, ſich ſehr ſchwer entſchlieſſen werde, die Schranken ſeiner Macht zu vermindern? Wenn nun die niederen Claſſen anfiengen, mehr ihre Würde zu fühlen, weniger zu ſchmeicheln, ihren Beifall nach Recht und Sittlichkeit zu vertheilen?

Der Leſer.

Ich bin überzeugt, daß es keinen verderbten Fürſten gegeben hätte, wenn nicht ſeine eigene Unter-

Untergebene ſeine Verführer wären. Niederträchtige kriechende Schmeichler ſind das gröſte Hinderniß der Tugend.

Nihil eſt, quod credere de ſe
Non poſſit, cum laudatur, diis aequa poteſtas.

In dem Maas, als ſich dieſe Peſt von Menſchen vermindert, wird ſich Tugend und Vernunft durch alle Stände ungehindert verbreiten. Die Höhere ſelbſt werden ſuchen, ſich durch Thaten auszuzeichnen, die ihre bürgerliche Erhabenheit liebenswürdiger machen, und wahren vernünftigen ungeheuchelten Beifall verdienen.

Ich.

Soll das unmöglich ſeyn, zu bewürken?

Der Leſer.

Es wäre nicht ſo unmöglich, wenn es weniger eigennüzige und ſinnliche Menſchen gäbe.

Ich.

Soll das unmöglich ſeyn, ſo iſt die Sittenlehre unmöglich.

Der Leſer.

Wo iſt die Anſtalt dazu? Welche Regierung bietet die Hände?

Ich.

Was hindert ſie ſelbſt zu machen? Jeder edle denkende Mann, dem ſeine Talente einen Einfluß über andere geben, hat ſeinen Kreis um ſich, der ihn anſtaunt, und ſich nach ihm richtet. Dieſes ſein Anſehen muß er nicht zur Unterdrükung der Tugend mißbrauchen. Dies iſt ſeine ihm von Gott aufgelegte heilige Pflicht. Was er nicht allein thun kann, das kann er durch Beiwürkung anderer bewürken. Er kann ſich mit dieſen in der Abſicht vereinigen, um den Beifall vernünftiger zu ertheilen, um nicht genöthiget zu ſeyn, wider ſeine Ueberzeugung iede Thorheit zu bewundern. Um ſich nach ſeiner Phantaſie und Kräften, nach ſeiner Willkühr und Bedürfniſſen kleiden zu können, ohne darüber von allen, die um ihn ſind, getadelt oder verlacht zu werden. Daher entſchlieſſe dich, ſey wie ſie, oder gehe zu Grund, oder vereinige dich mit deines gleichen. Sonſt haſt du keine Wahl. Gegen erſteres ſtreitet höhere Pflicht und Ueberzeugung, gegen das zweite

das

das iedem Menſchen ſo natürliche Verlangen nach Glükſeeligkeit. — Was bleibt alſo übrig, um den Beifall zu verbeſſern — mit Erfolg, ohne Gefahr? Oder bedarf es dieſer Verbeſſerung nicht? Sind wir denn wirklich ſo tief gefallen, daß wir nicht einmal kennen, was wir thun ſollten, und ſo wenig vermögen? Wenn die Erziehung der beſſern nicht dahin arbeitet, den Beifall nach und nach vernünftiger zu machen, ſo verſchwinden alle Ausſichten für Menſchenwohl und Tugend; und wie kann das bewürkt werden, ohne Vereinigung zu dieſer Abſicht? Was vermag ein einziger gegen die Heere, die gegen über ſtehen? —— Es iſt nöthig, daß man der Schwäche der Menſchen, die ſo gern und durchaus Beyfall ſuchen, zu Hülfe komme, daß man das Principium, nach welchem ſie ſo häufig handeln, unſchädlicher mache, daß man ihre Aufmerkſamkeit von dieſen verführenden und parteyiſchen Richtern abziehe, und auf andere vernünftigere hinüber lenke. Unſre Menſchen, die ſo gern gutes wollten und auch thäten, wenn ſie nicht eben dadurch verachtet und unglüklich würden, brauchen andere, durch deren Beyfall ſie ſich gegen die Verachtung

der übrigen entſchädigen, durch deren Hülfe ſie ſich gegen Unglük verſichern können. Der Beyfall der Nachwelt iſt für ſie zu entfernt, ſie verlangen nähere und unmittelbarere Belohnungen ihrer noch wenig befeſtigten Tugend. Dies alles kann nur durch Vereinigung mit ähnlich denkenden Menſchen zu dieſem Zweck geſchehen: ſie ertragen ſodann dieſes Gelächter und dieſe Verachtung leichter, ſobald ſie mehrere trift. Sobald ſie ſich mit dem Schikſal anderer tröſten und aufrichten können. Und es iſt traurig, daß es ſo weit gekommen iſt, daß man heut zu Tag nur in Geſellſchaft gutes thun, oder zu Grund gehen muß. Dieſer Gedanke iſt nicht neu: wir haben in unſern Tagen, wie z. B. in Coppenhagen geſehen, daß würklich ſolche Geſellſchaften in der Abſicht entſtehen, um ſich ungeſtraft, über den unverdienten Tadel ſeiner Mitbürger hinwegzuſezen. Menſchen müſſen alſo würklich das Bedürfniß dennoch fühlen: ſie müſſen einſehen, daß Gutes geſchehen ſollte, daß noch vieles geſchehen könnte, daß ieder von ihnen, einzel genommen, ſich zu ſchwach fühlt den Anfang im Guten zu machen, daß Landesfürſtliche Verordnungen in ſolchen Fällen,

die ſich auf die Opinion, und auf gewiſſe fal-ſche Begriffe von Ehre gründen, zu ſchwach und unwirkſam ſeyen, als daß ſie den Folgſamen gegen Verachtung und Gelächter zu ſchüzen im Stande wären. Dies erhält und verewigt, gegen alle Geſeze, die Neigung zur Pracht und den Hang zum Zweykampf: iedes der beyden iſt ein Uebel, quod in Rep: noſtra et vetabitur ſemper, et retinebitur. —— Wenn dieſer Gedanke lächerlich oder zu früh ſcheint, ſo iſt das Bedürfnis noch nicht dringend genug; aber die Zeit kann kommen, wo es dringender wird. — Ich würde mehr ſagen, wenn die Vermuthung nicht gegen mich wäre. Die laufende Geſchichte unſrer Zeiten führt mich auf dieſe Gedanken. Das ſchleichende Gift einer abſcheulichen Schwärmerei hat beinahe alle Länder von Europa ergriffen. Unſer Geſchmack verfällt in das übertriebene und tändelnde, unſre Wiſſenſchaften arten in Spizfindigkeiten aus: der Geſchmak des zweiten und dritten Jahrhunderts erneuert ſich aller Orten, die Myſterienſucht, und der Aberglauben dieſer Zeiten hat ſich der meiſten Köpfe bemächtiget, und ganze Heere der Verbundenen ſtehen im finſtern da, um

die Barbarei herbeizuführen, und den geſunden Menſchenverſtand aus Europa zu verbannen. Euch, Ihr wenig unergriffene Edle, die ihr in einer unthätigen Zerſtreuung lebt, iſt es vorbehalten, dieſem Uebel zu ſteuern. Sammelt euch zu dieſem Ende aus eurer Entfernung, ſchließt euch aneinander, macht, daß ihr euch vermehrt: der irrgeführte undenkende Haufen richtet noch ſeine Augen auf euch. Vereinigt euch, vermehrt euch, und alle Thoren und Schwärmer werden weniger, und am Ende gar nichts vermögen. Glaubt doch nicht, daß alle Zeiten der Finſternis vorüber ſind. Unſre Aufklärung und Sittlichkeit hangen von ſehr wandelbaren Urſachen ab. Bei dieſem ſinnlichen Menſchenalter, das ſo viel fürchtet und hoft, was es nicht förchten oder hofen ſollte, braucht es unter einer Nation nur einen einzigen Mann, der Hofnung und Furcht am unrechten Ort erweken kann, und ihr ſollt ſodann erfahren, was geſchehen wird. Wenn alles ſchwärmt, wenn's doch geſchwärmt ſeyn ſoll, ſo ſchwärmt doch wenigſtens die edelſte aller Schwärmereien — ſchwärmt für die Vernunft, oder ihr ſeyd auf lange Zeit verlohren.

So weit, lieber Leſer! iſt es in unſren Zeiten gekommen, daß man, um ungeſtraft gut zu ſeyn, ſeine Pflichten zu erfüllen, ſich mit anderen verbinden muß. So verführeriſch iſt der Beifall, den du ſo ſehr ſuchſt. Aber glaube mir, die Sittlichkeit und Tugend werden dieſe Hinderniſſe nicht mehr finden, ſobald Socrates und Cato, Ariſtides und Scipio Meiſter und Richter des Beifalls oder Tadels ſind, ſobald Menſchen ihrer Art häufiger werden, ſobald ich Gutes thun, und Menſchen finden kann, die mich weniger belachen. Aber ſolang dies nicht geſchieht, wird die Verachtung des Herrn aus der ſpottenden Mine ſeines Dieners hervor leuchten: deine gute Grundſäze werden durch die ewige Misbilligung endlich wanken, und es werden bei dir häufige Zweifel, ſehr oft Schaam über Handlungen entſtehen, die ein Socrates bewundert, in dem ſie ein Hofmann verlacht. — Das glaubſt du nicht? So ſage mir, warum wählſt du keine einfachre minder prächtige Lebensart? Warum verminderſt du nicht dieſen dein Vermögen übertreffenden Aufwand an deiner Tafel und Kleidung?

Der

Der Leſer.

Du haſt recht; du haſt mir die Antwort ſo eben ſelbſt in den Mund gegeben. Ich würde verachtet, hätte weniger Zutritt, Geringere würden es mir zuvorthun, ich würde weniger vermögen, ich würde die Unterſcheidung und Ehre, die mir doch ſo nöthig ſind, nicht weiter genieſſen. Man ſchließt von meinem Aufwand auf einen gröſſern innerlichen Werth. Dies alles würde ich verlieren.

Ich.

Aber dieſes dein Spiel, dein Luxus und Aufwand richten dich und deine ganze Familie offenbar zu Grund, ſie nöthigen dich, andere zu hintergehen, dein ſo heilig gegebenes Wort zu brechen. Du erſchwerſt und verhinderſt alles Vertrauen und Wohlwollen unter Menſchen. Dein Stand, auf den du dich berufſt, zieht alſo deinen und andrer Untergang nach ſich. Deine ganze Moralität kömmt in Gefahr, dein Beiſpiel ſtekt andere an, nöthiget ſie ſogar gleichen Aufwand zu machen, ſich ebenfalls zu Grund zu richten; und ſo verfallen endlich Sitten, Menſchen, Familien, ganze Nationen. —

Da ſiehſt du nun die ſchönen Folgen, welche die thörichte Begierde nach Beifall nach ſich zieht. Dieſe iſt alſo die Ehre, welche du ſuchſt? Du ſelbſt willſt zu Grund gehen, alle Thorheiten nachahmen, andere darinn übertreffen, ſie in ihrem Irrthum erhalten? Du willſt dieſes Verderben durch dein Beiſpiel vermehren, weil andere dasſelbige thun, weil dieſe ihre wahre Verhältniſſe nicht kennen, weil es ein Mittel iſt, die Augen ſolcher Menſchen auf dich zu wenden, die dieſe deine Rükſicht am wenigſten verdienen, über deren Thorheit du ſelbſt lachſt, die du in der Stille verabſcheuſt. — Und das alles nennſt du Ehre? Und glaubſt Stärke des Geiſtes, Klugheit, Vollkommenheit und Tugend zu beſizen? — Schweig von deiner Tugend, du würdeſt öffentlich ſtehlen, oder im Narrenkleid herumlaufen, wenn es ein eben ſo ſichres Mittel wäre, dieſe Ehre zu erhalten, die dir ſo ſehr am Herzen liegt. Du willſt dich zu Grunde richten, damit ſich andere vor dir bücken, ins Angeſicht bewundern, und ſodann in deiner Abweſenheit verlachen, verachten, verleumden? Dieſe Menſchen, lieber Freund! bücken ſich nicht vor deinem Verdienſt,

vor

vor dir ſelbſt: ſie neigen ſich vor deiner guten Tafel, vor deinem Glük, vor deinem vorübergehenden Einfluß, vor ihren Vortheil, den ſie von dir hofen.

Vengono colla fortuna
e van con lei.

Du darfſt würkliche innerliche Verdienſte haben, und du haſt noch ſehr unrecht, wenn du ſie um der äuſſerlichen Ehre willen erworben haſt.

Ipſe licet venias muſis comitatus Homere,
Si nihil attuleris, ibis Homere foras.

Sey ſo weiſe als Salomon, ſo gelehrt als Leibniz, wenn du es um der Ehre willen biſt, und es fehlen dir Reichthum und Macht, dieſe Gözen deines Zeitalters, wie viel glaubſt du, da zu erhalten? Welchen äuſſern Vortheil zu ärndten? Wenn's hoch kommt, ſo treibt die Neugierde, und der magere Ruf deines Namens einen oder den andern eitlen oder vorwizigen Menſchen zu dir. Dieſer hat ſich ein Ideal entworfen, wie der Mann ausſehen muß, von dem das Publikum ſo günſtig urtheilt: und nun will er dich begaffen, und erfahren, ob er ſich in ſeiner Phantaſie betrogen,

gen, und dann — wehe dir, wenn du nicht gerade ſo gros oder klein, gerade das Maas von deiner Naſe, und die Farbe von den Augen haſt, die er erwartet. Seine getäuſchte Einbildungskraft wird dir dieſen Streich nicht verzeihen, und ſich dafür an deinen Ruhm rächen, und deine Verdienſte herabſezen. Ein anderer wird dich beſuchen, um ſich dadurch bei andern ein Gewicht zu geben, daß er ſich als den Bekannten eines Manns darſtellen kann, von dem ſo viel in Geſellſchaften geſprochen wird, ſo lang er abweſend iſt. Auf dieſe Art wird dich ieder an den Wagen ſeiner Eitelkeit ſpannen, um ſeinen Glanz zu erhöhen. Laß dieſe Neugierde oder Eitelkeit befriediget ſeyn, und einen andern auftretten, ſie werden dich wieder ausſpannen, und in einen Winkel ſtellen, und du wirſt von einem Weltwunder zum alltäglichſten Menſchen herabſinken; ſie werden Mängel und Fehler ohne Ende und Namen an dir finden. Ihre Eitelkeit wird ſich gegen dir über ſtellen, und was kannſt du anders hoffen, als — zu unterliegen? Sie werden finden, daß du keine Welt haſt, die einzige Wiſſenſchaft, die ſie anſtaunen: ieder wird an ſich

Vor-

Vorzüge gewahr werden, die weſentlicher ſind, und dir mangeln; Er wird ſein Loth zum Pfund machen, und ſich dadurch entſchädigen, und über dich erheben. Du kannſt ſodann alles Groſſe wiſſen, Himmel und Erde berechnen, aber man wird dich immer tadeln, daß du deinen Fus nicht ſo zierlich ſtellen kannſt, als der Mann, der ſich mit dir vergleicht. — Sich ehrt ieder, indem er dich zu ehren ſcheint. — Und nun ſage mir, um wie viel biſt du durch ſolche beſſer geworden?

Der Leſer.

Nicht viel. Wenn es ſich ſo verhält, wie du ſagſt. Mir ſcheint aber dieſe deine Schilderung zu hart. Man findet doch Menſchen, welche innere Vollkommenheit um ihrer ſelbſt willen ſchäzen.

Ich.

Die dieſes vorgeben, und dich verſichern — ſehr viele. Aber laß die Gelegenheit herbeikommen, wo ſich dieſe ihre Schäzung in Thaten zeigen kann, wo irgend ein Intereſſe mit in das Spiel kommt, und du ſollſt erfahren, wie ſehr du dich getäuſcht findeſt. Dies laß dir zur Warnung

nung dienen, und beurtheile niemand aus ſeinen Worten. Schau auf die Thaten, auf ſein Betragen in entſcheidenden Gelegenheiten, auf die Selbſtverläugnung und Aufopferungen, deren er fähig iſt; Du ſollſt ſodann erfahren, daß ich recht habe, daß die Männer ſehr ſelten ſind, von denen du ſo eben geſprochen: ſie ſind auch ganz gewis dieienige nicht, auf welche der Ehrgeiz ſamt der Eitelkeit Rükſicht nimmt, denn ſie glänzen zu wenig. Innere Vollkommenheit iſt zwar bei Gott alles, aber in den Augen der Menſchen iſt ſie ſehr wenig, oder gar nichts, wenn ſie nicht durch äuſſerlichen Schein erhöhet, oder unterſtüzt wird. Menſchen müſſen von dir hoffen oder förchten, oder ſie ehren dich nicht. Menſchen urtheilen ganz nach ihrem gegenwärtigen Vortheil oder Schaden. Sie beſtimmen deinen Werth nach der Ausſicht, die du ihnen für die Befriedigung ihrer Wünſche eröfnen kannſt. Alles iſt ihnen unwerth, was dieſe nicht verſichert. Wenn du dem Spieler werth ſeyn willſt, ſo mußt du dein Geld an ihn verlieren, dafür wird er dich unterſcheiden, und iedem Beſſern, von dem er weniger für ſich erwarten kann, den Rüken kehren. Wenn dich der

der Kaufmann rühmen, und der Hofiunker ehren ſoll, ſo mußt du dem erſtern viele Waaren abnehmen, und dem lezten beweiſen, daß du nicht ohne groſſen Einfluß bei ſeinem Hof ſeyeſt, ſein Fürſt muß dich anlächeln, oder beide verachten dich als unbedeutend, und gehen dich vorbei. Aus deinen Lobrednern und Tadlern will ich auf dieſe Art wiſſen, was du werth biſt: denn es giebt Menſchen, deren Lob Schande bringt, es giebt andere, deren Tadel wahrhaftes Lob iſt. Jeder lobt dich nach dem Maas ſeines Vortheils, den er von dir hoft oder zieht. Wo dieſer mangelt, da iſt ſelbſt Socrates in ſeinen Augen ein Thor. Er würde deſſelben eben ſo wenig erwähnen, wenn er noch lebte, wenn's nicht zuweilen nöthig wäre, einen Geſchmak und Wohlgefallen an Tugend zu äuſſern, und bei anderen den betrüglichen Glauben zu erweken, als ob man würklich ſchäzte, was man ſehr wenig kennt. Oder haſt du ie einen Menſchen geſehen, der ſo ſehr Böſewicht wäre, daß er dafür erkannt ſeyn wollte? Macht, und dieſe Macht ganz allein iſt das beſte Mittel, Menſchen an ſich zu ziehen, und eine Schaar von Anbetern und Klienten um ſich zu

verſammeln. Macht allein wird geehrt, und nur Schwäche wird verachtet.

Der Leſer.

Warum wird die Macht ſo ſehr geehrt?

Ich.

Weil ſie nuzen, und was noch mehr iſt, gefährlich werden kann. Die Achtung, die man ihr bezeigt, iſt das Löſegeld, das man ihr für ſeine übrige Sicherheit bringt. Dieſe Achtung gründet ſich auf Furcht. Dies macht, daß ein Böſewicht, wenn er es einmal auf einen groſſen Grad von Macht und Einfluß gebracht hat, wodurch er andern in ihrem Glük gefährlich werden kann, durchaus von allen, alle Unterſcheidungen des wahren Verdienſtes, ſelbſt von denen erhalten wird, die ihn innerlich verabſcheuen. Solche Menſchen wiſſen, daß ſie gehaſſet ſind, aber ihre Macht ſezt ſie über die Folgen hinaus, und macht ſie gleichgültig dagegen. *Oderint, dum metuant.* Dies iſt der Grundſaz, nach welchem ſie ſich beſtimmen. — Du ſelbſt, wenn du dich erforſchen willſt, biſt ein Deſpot gegen ieden, den du nicht zu ſcheuen

haſt.

haſt. Du thuſt andern, was dir wiederfährt. Du darſſt dich alſo weniger wundern, wenn andere ein gleiches thun, wo die Aufforderungen ſtarke und verführende ſind.

Der Leſer.

Der Beweis ſollte dir ſchwer werden.

Ich.

Du wirſt doch nicht behaupten, daß du jeden Menſchen nach ſeinen Verdienſten ehrſt? Daß du niemalen gegen andere dir Behandlungen erlaubſt, die du bei anderen misbilligeſt, wenn ſie dir wiederfahren?

Der Leſer.

Zum Beiſpiel.

Ich.

Wenn du einen gutwilligen Freund haſt, bei dem du wenig Kraft und eben ſo wenig Widerſtand vermutheſt, von dem du öfter erfahren, daß er niemanden etwas zu verweigern im Stande ſey, wie behandelſt du ihn? — Als ein wahrer Deſpot. Deine Forderungen werden immer häufiger und zudringlicher, du betrachteſt ihn und ſeine ganze Baarſchaft, als

dein Eigenthum: du rechneſt nicht darauf, daß er dir zwar gebe, aber mit Widerwillen gebe. Deine Forderungen bringen ihn endlich ſo weit daß er dein Joch abſchütteln wird. Seine Verweigerungen ſind dir ungewohnt, ſeine Wohlthaten vergeſſen: du findeſt ſein Betragen, das du ihm abgedrungen, unartig und ungeſellig: du überhäufſt ihn mit Vorwürfen, es kommt zum Bruch, du haſt nun einen Feind an dem, der dein Freund war, deſſen Unkraft du verachteſt, und du klagſt noch über Mangel von geſellſchaftlichem Gefühl unter Menſchen. — Wir wollen herrſchen, lieber Freund! dieſer Trieb iſt einer der älteſten unſres Geſchlechts. Widrige Erfahrungen haben dieſe urſprüngliche Wildheit nur in etwas beſchränkt. Wir ſind gefällig gegen Mächtigere, aber bei Schwächeren fällt dieſe Einſchränkung hinweg, und wir gebieten iedem, der zu ſchwach iſt, uns ernſthaft zu widerſtehen. Dies weiſt du ſo gut als ich, und das Betragen der Menſchen mus dich täglich daran erinnern. Alle wiſſen es, daß Kraft geehrt, und Schwäche verachtet wird. Und wenn dir Verachtung zu Theil wird, ſo glaube mir, du haſt

Schwä-

Schwächen gegeben, durch welche deine argliſtige Beobachter nun eindringen, und daraus den Schlus ziehen, daß man dich nach Gefallen behandeln kann, ohne widrige Folgen zu erfahren. Laß iemand an Geheimniſſen Theil nehmen, wodurch er dir ſchaden kann, laß einen deiner Freunde merken, daß er dir unentbehrlich ſey — du ſollſt erfahren, wie ſie deine Schwäche benuzen, um dich von ſich abhängig zu erhalten. Dieſer Misbrauch der Freundſchaft und des Vertrauens hat die Verſtellung und Zurükhaltung nothwendig gemacht, die endlich ſich bis zur Falſchheit und Hinterliſtigkeit verſchlimmert hat. Daher, wenn es dir an wirklicher Macht gebricht, und wenn du der Verachtung entgehen willſt, ſo thu, was andere thun, gieb dir, ſo viel du kannſt, den Anſchein von Kraft, zeig den Menſchen nicht, daß du ſie fürchteſt, oder ſie ſchlieſſen auf deine Schwäche. Verſuche es mit allen innern Vorzügen, und — ſey blöde — und du ſollſt erfahren, daß man dir ieden vorzieht, der Dreiſtigkeit genug hat, in ſeinem Betragen mehr Kraft zu verrathen, als er würklich beſizt. — Der Misbrauch dieſer Maxime

xime hat alle Grosſprecherei, Windbeutelei, Eitelkeit und den Hang zum Luxus und Aufwand hervorgebracht. Alle dieſe wollen kräftiger ſcheinen, als ſie ſind, um Ehre zu erhalten, um der Verachtung zu entgehen. — Sey alſo verſichert, wenn du verachtet biſt, daß man bei dir keine Stärke vermuthet, nichts wodurch du deinem Verachter nothwendig oder gefährlich werden könnteſt. Die Tugend hat keine von dieſen Eigenſchaften, und — nun wundere dich, wenn ſie verachtet iſt: darum wird ſie weniger geehrt. Aber das Laſter iſt thätig, und zeigt durchaus von hoher Kraft, von Widerſtand, den es bezeigen wird — und es erwekt Furcht, und dieſe Furcht bringt am Ende Achtung hervor. Selbſt unter Laſtern, wenn ſie getadelt werden, fällt der Tadel minder auf ſolche, die Stärke verrathen, minder auf den Todſchlag, als Diebſtahl, der Feigheit verräth.

Nun wundere dich alſo nicht weiter. Denn man bemerkt an dir, daß man dich ungeſtraft mishandeln könne: ſogleich erwacht bei andern, die um dich ſind, das eigene Gefühl ihrer Ueberlegenheit, ihre ſchlummernde nicht gebändigte

Wild-

Wildheit wird rege; die Furcht, durch welche ſie bisher zurükgehalten wurde, verſchwindet, ſie ſehen ſich in dem Licht eines Herrn, der nach Gefallen über dich gebieten kann, und — ſie erlauben ſich von nun an alles gegen dich.

Stärke iſt der Abgott der Welt. Dies iſt, was ieder ſucht, was ieder fürchtet, wenn er es nicht hat, was ieder ſcheinen will, wenn er es nicht iſt. Furcht vor dieſer Stärke macht die Heuchler und Schmeichler. Gefühl von Stärke macht übermüthig und ſtolz, reizt die Seele zu groſſen ſowohl als ungerechten Thaten, macht muthig und unternehmend, und erhebt den Geiſt über Gefahren. Gefühl von Stärke giebt zugleich das Gefühl von Würde, es wird unter Leitung der Vernunft die Quelle der groſſen und heroiſchen Tugenden, und verbannt alle Niedrigkeit des Geiſtes. Aber noch immer iſt dieſes Gefühl durch die Regeln einer wahren Sittlichkeit zu wenig ausgebildet; noch immer verräth es die Spuren ſeines rohen Urſprungs, und macht den Menſchen, der keine Bande als die groſſe Uebermacht kennt, ſobald dieſer Zwang hinwegfällt, ungerecht ungeſellig und rauh.

Aber das Gefühl von Schwäche drükt den Geiſt nieder. Es erborgt, wo es kann, dieſe Hülle, und den äuſſern Schein von der Stärke. Es erfahrt Verachtung von allen Seiten, und ſieht dieſe Verachtung vorher. Dies macht, daß ſo viele Menſchen in ihren Thaten und Worten ſich ſtärker ankündigen, als ſie ſind. Durch dieſen Weg gelingt es ihnen öfter, manchen der den Schein vor Ernſt hält, zu ſchreken, von ihm die Zeichen der Achtung zu erpreſſen, und die bevorſtehende unangenehme Ausbrüche fremder Eigenliebe zu verhindern. Daher zum Theil die Dreiſtigkeit und das ungeſtümme Hervordrängen ſo vieler Menſchen von andern, die mehr Beſcheidenheit äuſſern. Daher ſogar das Sprichwort, wer nichts aus ſich macht, iſt nichts. Darum drängt man ſich ſo gerne an Groſſe, um in ihrer Nähe den Schein von Anſehen und Stärke bei andern zu erweken. Darum war Beſcheidenheit, dieſe ſchönſte Zierde der Tugend und iedes inneren Werths, nie oder ſelten das Mittel, ſich in der Welt zu erheben. Sie artet ſogar bei vielen am Ende in Blödigkeit aus, und ein Menſch, der ewig und immer Verachtung

achtung erfährt, und die Welt und ſeinen wahren Werth weniger kennt, wird ſelbſt zweifeln, ob Er Vorzüge habe, bei allen Vorzügen, die er beſizt. Ohne dieſen edlen Stolz, den die Tugend giebt, und den Geiſt hebt, werden ſich alle Muskeln ſeiner Seele zuſammenziehen, alle Kräfte und Thätigkeit gehemmet werden, Unruhe und Kleinmuth werden ſich ſeiner von Zeit zu Zeit mehr bemächtigen, bis endlich die Verzweiflung herbei kömmt.

So viel vermögen Stärke und Schwäche über die Seele des Menſchen. Aus dieſer Verachtung und Abneigung gegen ſchwache, wenn ſie eine falſche Leitung erhalten, entſtehen alle ſo gewöhnliche Mishandlungen gegen alle Menſchen und Stände, die Schwäche und Niedrigkeit verrathen, aller Spott und Muthwillen gegen gefallene Günſtlinge, gegen Arme und Unglükliche, gegen Kinder und Wittwen. Aus dieſer Urſache finden dieſe aller Orten taube Ohren, ſehr wenige, die für ſie ſprechen, und ihre Gerechtſame gegen Beleidiger vertretten, und ſie gegen Unterdrükung verſichern. Dies ſezt die Tugend im

Unglük

Unglük herab, und verſcheucht ihre Verehrer und Freunde, wenn ſie angegriffen und verfolgt wird. Darum ſchämt ſich der Dürftige ſeiner auch noch ſo unverſchuldeten Armuth: dies bringt die ſo ſonderbare Erſcheinung hervor, daß mancher Nothleidende, deſſen Armuth allgemein bekannt iſt, ſehr oft den Grosſprecher macht, von ſeinem Wohlſtand ſpricht, und Armuth und Hoffarth in die ſeltſamſte Verbindung bringt, um der ihm bevorſtehenden Verachtung vorzubeugen, die er aus der Behandlung an ſeines gleichen gewahr wird. Darum ſchämt man ſich im Glük ſeiner vorigen niedrigen Herkunft: darum rühmt ſich der Niedrige ſeiner höhern und reichern Anverwandten ſo gern, um dir durch dieſen erborgten Glanz ſeine Niedrigkeit zu verbergen, und ſich ſo gut er kann, das Anſehen von Macht zu erwerben.

Du kannſt ſogar erfahren, daß aus eben dieſem Grund die gröſte und weſentlichſte Tugenden des geſellſchaftlichen Umgangs, Sanftmuth, Grosmüthigkeit, Beſcheidenheit, über groſſe Ehrenbezeugungen, und zuvorkommende Dienſtfertigkeit und Höflichkeit ſamt einem unbeſchränkten Vertrauen

trauen und Offenheit ſehr wenig erwiedert werden. Sie geben ſogar Gelegenheit zur Trennung und Spaltung freundſchaftlicher Gemüther, ſobald ſie nicht wechſelweiſe ſind, ſobald ſich der eine Theil darüber fühlt, dieſe Aeuſſerungen deines Wohlwollens und überflüſſenden Herzens als Geſtändniſſe deiner Schwäche, und ſtillſchweigende Anerkennung ſeiner eigenen Vorzüge betrachtet, dich ſodann ſeinen Klienten gleich ſtellt, minder würdigen nachſezt, am Ende mit Verachtung begegnet, und dabei unaufhörlich auf deine Gutmüthigkeit rechnet, die zu blöd iſt, um Beleidigungen zu ahnden.

Der Leſer.

Was iſt alſo der menſchliche Umgang? — Ein ewiges Kämpfen und Ringen nach Macht, Herrſchaft und Ueberlegenheit. Das iſt traurig. Wie wenig können ſich die Herzen der Menſchen einander nähern, wie ſie doch ſollten? Wer iſt hier nicht zur Heuchelei, Verſtellung, und Zurükhaltung genöthiget? Wo bleiben Offenheit und Vertrauen, wenn ſie ſo ſehr misbraucht werden?

Ich.

Du ſiehſt alſo, daß Menſchen den höchſten Grad von Kultur und Moralität noch nicht erreicht haben? Daß wir auch lange nicht ſind, was wir ſeyn könnten. Aber auch dieſe Flecken wird die Zeit vertilgen. Den Vorſchritten einer höhern Sittlichkeit iſt dieſe Würkung vorbehalten.

Der Leſer.

Das läßt ſich doch nicht läugnen, daß Verachtung allein Einfluß und Würkungskreis beſchränke.

Ich.

Ich habe dir ſchon oben geſagt: ſo würke ſodann auf dich. Dieſer Würkungskreis bleibt dir allzeit offen; dort am meiſten, wenn er von auſſen gehindert wird. Nur für den Ehrgeiz und die Eitelkeit iſt er zu eng.

Der Leſer.

Ich kann aber ſodann doch das Gute auſſer mir nicht ſtiften, das ich vermög meiner Kräften und Fähigkeiten hervorbringen könnte und ſollte? Ich kann nicht ſo viel zur Verminderung

des moraliſchen Uebels beitragen, als ich wünſche. Dieſes Uebel greift noch mehr um ſich.

Ich.

Doch nicht durch dein Verſchulden. Kann dir das ſchaden? Wer hat dir eine Unmöglichkeit zur Pflicht gemacht? Schon Socrates und vor ihm Pithagoras haben dem Weiſen die goldene und ſo beruhigende Regel gegeben

Καδδυναμιν Ερδειν.

Es verräth allzeit Unvollkommenheit, und zu einſeitige Entwiklung ſeiner Geiſteskräfte, wenn man nur auf eine einzige ſchon gewohnte Art würkſam ſeyn kann. Der vollkommene Geiſt findet ſich ſehr leicht in iede auch noch ſo ungewohnte Lage. Er findet überall Gelegenheit Gutes zu thun, und er findet ſich gröſſer, wenn er das kann.

Ich will dir beſſer ſagen, was dich kränkt. Du ſiehſt den Ruhm, den ſich andere durch ihren Einfluß und Würkſamkeit erwerben; du wünſcheſt es dieſen gleich zu thun, wünſchteſt als der Urheber dieſer Anſtalt, als der Reformator deines

Zeitalters bekannt, und angeſtaunt zu werden. Du verlangſt, daß alle Welt von dir ſpreche, dir danke, dich ehre, und deine Kraft und Klugheit bewundere. Neid und unbefriedigter Ehrgeiz vereinigen ſich zu deiner Quaal. Wäre dies nicht, du würdeſt dich ſicher mit deinem engern Würkungskreis begnügen, ſo gut als mit dem gröſten, der dir im Grund nicht mehr gewähren kann.

Der Leſer.

Ich müſte mich gar nicht kennen, wenn du recht hätteſt. Ich wünſche zu nuzen, und ich bin mir keiner andern Abſicht bewuſt.

Ich.

Sage, was du willſt, ich habe recht.

Der Leſer.

Woher weiſt du das?

Ich.

Weil du dich ärgerſt. So oft dies geſchieht, ſo iſt ganz gewiß eine engere Abſicht vereitelt: denn die einzige und wahre kann niemalen vereitelt werden. Sie kann alſo nie einiges Misvergnügen verurſachen.

Der

Der Leſer.

Aber man iſt doch vollkommener, iemehr Gutes man auſſer ſich hervorbringt?

Ich.

Wenn Gelegenheit und Kräfte nicht fehlen. Mangeln dieſe, ſo iſt die Vollkommenheit in dem Willen. Die Thätigkeit eines vollkommenen Geiſtes iſt auch auſſer aller Gelegenheit immer dieſelbige. Die Gelegenheit fordert nur auf. Dieſen Willen kannſt du allzeit haben, dieſer hangt von dir ab, und nicht von Umſtänden, die nicht in deiner Gewalt ſind. Ein ſo vollkommener kräftiger Wille, wie nach deinen Vorgeben der deinige iſt, wird allzeit das Gute das Beſte wollen, und in dieſem Wollen ſelbſt beſteht alle Tugend. Nimm das Hinderniß, das nicht von dir, ſondern von auſſen kömmt, hinweg, ſo wirſt du auch handeln. Wenn die Vollkommenheit nach der Gröſſe der Würkungen auſſer uns beſtimmt werden müſte, ſo hinge ſie von Zufällen ab, ſo könnte der eine mehr, der andere weniger thun, ſo gäbe es Lieblinge und Könige im Gutes thun. Aber nach dieſer Erklärung hat der Schwächſte und Aermſte vor

dem Mächtigſten und Reichſten gar nichts voraus. Craſſus war dazu nicht fähiger, als Jene, und Alexander nicht fähiger, als ich. Dies muſte auch ſo ſeyn, oder die Vorſicht wäre ungerecht gegen einzelne Menſchen.

Der Leſer.

Wenn der Wille allein ſchon ſo groſſe Vollkommenheit giebt, ſo iſt alles Handeln überflüſſig. Jeder ſollte es ſodann bei dem bloſſen Wollen belaſſen.

Ich.

Nur alsdann iſt der Wille hinlänglich, wenn die Würkung nicht in unſrer Gewalt iſt. Aber wo Gelegenheit iſt, da muß ſich der Wille in Thaten zeigen, oder er war unvollkommen, er war nicht lebhaft, anhaltend, kräftig genug. Er war nicht wie er ſeyn ſollte.

Der Leſer.

Eben dieſes lebhafte Wollen quält, wenn es gehindert wird.

Ich.

Ganz gewis, wenn der Erfolg als unausbleiblich berechnet wird. Wollen über alle Möglichkeit

keit iſt Thorheit, und dieſe quält. Es iſt Beweis von einem Irrthum und Uebereilung des Verſtandes, der gewiſſe Dinge für möglich, für gewiſſer gehalten, als ſie ſind, und erfolgen. Der Verdruß, den du fühlſt, iſt die Folge und Strafe dieſes Irrthums.

Der Leſer.

Dazu wäre nöthig, niemalen zu irren, und zu dieſem Ende den ganzen Zuſammenhang aller Dinge deutlich einzuſehen. Welcher Menſch vermag das?

Ich.

Keiner. Aber eben darum iſt auch niemand durchaus von allem Schmerz befreyt, und das kann und darf nicht ſeyn, oder aller Reiz zur Thätigkeit iſt verlohren. Die Philoſophie ſoll alſo nur ſo viel würken, ſie ſoll durch wachſende Einſicht, durch Läuterung und Beſſerung unſres Verſtandes den Schmerz vermindern. Dieſe Annäherung iſt iedem nach ſeinem Maas möglich, und wird aus weiſen Abſichten der Vorſicht nach dem Plan der Welt bei allen ohne Ausnahme, doch bei dem einen früher bei dem andern ſpäter.

Dazu brauchen wir ſelbſt hier keinen alle gemeine Kräfte übertreffenden mühſamen Unterricht. Die Mittel dazu ſind uns ſehr nahe gelegt. Jeder unangenehme Eindruk iſt hierinn unſer Lehrer. Dieſes erinnert uns, daß eine Gelegenheit vorhanden ſey, unſre Erkenntniß zu berichtigen, einen Irrthum abzulegen, die entgegengeſezte Wahrheit zu finden, und dadurch unſer Vergnügen zu vermehren. Denke das Gegentheil von dem, was dich ſchmerzt, und du haſt die Wahrheit gefunden, du weiſt ſodann, was der Zuſammenhang des ganzen Weltalters erfordert. Durch dieſen Weg offenbaren und verrathen ſich iedem Menſchen, der dieſen Wink befolgt, die Abſichten der Vorſicht. In dieſer Sprache ſpricht Gott zu iedem Herzen, und zeigt ihm ihn der Nähe die Mittel zu ſeiner Geneſung. Durch dieſen Schmerz fordert uns die Vorſicht auf, den Blik in uns ſelbſt zu werfen, die Quelle des zum Grunde liegenden Irrthums zu erforſchen, um das gegenwärtige Unangenehme bei einer wiederkommenden ähnlichen Gelegenheit weniger zu fühlen. — Und nun

denke

denke ich, kann ieder Unbefangene rufen, welches Gut iſt der Schmerz! wie herrlich iſt die Welt! wie gefährlich für die Tugend und Wahrheit iſt ein immerdauerndes ununterbrochenes Glük! wie wahr iſt der Ausſpruch des gröſten Weiſen: **wen ich liebe, den züchtige ich.**

Und nun lieber Leſer! laß uns zu deiner Erleichterung dieſe zerſtreute Säze ſammeln, und in ein Ganzes ordnen: laß uns verſuchen, wie weit die bloſſe Vernunft gehen, auf welche Art ſie ſich dieſe Gegenſtände vorſtellen könne.

Ich gehe zu dieſem Ende von einer beinahe allgemein anerkannten Wahrheit aus. Es iſt ein Gott, und dieſer Gott iſt Urheber dieſer Welt. Mit ienen, die Stolz oder Thorheit und Blindheit genug beſizen, um ſein Daſeyn zu läugnen, ſpreche ich hier nicht. Auch nur an die Verehrer eines einzigen Gottes geht meine Rede. Alle geläuterte Begriffe von dieſem Weſen führen dahinaus, daß er alle Geſchöpfe unendlich übertreffe, daß Er ganz Güte und Realität ohne

allem nur dem geringſten Mangel, ganz reinſte lauterſte höchſte Vollkommenheit ſey. Dies glaube ich, wirſt du mir zugeſtehen?

Der Leſer.

Sehr gern. Entweder iſt kein Gott, oder dieſer Gott iſt höchſt vollkommen.

Ich.

Es muß alſo auch wohl in ihm die höchſte und ungehindertſte Kraft und Würkſamkeit ſeyn?

Der Leſer.

Unthätigkeit kann unmöglich eine Eigenſchaft eines höchſt vollkommenen Weſens ſeyn.

Ich.

Alſo auch die höchſte Würkſamkeit auſſer ſich?

Der Leſer.

Sonſt wäre ſeine Würkſamkeit nicht die gröſte.

Ich.

Dieſe höchſte Kraft wird alſo auſſer ſich ſo viel hervorbringen, als möglich iſt? Es muß in

ihrem Weſen liegen, Schöpfer zu ſeyn? Ein Gott ohne Welt, und eine Sonne ohne Licht müſſen gleich undenkbare Dinge ſeyn? Die moſaiſche Cosmogenie kann daneben gar wohl beſtehen; denn dieſes Ganze kann unendliche Zeit vorher würklich geweſen ſeyn, ehe es in der Reihe ſeiner Entwiklungen dieſe Form erhalten, von welcher dort die Rede iſt.

Wenn aber die Urſache dieſer Welt ſo unendlich vollkommen iſt, ſo ſoll dieſe ihre Vollkommenheit nicht allein aus der Gröſſe, ſondern eben ſo ſehr aus der Güte ihrer Würkungen erkannt werden. Und hier ſtoſſen wir auf die verworrenſte und zugleich wichtigſte aller Fragen, auf den Urſprung des Uebels. Dieſe Frage beſchäftiget ſeit Jahrtauſenden die Köpfe aller weiſeren Menſchen. Alle Religionen ſind darauf gebaut, und die meiſte Erklärungsarten verwirren dieſe Frage ſelbſt noch ungleich mehr, als ſie ſolche erläutern. Man weis, was ſo verſchiedene ältere Völker darüber gedichtet, und die neuere und ältere Myſtiker darüber getraumt haben, um dieſe Frage zu entſcheiden. Man kennt

das

das gute und böſe Principium der Perſer, den Streit des Ahriman und Ormuzd, des Typhon und Oſiris bei den Egyptiern, die Büchſe der Pandora bei den Griechen, die Schwärmereien der Kabbaliſten und der Alexandriniſchen Schule, ſo wie der Gnoſtiſchen Partheien; aber der geſunde Menſchenverſtand ſieht an ihnen nichts weiter, als nichts erklärende Allegorien, Hypotheſen, unglükliche Verirrungen und fruchtloſe Bemühungen einer nach Licht und Wahrheit ſtrebenden Vernunft. Alle wurden häufige Uebel dieſer Welt und der Menſchen gewahr, ſie ſahen kein Mittel, ſie mit der Güte und Vollkommenheit Gottes zu vereinigen, und ſie nahmen zu Erdichtungen ihre Zuflucht, um doch lieber etwas falſch als gar nichts zu wiſſen.

Wenn alſo Gott die vollkommenſte Urſach iſt, wenn es unmöglich iſt, daß eine Realität der Grund einer Negation oder eines Uebels werde, wenn die Würkungen auſſer Gott ſo gut und vollkommen ſeyn müſſen, als möglich iſt, um Würkungen eines Gottes zu ſeyn, ſo denke ich, kann man nur auf zwei mögliche Erklärungsarten verfal-

verfallen. Dieſe Uebel ſind entweder gar keine Uebel, oder ſie ſind nicht von Gott.

Der Leſer.

Wenn ich nun die lezte Erklärungsart annehmen wollte?

Ich.

So würdeſt du dich genöthiget ſehen, eine andere Quelle nahmhaft zu machen. Du möchteſt nun dieſe in dem Menſchen ſelbſt, oder in der Materie, oder in mittlern Naturen, z. B. in Daemonen, einem Ahriman oder Typhon, oder ſonſt irgendwo ſuchen müſſen. Du würdeſt ſodann eingeſtehen müſſen, daß es entweder zwei unabhängige Weſen ein gutes und böſes gebe, welches leztere ſeine eigene von Gott unabhängige Exiſtenz hätte: oder du würdeſt alle Schwierigkeiten nur um ein Glied weiter hinausſezen, und am Ende Gott doch noch zum Urheber des Böſen machen. Es würde noch allzeit die Frage entſtehen, ob Gott dieſe Uebel nicht vermindern könne, oder wolle. Im erſten Falle würdeſt du ſeine Allmacht, im zweiten ſeine Güte verläugnen

nen müſſen. Du würdeſt dich genöthiget ſehen, zu einer Erdichtung oder Hypotheſe deine Zuflucht zu nehmen, bevor du es ernſtlich und kräftig genug verſucht hatteſt, die Natur des Uebels auf eine andere der Würde Gottes und des Menſchen angemeſſenere Art zu erklären.

Wenn alſo dieſe Uebel weder von Gott, weder von einem andern Weſen auſſer ihm ſind, ſo bleibt nichts übrig, als dieſe von uns ſo genannte Uebel ſind gar keine Uebel.

Der Leſer.

Aber wie wollen wir dieſes beweiſen? Dieſer Behauptung ſteht unſre eigene tägliche Erfahrung zu ſehr entgegen.

Ich.

Laß ſehen, ob du recht haſt?

Wenn dieſe Welt Gottes Werk iſt, ſo müſſen in ihr alle Theile in der gröſten Ordnung und Harmonie zuſammen ſeyn, und auf einander folgen: iede Begebenheit muß als Mittel, und als unfehlbares Mittel zum beſten allgemeinſten Zweck führen. Kein Theil muß in dieſer Abſicht

den andern hindern, ſondern alles muß ihn unausbleiblich befördern.

Der Leſer.

Wenn ich dies läugnen wollte?

Ich.

So würde ich dich fragen, woraus du den guten und ſchlechten Regenten eines Landes, die Vollkommenheit eines Baumeiſters, eines Uhrmachers, eines ieden Mechanikus erkennſt?

Der Leſer.

Ich würde antworten, aus der Anordnung und dem Verhältniß der Mitteln und Theile zu ihrem Zweck und Ganzen.

Ich.

Und wenn dieſes widrig und unſchiklich wäre, ſo würdeſt du ſagen, der Regent, der Baumeiſter ꝛc. ꝛc. ſeyen ſchlecht und unvollkommen. Wenn nun dieſes der Fall in der Welt wäre, woraus wollteſt du die Vollkommenheit ihres Urhebers erkennen?

Der Leſer.

Es würde mir genug ſeyn, daß der gröſte Theil der Welt ſehr vollkommen geordnet ſey.

Ich.

Ich.

Aber der Gott wäre noch gröſſer, der alle Theile ohne Ausnahm auf das beſte ſo geordnet hätte.

Der Leſer.

Ganz gewis, aber ob es möglich wäre?

Ich.

Scheint dir die Welt ein einziges Ganzes zu ſeyn?

Der Leſer.

Das iſt ſie.

Ich.

Das konnte alſo nicht anders ſeyn. Denn ſo bald gewiſſe Theile dieſer Welt nicht zu den Weltzweck paſſen, oder ihn hindern, ſo iſt die Welt kein Ganzes, ſo haben wir zwei Welten. Theile die befördern, andere die hindern.

Es müſſen ſich alſo alle Theile dieſer Welt dahin vereinigen, ein Ganzes zu machen? Kein Theil darf dieſem gemeinſchaftlichen Zweck auf einige Art hinderlich ſeyn?

Der Leſer.

Ich kann das nicht laugnen.

Ich.

Ich.

Du glaubſt doch auch, daß der Weltzweck etwas groſſes und gutes ſey?

Der Leſer.

Von Gott laßt ſich unmöglich etwas anders, als das höchſte Gute erwarten.

Ich.

Du glaubſt auch, daß niemand ſo ſehr als Gott im Stande ſey, die richtigſte und ſicherſte Anſtalten zu treffen, die zu dieſen Zweck führen?

Der Leſer.

Auch das glaube ich.

Ich.

Wenn nun alle Begebenheiten Theile dieſer Welt ſind, wenn ſie alle zu den Weltzweck ſicher und unausbleiblich als die beſte und weiſeſte Mittel geordnet ſind, wie kannſt du ſie bös nennen? Wo ſind die Uebel? Mußt du nicht eingeſtehen, daß alle Theile der Welt ſamt ihren Würkungen gut, vollkommen, vortreflich ſeyen, oder du läſterſt Gott?

Der Leſer.

Es halt ſchwer, das Gegentheil zu behaupten.

Ich.

So iſt es alſo auch wahr.

Jedes Ding der Welt iſt in iedem Moment ſeines Daſeyns ſo gut und vollkommen, als es der Zweck der Welt und ſeine gleichzeitige Lage mit den übrigen erfordern.

Jedes Ding iſt in iedem Moment ſeines Daſeyns, was es ſeyn ſoll.

Die anſcheinendſte Unvollkommenheit eines Dings, in einem gewiſſen gegebenen Moment, unter dieſer Rükſicht, iſt unter dieſer Beziehung und Rükſicht nicht Unvollkommenheit oder Mangel, ſondern die möglich gröſte Vollkommenheit, der es in dieſem Moment fähig war.

Der Leſer.

Und warum nennen wir es ſodann ein Uebel, eine Unvollkommenheit?

Ich.

Ich.

Da Menſchen dieſes innerliche ſo weſentliche Verhältnis der Dinge zum univerſal Zweck nicht allzeit einzuſehen im Stande ſind, da dieſe ihre Unvermögenheit ſelbſt höchſt nöthig iſt, um die auf ihr ſich gründende noch ferner nöthige Veränderungen hervorzubringen, ſo urtheilen dieſe Menſchen von der Güte und Vollkommenheit des Ganzen ſowohl als ſeiner Theile nach engern Beziehungen, Verhältniſſen und Intereſſen, nach dem Einfluß, den dieſe Dinge auf ihre dermalige Wünſche und gegenwärtigen Zuſtand haben; und in ſo fern, obgleich alles in der Welt gut iſt, indem es mit dem Beſten aller Zwecke übereinſtimmt, ſo finden Menſchen doch Mängel, Uebel, Unordnungen, Zerrüttungen in dieſer Welt. Sie nehmen daher Gelegenheit, die Weltbegebenheiten in gute und böſe einzutheilen: ſie werden um ſo mehr Uebels daran finden, je enger der Geſichtspunkt iſt, nach welchem ſie urtheilen. Dieſe Urtheile ſelbſt ſind das untrüglichſte Kennzeichen von ihrem Karakter, von ihrer Gemüthsruhe, von dem höhern oder mindern Grad ihrer Aufklärung und Weisheit; das untrüglich-

trüglichſte datum für Menſchenforſcher, ihre Gedenkungsart und Ideenreihe zu erforſchen.

Das Böſe in der Welt hätte alſo einmal ſeinen Urſprung aus der ſo nöthigen Verſchiedenheit der Geſichtspunkte und Intereſſe, aus der Vergleichung ieder Dinge mit denſelben. In ſo fern dieſe Geſichtspunkte allgemein und übereinſtimmend ſind, giebt es gar keine Uebel.

Der, ſo behauptet, daß etwas in der Welt ein wahres Uebel ſey, muß erweiſen, daß es den Zweck der Welt, die Glükſeeligkeit nicht eines oder mehrerer, ſondern aller Weſen, nicht für dieſen Augenblik, ſondern auf alle noch ſo entfernte künftige Zeiten hindere; daß dieſe Begebenheit, die für dieſen, für dieſes Land ein Uebel iſt, zu keiner Zeit, in keiner Zukunft eine reiche Quelle ſeines Glüks werden könne: und dann erſt, wenn er dieſes erwieſen, mag er mit Grund ſagen, daß etwas ein Uebel ſey.

Wenn ſodann weiter die Uebel die Quelle alles Misvergnügens ſind, ſo verſchwindet auch alles Misvergnügen mit ihnen, als die Folge mit ihrer Urſache. Und wenn der Egoiſt, der, ſo alles auf ſich bezieht, dieſe Uebel am meiſten ſieht, weil ſich die wenigſte Gegenſtände und Begebenheiten zu dieſer ſeiner Abſicht vereinigen, und folglich ihm als böſe erſcheinen müſſen, ſo beſtraft ſich auch der Egoismus am meiſten und empfindlichſten. Und wenn mit der Erweiterung unſres Geſichtspunktes, mit der Liebe unſrer ganzen Natur, mit dem Zuſammenflieſſen in und mit allen Weſen ſich die Uebel und folglich die Misvergnügen aus der Welt verlieren, wenn Glükſeeligkeit der Zuſtand des Geiſtes iſt, der in der Welt des Vergnügens mehr, und des Misvergnügens immer weniger empfindet, und der Uebel beſtändig weniger und weniger ſieht; So muß auch nothwendig und ganz allein unſre Glükſeeligkeit mit der Aufklärung, mit der zunehmenden Gleichgültigkeit gegen engere Bande und Verhältniſſe, mit der gehörigen Schäzung von dem Werth

der Güter, und mit der zunehmenden Erweiterung unſers Geſichtskreiſes beſtändig vermehrt werden. So iſt auch ganz gewis, iedes Misvergnügen das untrüglich verrathende Merkmal eines für dieſen Fall eingeſchränkten Kopfes, und eines eigennüzigen Herzens.

Der Leſer.

Wenn alſo die Welt durchaus vollkommen iſt, wie kann ich ſie von ihrem Urheber unterſcheiden? Beide ſind nach deinem Vortrag vollkommen.

Ich.

Dieſe Welt iſt gut, vollkommen, weil ſie Gottes Werk iſt. Aber ihre Vollkommenheit iſt nicht die Vollkommenheit Gottes: von dieſer iſt ſie gänzlich unterſchieden. Sie hat eine eigene ihrer Natur ganz allein angemeſſene Güte und Vollkommenheit. — Denn da Gott nur einzig iſt, die Würkung ſelbſt nicht iſt, folglich von ihr unterſchieden werden muß: da es eben darum unmöglich war, einen andern Gott hervorzubringen, und doch anbei ſeine Würkungen auſſer ihm nicht vollkommen, ſondern ſo vollkommen ſeyn müſſen,

als

als es nur ſeyn kann; da wir ſehen, daß dieſe Welt unaufhörlich verändert wird, und dieſes in ihrer Natur und Endlichkeit liegt, ſo konnte ſie und alle ihre Theile keine ſimultane Güte haben, ſondern eine dieſer Endlichkeit und Veränderlichkeit in möglichſten Grad korreſpondirende Vollkommenheit. Dieſe aber iſt keine andere als ſucceſſive Vervollkommnung, oder Perfektibilität, und alle Dinge auſſer Gott ſind perfektible Dinge. Und folglich wird die Welt ſamt ihren Theilen zwar unaufhörlich, aber nie in's ſchlechtere, ſondern allzeit in's beſſere verändert. Dadurch allein werden Unvollkommenheiten, die von endlichen Weſen untrennbar ſind, unſchädlich, Gott hat von ihnen den beſtmöglichen Gebrauch gemacht, ſie werden ſogar zur Quelle des Guten und der Vollkommenheit.

Dieſe Perfektibilität der Dinge macht nun, daß die Menſchen die Weltveränderungen abermal in gute oder böſe abtheilen, wenn ſie ein Ding vergleichen, mit dem, was es ſeyn

könnte, noch werden ſoll, was andere ſchon ſind, ſo nennen ſie es unvollkommen, bös. Sie ſchreiben dem Kind in Vergleichung mit dem Jüngling und ausgebildeten Mann Unvollkommenheiten zu. Aber ſie bedenken nicht, daß ein Kind ſelbſt als Kind ſey, was es in dieſer Lage und Alter ſeyn kann oder mus, daß es aufhören würde, ein Kind zu ſeyn, wenn es mehr wäre. Vergleichen ſie im Gegentheil etwas mit ſeiner eigenen vorhergegangenen noch gröſſern Unvollkommenheit, oder mit noch mangelhaftern Weſen, ſo nennen ſie es beſſer, vollkommner. Gut und bös ſind alſo relativer Natur, ſie ſezen eine Vergleichung voraus: alles kömmt auf den Maasſtab an, nach welchem dieſe Vergleichung geſchieht. Sie drüken das Urtheil aus, das wir in Rükſicht auf dieſe oder iene Beziehung gefällt; ſie zeigen den Ort und Geſichtspunkt an, aus welcher wir dieſen Gegenſtand betrachtet haben. Dieſer Geſichtspunkte und Maasſtabe ſind unendliche; daher die Verſchiedenheit der Meinungen über die Beſchaffenheit der Dinge. In dieſem Sinn iſt es alſo auch wahr, daß etwas gut oder bös ſey,

obgleich

obgleich an ſich nach dem allgemeinſten und höch-ſten allein richtigen Geſichtspunkt alles gut iſt; ſo wie an ſich nichts klein oder groß, nichts ſtark oder ſchwach iſt, ſondern alles erſt durch die Beziehung auf andere Gegenſtände, mit welchen dieſe Vergleichung geſchieht, dieſe Benennung erhält.

In ſo fern wir alſo dieſe perfektible Welt im Herunterſteigen betrachten, auf das, was ſie vordem war, ſo iſt ſie vollkommner, beſſer. Dafür verbürgen ſich Vernunft und Erfahrung, wie ich dir beweiſen werde, wenn wir uns wieder ſehen. In ſo fern wir an ihr unterſuchen, was ſie würklich iſt, ſo iſt ſie gut. In ſo fern wir Rükſicht nehmen auf das, was ſie noch werden kann, und noch werden mus, wäre ſie unvollkommen: wenn es nicht in dem Weſen der Welt, und aller ihrer Theile läge, von niedern ſich zum höhern ohne alles Hindernis hinaufzuarbeiten. Und immer wachſende Vollkommenheit, ungehinderter Fortgang von dem in iedem Moment Beſten zum abermal Beſten kann unmöglich Unvollkommen-

 heit

heit ſeyn; oder dieſe Unvollkommenheit entſteht daher, daß es unmöglich iſt, Gott zu ſeyn; Nur allein in Vergleichung mit Gott iſt dieſe Welt unvollkommen, denn ſie iſt Gott nicht.

Hier haſt du alſo nun zwei Quellen des Böſen in der Welt. Beide gründen ſich in der Art ſich die Welt vorzuſtellen; beide ſind relativ, und verändern ſich mit dem Geſichtspunkt, und zeigen iedes Uebel in einer beſſeren Geſtalt: und ich glaube ſogar, alle Uebel laſſen ſich auf dieſe beide Geſichtspunkte zurükführen. Und wenn dieſe Erklärungsart, leicht, faßlich, natürlich, tröſtend, und Gottes würdiger iſt, wozu brauchſt du deine Hypoteſen, die Gott und deine Natur herabſezen, dich nicht beſſer machen, und oft bis zur Verzweiflung treiben.

Nun laß uns noch weiter ſchlieſſen, dieſen Wink noch weiter verfolgen.

Wenn nun dieſe Welt perfektibler Natur iſt, ſo iſt ſie in keiner Periode ihres

Daſeyns, was ſie ſeyn kann, was ſie einſt ſeyn ſoll. Sie hat folglich wie ieder ihrer Theile niedrigere Stuffen von denen ſie ausgeht, welche ſie nach dem in der ganzen Natur ſo ſichtbaren Geſez der Kontinuität alle ohne Ausnahme durchlaufen mus, bevor ſie zu einer höhern Vollkommenheit gelangen kann. Dieſe niedrigere Stuffen heiſſen bei uns nach unſrem engern Geſichtspunkt Uebel, Mängel, Gebrechen. Dieſe waren beim erſten Entſtehen eines Weſens von ſeiner Natur unzertrennlich. Dieſer Uebel, Mängel und Gebrechen hat iedes Weſen in iedem Moment ſeines Daſeyns ſo viele als ihm noch zur Erreichung ſeiner höhern vollſtändigen Natur an Vollkommenheit mangelt. Wenn dieſe Mängel keiner Verminderung fähig wären, dann nur allein verdienten ſie den Namen eines wahren Uebels.

Unter den vielen unzählbaren Dingen, die wir kennen und erfahren, die um uns ſind oder waren, finden wir kein einziges, das ganz vollendet

lendet wäre. Daher iſt noch alles wachſende Kraft. Nichts in der Welt, die Welt ſelbſt iſt noch nicht vollkommen. Aber ihre Beſtimmung iſt der Vollkommenheit immer näher zu kommen.

Aber wenn dieſe Welt Mängel hat, und dabei nach ihrer Natur ein perfektibles Weſen iſt, ſo ſind dieſe Mängel in ihr blos um vermindert zu werden. Dazu mus ſie alle Anlagen und Anſtalten enthalten.

Der Leſer.

Nun kommt es darauf an, ob du unläugbar beweiſen kanuſt, ob ſie dieſe Anlagen und Anſtalten würklich enthalte.

Ich.

Dieſe Anlage und Anſtalten zur Verminderung ihrer Mängel und des Uebels ſind würklich in ihr enthalten. Dieſe Uebel und Mängel vermindern ſich nothwendig

1) Durch

1) Durch die Bedürfniſſe, ſo ſie bei allen empfindenden Weſen erweken, durch den Schmerz und unangenehmen Eindruk, den ſie bei allen verurſachen.

2) Durch den Trieb und die Einrichtung unſrer Natur, allen unangenehmen Eindruk zu entfernen.

3) Durch die daher erfolgende Anſtrengung unſrer Kräfte.

4) Durch die eben dadurch bewürkte Uebung und Entwiklung derſelben.

5) Durch die damit unzertrennlich verbundene Vervollkommnung unſres Geiſtes, und unſrer höheren Kräfte.

Alſo ſind Uebel in der Welt, um unſre Kräfte zu üben, uns dadurch vollkommner zu machen, und in's beſſere zu verändern.

Dieſes höhere beſſere, ſo wir dermalen kennen, iſt Geiſteskraft, ſind vorſtellende denkende Weſen. Folglich geht die Welt von dieſer Unvollkommenheit aus,

es ſind noch immer ſo viele Mängel in ihr, um ſo viele, und ſo hohe denkende Kräfte zu entwikeln, als der Zweck und der Zuſammenhang des Ganzen erfordert.

Und wenn nun durch Bedürfniſſe und Uebel unſer Geiſt vorzüglich in Thätigkeit verſezt wird, dieſe Thätigkeit allein Leben unſers Geiſtes iſt, und ſeine Vollkommenheit darinn beſteht, von den Eindrüken der Dinge auf uns und auſſer uns ſo wenig als möglich abzuhangen, ſich von den leidenden Gefühlen loszureiſſen, entgegen zu würken; ſo haben alle Uebel der Welt die Eigenſchaft, dieſen Zweck der Welt nicht nur allein nicht zu hindern, ſondern vorzüglich zu befördern: ſie ſind folglich für ieden, der ſie gehörig benuzen kann, wünſchenswerthe und vorzügliche Güter.

Die Vorſicht hat ſolche weislich nur ihren Lieblingen in einem groſſen Maas zugedacht, um nach den Plan der Welt ihren Geiſt früher zur Reife

Reife zu bringen, um ſie, ſtatt der ſo gefährlichen und iede Geiſteskraft einſchläffernden äuſſerlichen Güter, zu entſchädigen: und die Tugend keines Menſchen iſt bewährt und zuverläſſig, ehe er ſich in Gelegenheiten, Unglük und Gefahren gezeigt und geübt hat. Beſtändiges Glük iſt wahrhaftes Unglük; ſo wie die beſtändige zu groſſe Güte eines Herrn und Vaters Diener und Kinder zuverläſſig verdirbt. Es wird noch lange dauren, bis die Zeit kömmt, wo ieder ſeiner innern Herzensgüte folgen kann, ohne andere dadurch zu verderben, ſie leichtſinniger und unſittlicher zu machen.

Dieſe Uebel und Schwierigkeiten ſind die Schule, in welcher ſich groſſe Geiſter bilden, und die nöthige Erfahrungen ſammeln; die Welt ſelbſt iſt ein groſſes ungeheures Erziehungshaus, und der ganze Lauf der Welt pädagogiſch, eine allgemeine Erziehungsanſtalt.

Geiſter ſind der Endzweck der ganzen Schöpfung: und es giebt etwas,

das

das wir Materie nennen, weil es Geiſter geben ſoll. Alles iſt Mittel, um Geiſteskraft zu entwiklen, alle Vorfälle und Erſcheinungen zwecken dahin ab. In dem Zuſammenhang dieſes Weltalls ſind der Starke und der Schwache, der Reiche und der Arme, der Unterthan und der König, der Unwiſſende und Gelehrte nichts weiter als Weſen ganz von demſelbigen Urſprung und Art, die ſich für die Zukunft entwikeln. Und der Werth der Materie (ſie ſey nun Erſcheinung oder reel) beſteht in der Fähigkeit, dieſe Geiſteskraft zu reizen, und der Vollkommenheit näher zu bringen. Sie hat die Eigenſchaft, ſinnliches Vergnügen und körperlichen Schmerz zu erweken, und Menſchen haben die entſprechende Fähigkeit, das eine zu ſuchen, und das andere zu fliehen, weil dieſe beide Mittel und Triebräder ſind, empfindende denkende Weſen in Thätigkeit

zu

zu verſezen. **Vergnügen iſt alſo Mittel, nicht Zweck. Jede Geiſtesvollkommenheit würkt Vergnügen, aber nicht iedes Vergnügen würkt Vollkommenheit des Geiſtes.**

Uebel ſind alſo die Stuffen, durch welche wir uns in dem Reich und Gebiet der Geiſter in der uns wartenden Zukunft auf eine ſehr unterſcheidende Gröſſe über andere hinaufarbeiten ſollen. Dürftigkeit, Verleumdung, Verachtung, Niedrigkeit verſchlimmern den Zuſtand unſrer Seele, unſren innern Gehalt nicht, ſie erhöhen ihn vielmehr. Dieſe durch ſie bewürkte Erhöhung und Erleuchtung wird uns dann erſt am meiſten nuzen, wenn uns alles äuſſere verläſt, und innerer Werth allein für unſer künftiges Daſeyn entſcheiden wird. Menſchen können mir unrecht thun, ſie können mich verkennen, und ſie thun mir dadurch gutes, ſie treiben mich in mich ſelbſt zurük. Ich kann dabei ruhig, zufriedner, und für die Zukunft ſeeliger ſeyn, als ſie es ſind. Darum Ihr Uebeln, wenn mir alles Aeuſſere mangelt, ſeyd ihr meine Güter!

Wenn die Natur dieſer Welt erfordert, daß ſich alles in's Beſſere verändere, alſo auch dieſe Erde. Einen Blik zurük in die Vorwelt. Wie ſehr hat ſich nur ſeit ungefähr zwei tauſend Jahren ihre Oberfläche durch die Kunſt und Induſtrie der Menſchen in's Beſſere verändert? Welche Wildniſſe ſind ausgereutet und nunmehro blühende Wohnſize der Menſchen? Wie ſehr haben ſich dieſe einander genähert und vermehrt? Aber kaum iſt noch die Hälfte der Arbeit geſchehen; und doch iſt ſchon das Klima ſo vieler Erdſtriche gemildert, und die fortſchreitende Inklination der Elliptik zum Aequator läßt eine dritte Bewegung der Erde vermuthen. Das Zuſammenfallen dieſer beiden Kreiſe verſpricht der ganzen Erde nur zwei Jahrszeiten, einen fortdaurenden Sommer und Frühling. Der Winkel dieſer beiden Kreiſe war alſo vordem ſtumpfer, vielleicht von 45 oder mehrern Graden? Und wie viel lieſſe ſich aus dieſer Vorausſezung für einen ältern Zuſtand der Erde folgern? Ich möchte gern eine Vermuthung wagen, aber ich laufe Gefahr, eine groſſe Dummheit zu ſagen, denn ich bin kein Aſtronom. Wäre es denn ſo ganz unmög-

unmöglich, daß einſt in ſehr entfernten Zeiten die Elliptik durch beide Pole gegangen wäre, und den Aequator in einem rechten Winkel zu 90, 0 durchſchnitten hätte: mir ſcheinen die in den kältern Zonen unſrer Erde ſo häufig gefundene Verſteinerungen und Knochen von Thieren aus wärmeren Himmelsgegenden dieſe Vermuthung zu unterſtüzen. Vielleicht war dieſe die erſte und urſprüngliche Stellung unſrer Erde? Vielleicht war ein gählinger durch die Annäherung eines Kometen verurſachte Umſchwung und Verrükung aus der vorigen Lage die Urſach von den groſſen Verwüſtungen unſres Erdballs durch Wäſſer, deren Spuren wir noch überall finden? — Dies ſind freilich nur Vermuthungen, aber ſie ſind doch immer ſo viel werth, als die wieder auflebende ſchwärmeriſche Einfälle von einem tauſendiährigen Reich.

Die Vollkommenheit des Ganzen entſteht aus der Vollkommenheit ſeiner Theile, und einer dieſer Theile, der Erſte den wir kennen, iſt unſer Geſchlecht. Alſo auch dieſes wachſet unaufhörlich an Vollkommenheit.

Immer mehrere Menſchen gehen aus der Wildheit hervor: immer werden ihre Bedürfniſſe häufiger und feiner; beinahe alle Völker der Erde ſtehen in einem nahen wechſelweiſen Verkehr: immer erhalten mehr Dinge einen Werth: immer werden neue Entdekungen gemacht, deren wohlthätiger Einfluß ſich über Erde und Menſchen verbreitet: immer von ieder Zeit zur andern werden obgleich langſam gute Grundſäze herrſchender, allgemeiner, und gehen in die Denkungsart ganzer Völker über, und mildern ihre Sitten: immer vervielfältigen ſich die Mittel zur Erkenntnis und Wahrheit.

Von dieſem ganzen Geſchlecht, deſſen noch ein ſehr hoher Grad von Vollkommenheit wartet, bin auch ich ein Theil. Jeder einzelne Menſch iſt es auch. Keiner von allen, die vor mir waren, hat hier unten ſeine Rolle vollendet, und doch ſind wir alle zur Vollendung beſtimmt. Wir ſind etwas, aber in Vergleichung mit dem, was wir werden können, ſind wir nichts. Unſer Hunger nach Wahrheit iſt erwekt, und wie wenig geſtillt? Wenn keine fortdaurende vorſtel-

lende

lende Kräfte in der Welt ſind, wenn wir ſelbſt nicht eine derſelben ſind, ſo iſt alles nur halb, ſo iſt alles ohne Zweck, ſo ſind die gröſte Gegenſtände des Wiſſens ohne Weſen, die ſie erkennen: ſo hören wir gerade da auf, wo es erſt der Mühe werth wäre zu ſeyn: alſo muß ich fortdauren, meine Hülle und Erdenform überleben. Ewiger Tod und Schlaf der Geiſter ſind in einer Welt, wo alles lebt, würkt, und ſich in's Beſſere entwickelt, ganz unmögliche Dinge.

Wenn in dieſer Welt alles ſucceſſive Entwiklung in's Beſſere iſt, und doch keine Würkung ohne Urſache erſcheinen kann, ſo gründet ſich alles in allem, ſo iſt das gegenwärtige ſchwanger von der Zukunft, ſo iſt in dieſem Weltall alles beſtimmt. So beſtimmt auch mein dermaliger Zuſtand den Kommenden, mein Leben hier unten jenes dort oben. Ich werde alſo dort in dem Maas anfangen, als ich hier endige. Aber dies alles, was mich hier über meines gleichen erhoben hat, kann mir dort in die-

ſer neuen Heimat nichts nüzen. Denn dies alles verläßt mich, ſo wie ich es verlaſſe, ſelbſt mein Körper wird verweſen. Aber ich, mein Geiſt, wird noch leben. Dies allein, was ihm zugehört, ſeine Eigenſchaften, ſeine Vollkommenheiten, die ich mir hier unten erworben habe, und nun mit mir hinüber trage, weil ſie ich ſelbſt ſind, dieſe allein können mir vorträglich, alles übrige entbehrlich ſeyn. Unter dieſe geſammelte Geiſtesvollkommenheit, die erſt dort ihren noch ausſtändigen Lohn erhalten ſoll, gehören dann auch dieſe hier unten bezeigte Geduld in ſo mancherlei Leiden. Dieſe meine Unerſchrokenheit und Muth in den Gefahren, dieſe meine obgleich hier ſo oft verkannte Reinigkeit meiner Abſichten, dieſe in mir herrſchende und durch keine Unfälle erſchütterte Neigung, allzeit das Beſte zu thun, dieſe meine Selbſtverläugnung, und Ergebung in den Willen der Vorſicht, dieſe Zufriedenheit mit meiner Lage.

Wer alſo für die Zukunft ſorgt, wem ſein dauerhaftes Wohlſeyn näher liegt, als das kurze hier vorübergehende, der muß ſich nothwendig

hier

hier unten Vorrath ſammlen, ſich nicht ſchämen, hier unten klein zu ſeyn, um dort gros zu werden, wo die Gröſſe bleibender und dauerhafter iſt: der muß hier ſchon ſorgen, daß es den Aeuſſerungen ſeiner Kräfte, ſeinen Handlungen an Vollkommenheit nicht gebreche; und wenn Geiſtesvollkommenheit der einzige höchſte Zweck des Menſchen ſeyn ſoll, ſo ſind auch alle Handlungen unvollkommen, ſezen mich im Reiche der Geiſter herab, die einen andern niedrigern Zweck zum Hauptzweck machen, wo Reichthum, Macht, äuſſerliche Ehre, Ruhe, und ſinnlicher Genus als die erſte und weſentlichſte Güter geſucht und begehrt werden, Güter, die nur in ſo fern einen Werth haben, als ſie die höhere nicht hindern, als ſie ſolche befördern, oder erleichtern, als Mittel nicht als Zweck.

So nothwendig aber auch gute Handlungen für die Zukunft ſind, ſo wenig können dort einzelne gute Handlungen entſcheiden, wenn die Quelle unrein, und der Karakter unvollkommen iſt, deſſen Aeuſſerungen ſie ſind. Dort wird nach den Abſichten, nach den Bewegungsgründen, nach dem ganzen

Karakter, nicht nach einzelnen guten Würkungen geurtheilt. Wie kann hier Genugthuung durch andere Statt haben? Wie ihre gute Handlungen meine Verbrechen vermindern, wenn ihre Werke nicht die meinige ſind, wenn fremde Handlungen meine Geiſtes Stimmung niemalen verändern? Wenn dazu kein anderer Weg iſt, als — Beſſerung, und Vervollkommnung meiner ſelbſt? Wenn die Folgen meiner Handlungen, meiner gröſſern oder mindern Fähigkeit, den Zuſammenhang und das Verhältnis der Dinge in dieſer Welt einzuſehen, ſind und bleiben? Was kann ich blinder ſehen und unterſcheiden, weil andere ſehen? Wie unwürkſam mus meine Heuchelei ſeyn? Was nüzt es mir, daß ich hier dem Menſchen beſſer ſcheine, als ich bin, wenn ſogar meine Gedanken, und nichts ſo ſehr als dieſe gegen mich zeugen und auftretten ſollen? Wenn wollen ſo viel als gethan iſt? Wie kann ich mich losmachen von den üblen Folgen, die eine unvollkommene Seelenſtimmung unzertrennlich begleiten?

Dieſe

Dieſe ſind nun die Grundſäze, wie ſie ſich zum Troſt und zur Vervollkommnung des Menſchen nach meinen Begriffen, nach der bloſſen Vernunft denken laſſen. Sie können falſch ſeyn, aber ſie verſchlimmern gewis keinen Menſchen, und ich denke, dies ſoll machen, daß dieſe Fehler Nachſicht, Duldung, und belehrende Zurechtweiſung verdienen: ſie werden vielen misfallen, die ſchon ein anders bequemeres Haus nach ihren Bedürfniſſen bewohnen. Sie ſind auch eben ſo wenig nicht für die Kinder des Glükes, ſolang die Sonne ſcheint, und der Sturm nicht hereinbricht. In den Zeiten der ſich allein überlaſſenen Vernunft hat der Gedanke an Gott im Kontraſt mit dem menſchlichen Elend das Bedürfnis nach ihnen erwekt, ſie erfunden, und erzeugt. Sie kommen aus der Schule des Unglüks, und haben manchen Leidenden mit Gott und der Natur ausgeſöhnt, und ſind erquikender Balſam auf iedes tief verwundete Herz. — So wie ich ſie oft und lebhaft denke, ſo erhebt ſich meine Seele. Ich bete Gott an in der Einfalt meines Herzens. Die Gröſſe ſeiner Werke ſezt mich in Erſtau-

nung, und ich kann ihn zärtlich lieben, weil er ſo väterlich für mich ſorgt. Ich fühle meine hohe Beſtimmung und Würde, und ich freue mich ein Menſch zu ſeyn. Ich ſehe Gebrechen und Mängel, und ich erzürne mich nicht; ich kann ſie ſogar dulden und lieben, weil ich weis, wozu ſie da ſind, und dieſer Zweck iſt, mich beſſer und ſeliger zu machen. Meine Feinde erſcheinen als meine Wohlthäter; Ich fühle Muth, Beruf und Kraft in mir, alle Gebrechen nach meinen Kräften zu vermindern, und ich bin ruhig, wenn der Erfolg meinen Wünſchen und Erwartungen nicht entſpricht. Mir iſt es ſchon genug, daß ich alles Gute ernſthaft gewollt habe, daß der Erfolg nicht allzeit von mir, ſondern von Umſtänden auſſer mir abhangt, daß mir nichts kann zugerechnet werden, was meine Kräfte überſteigt. Ich fühle mich ſtark genug, iedes Uebel zu ertragen, weil es Mittel iſt, mich zu meiner Vollkommenheit zu führen. Dem ewigen Wechſel von Furcht und Hofnung, von Macht und Niedergeſchlagenheit bin ich weniger unterworfen; was andere ſo ſehr ſuchen, kann ich entbehren; ich

begegne

begegne keinen auf ſeinem Wege, und ich kann niemand beneiden, daß er beſizt, was ich weniger ſuche. Ruhe und Gleichheit des Gemüths füllen meine Seele. Alles iſt gut, und es iſt ein Gott, der für mich ſorgt, warum ſoll ich mich betrüben? Was kann mir wiederfahren, das mir nicht gut wäre? Nur dann, wenn ich dieſe Grundſäze vergeſſe, wenn mich die Sinne dahinreiſſen, werde ich muthlos und ſchwach. Ich kann nur misvergnügt ſeyn, wenn ich ſie verkenne: In dem Maas, als ich mich davon entferne, weniger oder mehr.

Der Leſer.

Nach der Art, wie dieſe Säze zuſammengefaßt, dargeſtellt und an einander gereihet ſind, wird es ſchwer ſeyn, einen entſcheidenden Einwurf aus der Vernunft dagegen vorzubringen. Nur eines ſcheint mir noch zu fehlen: es wird nöthig ſeyn, wenn ſie ihre Vollwürkung hervorbringen, und allen vernünftigen Zweifel entfernen ſollen, daß ſie ſinnlich, anſchaulich gemacht, und vorzüglich durch die Erfahrung und Geſchichte aller Zeiten beſtärkt werden. Soll es

alſo ausgemacht, und durch die Geſchichte ſelbſt erweislich ſeyn, daß die Welt und Menſchen ſich ſtuffenweiſe zur Vollkommenheit entwiklen?

Ich.

Dies zu beweiſen, wie ich hoffe, daß es mir gelingen werde, ſoll der Gegenſtand unſrer künftigen Unterredung ſeyn. — Bis dahin gehab dich wohl.

Ende des dritten Geſprächs.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

XX VII.94

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Weishaupt, Adam, 1748-1830

Apologie des Misvergnügens und Uebels 3 Gespräche

Bd.: [1]

Frankfurt und Leipzig 1787

Ph.sp. 929-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10044731-6
VD18 8003568